

Helv. 344

Grac

SCHWEIZER

ANGEBOT

Druck und Verlag

Druck und Verlag

Druck und Verlag

Druck und Verlag

Druck und Verlag

Druck und Verlag

H. Helvet.

m

Der
SCHWEIZER

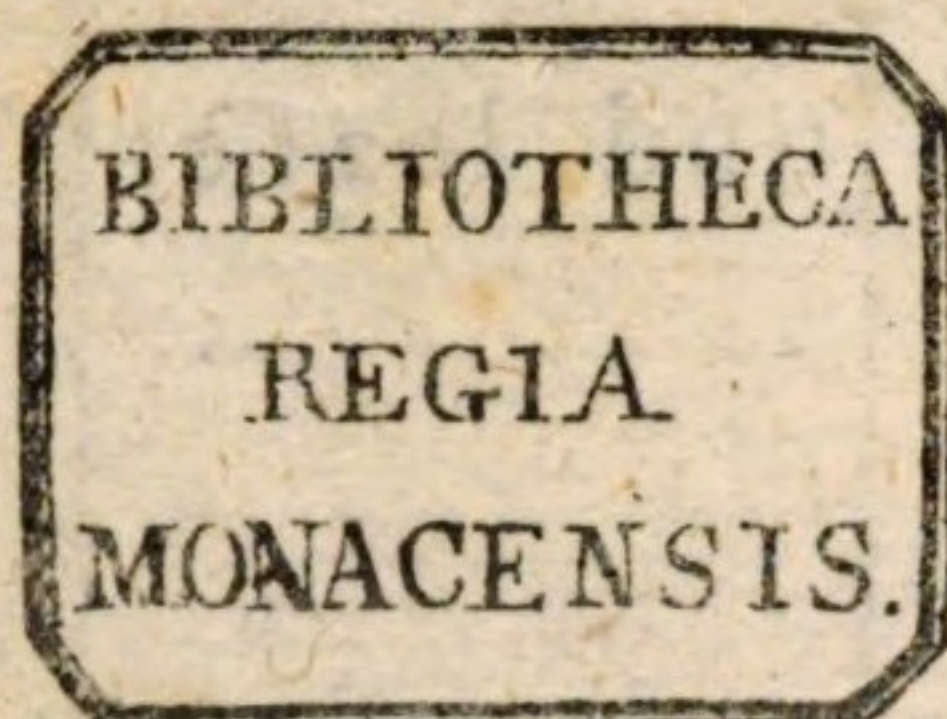
auf dem
RIGIBERG.

Dritter und letzter Theil.

St. Gallen,

bey Huber und Compagnie.

1806.



Darstellung
eines Theils
der
Schweizergeschichte

von

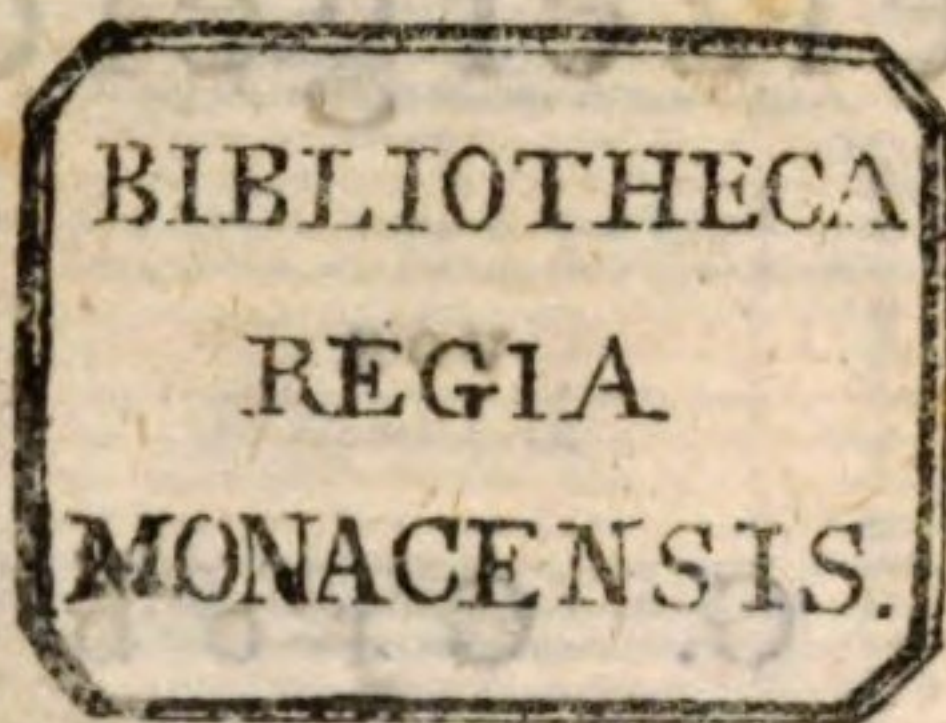
G. G r o b.

R

Zweiter und letzter Theil.

St. Gallen,
bey Huber und Compagnie.

1806.



V o r r e d e.

Ad haec tempora perventum est, quibus nec vitia nostra, nec remedia pati possumus.

Livius.

Non statim deterius est, quod diversum est, vitio autem malignitatis humanae vetera semper in laude, praesentia in fastidio sunt.

Tacitus.

V. 1. 1. 1.

Ad hoc responsum petendum est, quod
has nec vicia nec, nec remedia pati pos-
sumus.

Livius.

Non solum dicitur est, quod divinum
est, vito autem negligenter humanas veteres
semper in laudo, praesentia in laudio sunt.

Tacitus.

Als ich die aus dem Livius entlehnten Worte — Wir befinden uns jetzt in einer Lage, die uns nichts Gutes ahnen läßt — zum Motto für die letzte Vorlesung des ersten Theils dieser historischen Darstellungen wählte, war es nicht bloß die Hinsicht auf die Lage der alten Eidgenossen in den Waldstätten, sondern vornehmlich auch die Hinsicht auf die, im Jahr 1796 und 1797 obwaltenden, Umstände meines Vaterlandes, was mich zu dieser Wahl bestimmte; es war eine kummervolle Ahndung, die damals jeder unbefangene Schweizer-Patriot in seiner Brust nährte, der, ohne viel Scharfsinn oder einen prophetischen Geist haben zu müssen, nur einige Aufmerksamkeit auf die Umstände und Ereignisse in und außer seinem Vaterlande richtete. Es ist weder meine Neigung noch hier der schikliche Ort, diese Umstände und

Er-

Ereignisse zu schildern, die so beschaffen waren, daß sie den Ausbruch eines in den Gemüthern schon vorhandenen, von innen gährenden und von aussen angefachten Bürgerkrieges befürchten ließen, der nicht lange ohne gewaltfame Einmischung der bereits im Kriege begriffenen großen Mächte geführt werden konnte. Diese Einmischung erfolgte noch vor jenem Ausbruche; sie war hart und ungerecht, und mußte bey jedem Schweizerbürger die schmerzhaftesten Empfindungen erzeugen, die er nur durch den Gedanken einigermaßen lindern konnte, daß ein Bürgerkrieg doch noch das grössere Uebel gewesen wäre.

Vielleicht wird man mir den Vorwurf machen, daß ich in der Vorrede zum ersten Theile manches über den Zustand und besonders über die Kräfte und Vertheidigungsmittel der Schweiz gesagt habe, was mit jener Ahndung und den bald darauf erfolgten Ereignissen in einem offenbaren Widerspruche stehe. Es sollte mir nicht schwer
fal-

fallen noch jezt zu rechtfertigen, was ich damals geschrieben hatte, es würde aber dazu eine Weitläufigkeit erfordert, welche dem Leser nicht angenehm seyn könnte. Nur eine einzige Bemerkung mag hier stehen, inwiefern sie zu einer Rechtfertigung gegen jenen Vorwurf dienen kan, sey dem Urtheile des Lesers überlassen. — Kein guter Bürger wird gern öffentlich von Dingen sprechen, welche nur geeignet sind seine Mitbürger, wenn sie darauf achten, muthlos zu machen; lieber wird er ihre Aufmerksamkeit auf dasjenige zu richten suchen, was vermögend ist ihnen Muth einzuflößen; es fragt sich dann nur, ob dasjenige, was er sagt, Wahrheit sey? Nun haben eben die neuen, freylich höchst unglüklichen Ereignisse bewiesen, daß ich von den Kräften der Schweiz eher zu wenig als zu viel gesagt habe, denn die Schweiz (und Niemand kan es bezweifeln, wer auf die, im Druke erschienenen allgemeinen und besondern Kriegs-Unkosten-Verzeichnisse nur einen flüchtigen Blick geworfen

fen hat) Die Schweiz hat selbst in ihrem Falle Kräfte entwickelt und sichtbar werden lassen, über welche Auswärtige erstaunten, und die Schweizer selbst sich wunderten — „Wer hätte geglaubt (hörte man sie „überall sagen) dafs wir so viel vermöchten, „so viel aushalten könnten! Was hätte mit „so vielen Kräften, die wir jetzt für Fremde „anstrengen und aufopfern müssen, ausgerichtet werden können, wenn sie vereinigt „zur Vertheidigung des Vaterlandes wären „angewandt worden! Ach! (wurde gewöhnlich mit einem schweren Seufzer hinzuge- „setzt) Ach! dafs wir nicht einig seyn konnten!“ — Ja wohl fehlte es an Einigkeit, die sich leider blos durch fromme Wünsche nicht erhalten läfst, und welche damals eine politische und moralische Unmöglichkeit war.

Wir befanden uns in einem Zustande, der demjenigen des römischen Volkes ähnlich war, von welchem Livius sagt — „Es ist so weit mit uns gekommen, dafs wir weder unfre Gebrechen noch die

die Heilmittel derselben ertragen können.“ — Die, aus mannigfaltigen Ursachen entstandene Trennung der Gemüther in ihren Begriffen und Meinungen von Herrschaft und Freyheit, von Pflichten, Rechten und Befugnissen u. s. w. mußte unser Verderben bewirken; das ward allgemein eingesehen; aber die Vereinigung der Gemüther erforderte Aufopferungen und eine Selbstverläugnung, welche schmerzlicher schien, als die Gefahr des gemeinschaftlichen Unterganges. Da im Sturze selbst und nach demselben Einigkeit der, aus so mannigfaltigen Ursachen erbitterten, Gemüther noch weniger möglich war, schien Einheit in der politischen Form desto nothwendiger; aber auch diese konnte man nicht ertragen. Gleich einem abgematteten Kranken hat man sich das letzte Heilmittel, die Mediations-Acte, zwar ungern aber doch ohne Streuben gefallen lassen; vielleicht dafs sie durch eine heilsame Krisis Genesung bewirkt.

Niemand wird sich darüber wundern, daß es mir während der Revolutionszeit an Muth und Neigung fehlte diese Vorlesungen bekannt zu machen. Wäre die Schweiz, wie es oft das Ansehen hatte, ihres Namens und ihrer Selbstständigkeit beraubt, ein Opfer der übermächtigen Habfucht geworden, so würde ich ihr Schiksal beweint, und diese Blätter an ihrem Grabe zernichtet haben: Aber noch ist ihr ein Daseyn vergönnt, welches freylich nur ein schimpfliches und unsicheres Lehnsgut der schlaunen Großmuth oder der mächtigen Eiferfucht bleibt, wenn es unter die Obhut einer niedrigen, klügelhaften und engherzigen Selbstfucht fällt; welchem hingegen wahre Staatsklugheit und Patriotentugend eigene Würde und eigene Lebenskraft verleihen könnte. Noch wird der Schweizerbürger von dem Lesen oder Schreiben der Geschichte seines Vaterlandes nicht durch die marternde Verstellung zurückgeschreckt, daß es — nicht mehr ist.

Die

Die alte Geschichte der drey Urcantone, auf die sich meine Darstellungen beschränken, ist bis auf eine gewisse Epoche diejenige eines edeln, verständigen und tapfern Volkes. Nachher rissen auch bey ihm mancherley Verderbnisse ein; gleichwol behielt es einige alte Tugenden und den alten Ruhm; günstige Vorurtheile bedekten oder entschuldigten seine Fehler, und so möchte auch ich den Nachkommen aus Achtung für ihre Vorfahren durch eine Schilderung dieser Fehler nicht wehe thun. Mögen sie ihren wahrhaft ehrwürdigen Vorfahren rühmlich nacheifern und ihnen — an Verstand und Biederfinn, an Mäßigung und Edelmuth ähnlich werden! Mögen sie es einsehen lernen, daß weises Fügen nach Zeit und Umständen nichts Unmännliches, und daß dasjenige, was von dem Alten abweicht, deswegen nicht auch gerade das Schlimmere ist! Mögen sie es nie vergessen, was sie vor wenigen Jahren so schmerzlich erfahren mußten, daß es auch ihnen nicht wohl gehen

hen kan, wenn es ihren Bundesbrüdern übel geht.

Die in diesem Bande enthaltenen Vorlesungen sind alle vor dem Jahr 1798 geschrieben worden, nur wurde der wirkliche Vortrag der Lezten über die Geschichte Wilhelm Tells wegen der dazwischen gekommenen Revolution bis auf das Jahr 1804 verschoben. Ich übergebe sie dem Druke ohne einige Veränderung, theils, damit der Argwohn nicht statt finden könne, als hätte ich irgend einer von den verschiedenen durch die Revolution erzeugten politischen Partheyen das eine oder andere zu lieb oder zu leid geschrieben; theils, weil ich auch ohne diese Rücksicht nach einer bedächtlichen Durchlesung keine Ursachen zu einer Veränderung zu finden glaubte. Vielleicht mag hie und da eine Stelle mit neuen Erfahrungen, Ansichten und Urtheilen nicht übereinstimmend scheinen, aber es fragt sich nur, ob sie, aus dem Standpunkte der Geschichte vor der Revolution angesehen, wahr und rich-

richtig ist; vielleicht mag hie und da eine Stelle ganz das Ansehen haben, als wäre sie mit Hinsicht auf die Revolutionsgeschichte geschrieben worden; aber der Leser weiß nun, daß eine solche Hinsicht vor der Revolutionsepoche nicht statt finden konnte.

Ohne Zweifel wird es jeder Geschichts-Freund billigen, daß ich diese Vorlesungen nicht weiter fortgesetzt habe, denn die Geschichte der Urcantone ist mit und seit dem glüklichen Aufstande wider die Landvögte so vielfältig und umständlich erzählt worden, daß eine neue Bearbeitung derselben nur eine überflüssige Wiederholung scheinen müßte, und zudem wird diese Geschichte, ob sie gleich diejenige eines sehr kleinen Völkgens ist, von diesem Zeitpunkte an so fruchtbar und reichhaltig, daß sie, nach der Manier dieser Vorlesungen behandelt, zu einer Mißgeburt von Weitschweifigkeit geworden wäre. Sollte ich mich also in der Folge doch noch zu einer Fortsetzung entschließen, so könnte sie meiner Ansicht und Absicht gemäfs,

mäfs, keine Arbeit in der Manier dieser Vorlesungen, sondern sie müßte ein ganz verschiedenes, neues Werk seyn; eine gedrängte Erzählung des Geschichtlichen, mit kritischer Treue geschrieben, und mit pragmatischer Darstellung des moralischen Triebwerks der politischen Handlungen und Ereignisse begleitet. Dafs eine solche Bearbeitung der Geschichte der Urcantone, ungeachtet sie in alten und neuen Zeiten vielfältig behandelt worden ist, doch nicht überflüssig wäre, beweisen die mannigfaltigen Vorurtheile, welche in Beziehung auf das Volk in diesen Cantonen während der Revolutionszeit sowohl in der Schweiz als in dem Auslande sich geäußert und nicht unwichtige Folgen gehabt haben. Allein diese Arbeit möchte ich lieber einem geschikteren Manne empfehlen als selbst unternehmen.

St. Gallen am 1 April 1804

G. Grob.

Latei.

Lateinische Stellen.

V o r r e d e.

Ad haec tempora perventum est, quibus nec
vitia nostra, nec remedia pati possumus.

Livius.

Non

Non statim deterius est, quod diversum est:
vitio autem malignitatis humanae vetera semper in
laude, praesentia in fastidio sunt.

Tacitus.

I. Vorlesung.

Etenim ignavia nemo immortalis factus.

Salustius.

Quomodo pessimis imperatoribus sine fine do-
minatio, ita quamvis egregiis modus libertatis placet.

Tacitus.

II. Vorlesung.

Externus timor, maximum concordiae vinculum.

Livius.

Est ne viris reliqui aliud, quam solvere inju-
riam aut mori per virtutem.

Salustius.

III. Vor-

III. Vorlesung.

Sunt, quos nec lex, nec pudor coercet.

Livius.

Multa, quamvis sint gravia, atque acerba,
Fortuna nostra nobis suadet.

Livius.

— — — — — Vivite fortes.

— Fortiaque adversis opponite pectora rebus.

Horatius.

IV. Vorlesung.

Virtus ex omni saevitia fortunae emergit.

Livius.

Suo quisque periculo furit.

Livius.

Certaminis adversa pro libertate potiora sunt
forti viro, quam omnino non certavisse.

Sallustius.

V. Vor-

V. Vorlesung.

In districtis necessitatibus nihil tam leve est, quod non interdum etiam contra Sperata, rerum afferat momenta magnarum.

Ammian Marcellinus.

Vir fortis mavult bene mori, quam turpiter vivere.

Livius.

Audendum est aliquid universis, aut omnia singulis patienda.

Livius.

VI. Vorlesung.

Omnes qui magnarum rerum consilia fuscipiunt, estimare debent, an, quod inchoatur, Reip: utile, ipsis gloriosum, aut promptum effectui, aut certe non arduum sit. Simul ipse, qui suadet, considerandus est, adjiciatne consilio periculum suum: et,

fi

si fortuna coeptis affuerit, cui summum decus acquiraretur.

Tacitus.

— — — Quid enim? concurritur: horae
Momento cita mors venit, aut victoria laeta.

Horatius.

VII. Vorlesung.

Communis utilitas societatis maximum vinculum est.

Livius.

Iustum est bellum, quibus est necessarium.

Livius.

— — — — Hos utinam inter Heroas
natum Tellus me prima tulisset.

Horatius.

VIII. Vorlesung.

Necessitas ultimum ac maximum telum est.

Livius.

In rebus asperis, et tenuibus fortissima quaeque consilia tutissima sunt.

Livius.

Non lamentis, lacrymisque, sed factis hostem ulciscimur.

Livius.

Uebersetzung der lateinischen Stellen.

Vorrede.

Ad haec tempora &c.

Dahin ist es bereits gekommen, daß wir weder unsere Gebrechen, noch ihre Heilmittel ertragen können.

Non statim deterius &c.

Veränderung ist an sich nicht Verschlimmerung, aber die menschliche Bösartigkeit lobt immer das Vergangene und schmäht das Gegenwärtige.

I. Vorlesung.

Etenim ignavia &c.

Trägheit hat wahrlich noch Keinen unsterblich gemacht.

Quo-

Quomodo pessimis &c.

So wie den schlimmsten Regenten unbegrenzte Herrschaft behagt, so behagt es auch den Besten, wenn Freyheit beschränkt wird.

II. Vorlesung.

Externus timor &c.

Die Furcht vor einem auswärtigen Feinde ist das stärkste Band der innern Eintracht.

Est ne viris &c.

Was bleibt Männern anders übrig, als dem Unrecht zu wehren, oder den Tod der Ehre zu sterben.

III. Vorlesung.

Sunt quos &c.

Es giebt Menschen, welche weder Gesetz noch Schaam in Schranken hält.

Multa, quamvis &c.

Unfre Lage rath uns an, vieles zu dulden, was schwer und bitter ist.

Vivite

Vivite fortes &c.

Seyd männlich und sezt Unfällen eine starke Brust entgegen.

IV. Vorlesung.

Virtus ex omni &c.

Tapferkeit erhebt sich über das grösste Unglück.

Suo quisque &c.

Jedem Wütherich droht eigene Gefahr.

Certaminis adversa &c.

Dem tapfern Mann ist es lieber für die Freyheit unglücklich — als gar nicht gekämpft zu haben.

V. Vorlesung.

In districtis &c.

In misslichen und bedrängten Umständen ist nichts so geringfügig, was nicht zuweilen wider alles Erwarten den Entscheid grosser Ereignisse herbeyführen könnte.

Vir

Vir fortis &c.

Ein ehrenvoller Tod ist dem Tapfern lieber als ein mit Schande beflecktes Leben.

Audendum est &c.

Entweder müssen alle vereint Etwas wagen, oder jeder muß einzeln alles dulden.

VI. Vorlesung.

Omnes qui &c.

Männer, welche sich über wichtige Unternehmungen berathen, müssen erwägen, ob dasjenige, was man vor hat, dem Staate nützlich, ihnen selbst rühmlich, und leicht auszuführen, oder doch nicht gar zu schwierig sey. Auch müssen sie wohl überlegen, was für ein Mann derjenige sey, welcher einen Vorschlag thut, ob er mit demselben eigene Gefahr verknüpfe, und wem, im Fall des glüklichen Erfolges, die meiste Ehre zu theil werden soll.

Quid

Quid enim &c.

— — — — Was ist's denn auch?

Man trifft zusammen, und in einem Stündchen ist's
Entschieden, Siegeswonne, oder rascher Tod.

Nach Wieland.

VII. Vorlesung.

Communis utilitas &c.

Gemeinschaftlicher Vortheil ist das stärkste Band
der Gesellschaft.

Iustum est &c.

Wer zum Kriege genöthiget wird, führt einen
gerechten Krieg.

Hos utinam &c.

O dafs mich Mutter Erde unter diesen Helden
geboren hätte.

VIII. Vorlesung.

Necessitas &c.

Noth ist die letzte und stärkste Waffe.

In

XXVIII

In rebus asperis &c.

In Gefahren und Schwierigkeiten ist der kühnste
Entschluß der sicherste.

Non lamentis &c.

Nicht durch Jammern und Thränen, sondern
durch Thaten rächt man sich an einem Feinde.

I.

V o r l e s u n g.

Von 1291 bis 1300.

Ueber politische Schlaffucht und Wachsamkeit —
Albrechts Charakter, und was ihn den Waldstädten
gefährlich machte — Erster Bundesbrief — Bemerkungen
über denselben — Der König Adolf — Warum er den
Eidgenossen keinen Schirmbrief ihrer Freyheiten geben
durfte — Gefährliche Lage der Eidgenossen — Herzog
Albrecht wider Adolf — Albrechts vergebliche Werbung
bey den Eidgenossen — Er bringt den König Adolf um
Thron und Leben — Der König Albrecht verfährt den
Eidgenossen die Bestätigung ihrer Freyheiten — Erste
Probe seiner ungnädigen Gefinnung gegen sie — Wie
er sein Herrscher - Gebiet auf eine, den Eidgenossen
gefährliche Weise vergrößert — Ungewisser Zustand der
Eidgenossen — Albrecht hält zurück — Heilsame Warnung.

Etenim ignavia nemo immortalis factus.

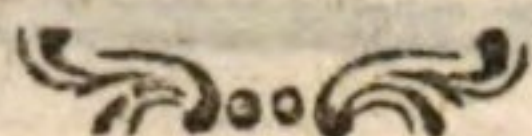
Salustius.

**Quomodo pessimis imperatoribus sine fine dominatio,
ita quamvis egregiis modus libertatis placet.**

Tacitus.

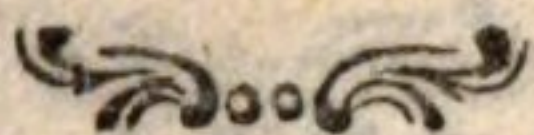
P. P.

Wenn einem Volke seine Rechte und Freyheiten entrissen werden, und es seinen Nacken unter das Joch einer despotischen Willkühr beugen muß, so hat es die Schuld davon meistens sich selbst, und vornämlich seiner *Schlaffucht* beyzumessen: Entweder haben seine eigenen Vorsteher, denen es seine Rechte und Freyheiten aufzuheben gab, dieselben, als es schlief, in der Stille zu Grabe getragen: Oder ein fremder Freyheitsräuber hat ihm, während es in trägem Schlummer versunken war, um Hände und Füße Stricke geworfen, und als es erwachte, fand es sich bereits gebunden, und übergab sich ohne Widerstand, an der Möglichkeit seiner Rettung verzweifelnd, der Gnade des Unterdrücker; oder



wenn es sich ermannen und aufraffen wollte, diene alle seine Anstrengung bloß *dazu*, die Bande, in welchen es schon verstrickt war, nur noch fester zusammenzuziehen.

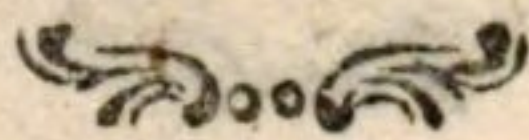
Eine solche Schlaffucht hatte sich das Volk in den Waldstädten niemals zu Schulden kommen lassen. Während eines Zeitraums von zweyhundert Jahren konnte es von keinem äußern noch innern Feinde jemals überrascht oder beschlichen und verstrickt werden: mit einer Wachsamkeit, die auf alles in der Nähe und in der Ferne ein offenes Auge richtete, die niemals ermüdete und sich immer gleich blieb, wußte es jeder Gefahr, die seine Rechte und Freyheiten bedrohte, entweder zuvorzukommen, oder sich aus derselben herauszuhelfen; so daß seine frühere Geschichte vornämlich auch von *dieser* Seite für unfre und spätere Zeiten die wichtigste und trefflichste Lehre enthält. Freylich befanden sich die Männer in den Waldstädten fast immer in einer Lage, in welcher Ursachen genug vorhanden waren,
sie



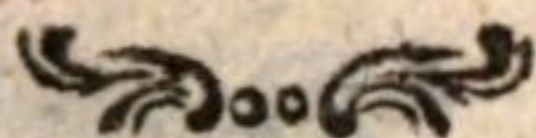
wach zu erhalten : ihre zahlreichen einheimischen und äußern Feinde standen ohne Unterlaß auf der Lauer, um den ersten Augenblick des sorglosen Schlummers und der Selbstvergeffenheit zu ihrem Verderben zu benutzen ; das wußten sie , und darum wollten sie auch in solchen Zeiten , wo man sie unangetastet liefs , keine andere Ruhe genießten , als bey welcher man die Augen offen behält , auf jede Gefahr gefaßt und gegen jeden Feind zu einem männlichen Kampfe bereit und gerüstet ist.

Und nur eine *solche Ruhe* ist es , welcher sich Bürger eines Freystaates überlassen dürfen ; wenn sie aber über dem langen und ungestörten Genuße des Friedens , in sorglose Sicherheit gerathen , und sich von einem trägen Schlummer beschleichen lassen , so ist es Wohlthat für sie , wenn irgend eine nahe oder ferne Gefahr sie aufweckt , und den lebhaften Gedanken bey ihnen erzeugt , was sie behaupten und verwahren müssen , oder auch einbüßen und verscherzen können. In alleweg wird ihnen die

Bemü-

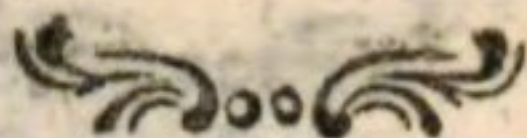


Bemühung, die sie auf die Abwendung der drohenden Gefahr richten müssen, wichtige Vorthelle verschaffen; Alles Gute und Schlimme in ihrem ganzen Zustande was sie bisher nicht bemerkten, wird ihnen dann sichtbar und fühlbar; sie müssen ihre Aufmerksamkeit auf die ganze Masse ihrer Kräfte richten, die sie zum Widerstande anwenden können, haben Hindernisse und Schwierigkeiten zu heben, welche der Bewegung, oder der Vereinigung, oder der zweckmäßigen Richtung dieser Kräfte im Wege stehen; lernen die Mängel und Gebrechen, so wie die Stärke ihrer Hülfsmittel richtig beurtheilen, den Geist und die Gesinnung der Bürger und Bundesgenossen kennen, und überhaupt einsehen, wie viel oder wenig von dem Zustande ihrer Vertheidigung zu hoffen sey, und wie sie im Kampfe bestehen würden. Die überstandene Gefahr wird ihnen dann die, lange gleichgültig genossenen Vorthelle ihrer Verfassung theurer und wichtiger machen, und ihnen neue Antriebe geben, zur Behauptung derselben die bestmöglichen Mittel anzuwenden, sie immer in Bereitschaft



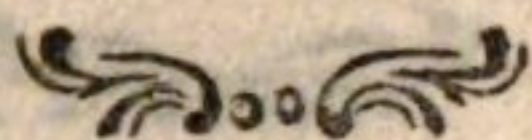
fchaft zu halten, und den entdeckten Mängeln und Gebrechen ihres Vertheidigungs - Zustandes alles Ernstes abzuhelpfen.

Glücklich das Volk! welches sich durch eine drohende Gefahr so warnen und belehren läßt. Glücklich unser Vaterland! wenn die obschwebenden und noch nicht verschwundenen Gefahren bey allen seinen Bürgern eben diese Wirkung hervorbringen; wenn sich bey ihnen der gleichgültige und sorglose Genuß der Vortheile, die es ihnen gewähret, in wirkliche Werthschätzung verwandelt, welche sie antreibt, mit ihrem Vermögen, mit ihren Waffen und Kräften dem Vaterlande zu seiner Vertheidigung bereitwillig zu seyn, sey es, daß es sie zu wirklicher Hülfe oder nur zu Vorübungen auffordert, durch welche sie zu dieser Hülfe auf jeden Fall geschickt werden sollen. Glücklich unser Vaterland! wenn die Regenten und Häupter desselben sich um alles, was zu seiner Vertheidigung nöthig und zweckmäßig ist, mit verdoppeltem Eifer angelegen feyn lassen;



lassen; wenn sie es nun zum Gegenstande ihrer geschärften Wachsamkeit, ihres größten Ernstes, ihrer unermüdeten und thätigsten Sorge machen, daß das Vaterland, dessen Verwahrung und Erhaltung ihnen anvertrauet ist, durch ein bewaffnetes und zum Kriege gerüstetes Volk, das Freyheit liebt und Freyheit genießt, Freunden und Feinden achtbar werde und bleibe, damit jene es ehren und nicht antasten *wollen*, diese aber es scheuen und nicht antasten *dürfen*. Wehe hingegen den Bürgern eines Freystaates! wenn eine warnende Gefahr sie nicht belehren und aufweken kann; oder wenn sie die Augen nur halb öffnen, und dann wieder in einen desto tiefern Schlummer versinken; alsdann ist zu beforgen, daß sie in diesem Schlummer eine, von der Verwandlung der Raupen ganz verschiedene Veränderung erleiden, und aus demselben nicht wie jene als *lebendigere* und *freyere Geschöpfe*, sondern als *kriechende Würmer* hervorgehen werden; daß sie, ihrer ehemaligen Würde beraubt, mit Verachtung und Schande belastet, und unter das Joch eines

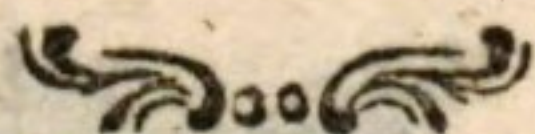
Unter-



Unterdrückers gebeugt, es seiner Gnade verdanken müssen, wenn er sie unter dem Druke desselben nicht verschmachten läßt.

Der Wachsamkeit unfreer Vorfahren konnte die Gefahr nicht entgehen, welche ihnen nach dem Tode König Rudolphi von Seiten seines Sohnes des Herzog Albrechts drohte. Zwar hatte er unmittelbar gegen sie noch nichts unternommen, aber in seinem Benehmen gegen andere glaubten sie zu sehen, was auch ihnen bevorstehe, und sein bekannter Charakter liefs ihnen keinen Zweifel übrig, worauf sie sich gefasst machen müssen. Albrecht war ein Mann von Geist und Kraft, und er würde ein *grosser Fürst* geworden seyn, wenn er über dem Bestreben, ein *solcher* zu seyn und zu werden, es nicht verschmäht hätte, auch ein *guter Fürst* zu seyn, wenn er eben sowohl Liebe zu verdienen, als Furcht zu erregen gewußt hätte. Mit einer unerfättlichen Geld- und Ländergier vereinigte er List und Klugheit in seinen Entwürfen und Handlungen, eine rastlose Thätigkeit

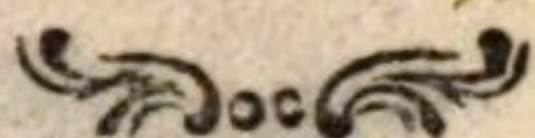
und



und eine Beharrlichkeit, die sich dem unbiegsamen Eigenfinn näherte. In den Kriegen seines Vaters hatte er die Waffen lieben und führen gelernt, und als er seine Macht erbte, war er in Absicht auf Tapferkeit, Feldherrn-Kunst und Erfindungsgabe vielleicht der erste Krieger seines Zeitalters. Auf seinem sehr ungestalten Angesichte sah man keinen Zug der Freundlichkeit, und seine Mienen waren eben so abschreckend und zurückstossend, als es das Harte und Stolze in seinem Charakter war. Die Geschichtschreiber rühmen an ihm: „dass er einen „Ordnungsgeist besessen, nach welchem er an „Weibern Zucht, Muth am Krieger und Gelehrsamkeit „am Priesterstand liebte, und eine solche Selbst- „beherrschung, dass er bey sehr leidenschaftlichem „Gemüthe seine Zunge im Zaume hielt, nie aus „Zorn das bürgerliche Recht bog, und nie der Wollust Gewalt über sich liefs.“ *) Aber je strenger er gegen sich selbst war, eine desto grössere

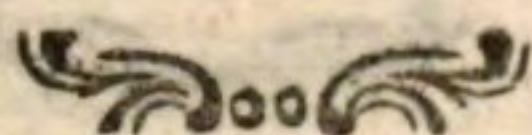
Strenge

*) Müller - Schmid Geschichte der Deutschen, Thl. 5.



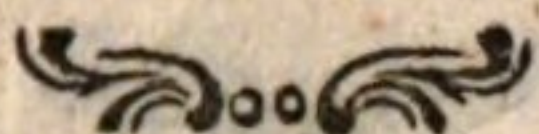
Strenge glaubte er sich gegen andere erlauben zu dürfen; wenn er die Verletzungen des Rechts und der Gerechtigkeit an andern noch so hart bestrafte, so konnte er sie doch sich selbst verzeihen, und erschien es andern nur um deswillen nicht zu erlauben, ungerecht zu seyn, weil er es als ein Vorrecht sich selbst vorbehalten hatte; wenigstens ist es gewiss, daß er alle Rechte und Geseze haßte, die seine Gewalt beschränkten, und seiner Herrschsucht oder seiner Ländergier im Wege standen, und daß er sie mit List und Gewalt zu zernichten suchte, wo er es konnte. Es war übrigens eine ganz natürliche Wirkung seines Charakters, was alle Geschichtschreiber von Albrecht erzählen, daß er nämlich von allen gefürchtet, von vielen gehaßt, und von niemand fogar auch nicht von seinen Verwandten geliebet wurde.

Ein solcher Regent, welcher zudem in der vollsten Kraft des männlichen Alters zur ungetheilten Herrschaft über die, schnell empor gestiegene
österreichische



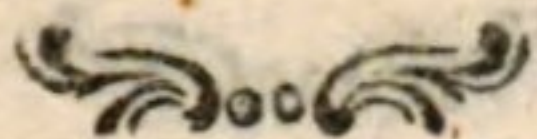
Macht gelangt, und voll Begierde war, sie noch mehr zu vergrößern; ein solcher Regent mußte allerdings auch den Landleuten in den Waldstädten furchtbar scheinen; doch waren sie nicht zweifelhaft, welchen Entschluß sie nehmen sollen; so sehr seine Uebermacht zu scheuen war, so konnten und wollten sie doch nicht aus Furcht vor derselben ihm ihre Rechte und Freyheiten für seine Gnaden hingeben; auf der andern Seite wollten sie aber auch zu ihrer Verwahrung lieber unbeleidigende Mittel ergreifen, als eine Macht gegen sich reizen, unter welcher selbst die heldenmüthigste Tapferkeit im allzuungleichen Kampfe erliegen konnte. Nur wenn Wachsamkeit, und Vorsicht und Mäßigung nicht zureichen würden, den Streit mit einem solchen Herrscher zu vermeiden, war es ihre allgemeine Gesinnung und feste Entschliessung, unerschrocken dem schweren Kampfe entgegen zu gehen, Freyheit und Vaterland zu retten, oder durch einen frommen Heldentod ein besseres Vaterland zu verdienen. Auf diesen Fall erneuerten und beschworen sie ihr altes Bündniß,

von



von welchem die Urkunde erst vor etwas mehr als dreyßig Jahren in den Archiven zu Schwiz und Stanz entdekt worden ist; der Inhalt derselben darf eben um deswillen, weil sie die älteste von den vorhandenen Urkunden der schweizerischen Bündnisse ist, nicht übergangen werden; sie lautet so:

„Jedem sey zu wissen, das die Männer des
„Thals Uri, die Gemeinde von Schwiz, wie auch der
„Männer im Gebürg von Unterwalden, in Erwägung
„der bösen Zeiten sich wohlvertraulich verbunden
„haben, und geschworen, mit aller Macht und
„Anstrengung an Gut und Leuten einander inn und
„außer den Thälern auf eigene Kosten, auf und
„wider alle die zu helfen, welche ihnen oder einen
„von ihnen Gewalt anthun möchten, das ist ihr
„alter Bund. Wer einen Herrn hat, gehorche ihm
„pflichtgemäfs. Wir sind eines geworden, in diese
„Thäler keinen Richter aufzunehmen, der nicht
„Landmann und Einwohner ist, oder der sein Amt
„kaufte. Unter den Eidgenossen soll jeder Streit
„ausgemacht



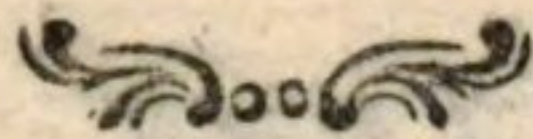
„ausgemacht werden durch die Klügsten, und wenn
 „einer derselben den Spruch verwürfe, den wollen
 „die andern dazu nöthigen. Wer wissentlich oder
 „trüglich einen tödtet, werde um solche Ruchlosigkeit
 „hingerichtet, und wer ihn schirmt, soll verbannt
 „werden. Wer bey einem Feuer einlegt, soll nicht
 „für einen Landmann gehalten werden, und wer
 „ihn aufnimmt, soll den Schaden gut machen. Wer
 „einen schädiget oder ihm raubt, und hat Güter
 „bey uns, aus denselben soll Ersatz geschehen. Keiner
 „soll pfänden ohne den Richter, und niemals einen,
 „der sein Schuldner oder dessen Bürge nicht ist.
 „Jeder soll einem Richter in den Thälern Gehorsam
 „leisten, oder wir alle Eidgenossen werden Ersatz
 „für den Schaden all seiner Halsstarrigkeit nehmen.
 „Und wenn im Innern Zwiespalt ein Theil kein
 „Recht annehmen will, so sollen die übrigen dessen
 „Widerpart helfen. Diese Ordnungen zu unserm
 „allgemeinen Wohl sollen, ob Gott will, ewiglich
 „währen.“ *)

Dieses

*) Müllers Geschichte der Eidgenossen. 1r Thl.



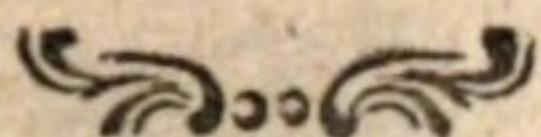
Dieses Bündnifs konnte um so weniger irgend jemand beleidigend oder anstößig scheinen, weil es nach den Worten der Urkunde, der Männer in den Waldstätten *alter Bund*, eine, unter ihnen längst errichtete, bekannte, und seit Jahrhunderten bestandene Verbindung war, die jetzt nur wieder dem ganzen versammelten Volke vorgelesen, und von demselben beschworen werden mußte. Zudem war es im deutschen Reiche eine allgemeine politische Sitte, von welcher das Rechtmäßige Niemanden zweifelhaft schien, daß bey Thronerledigungen Länder und Städte mit einander in Bündnisse traten, und in diesen Bündnissen bey den, in solchen Fällen gewöhnlich erfolgten, allemal aber zu befürchtenden Unruhen und Verwirrungen Schutz und Sicherheit suchten. Freylich mochte es dem Herzog Albrecht aus manchen Umständen merklich genug gewesen seyn, daß das Volk in den Waldstätten bey jenen Worten seines Bundes, die auf böse Zeiten, auf Gewalt und Bedrückung hindeuten, gegen welche sie einander mit aller Macht und Anstrengung schützen, wollen,



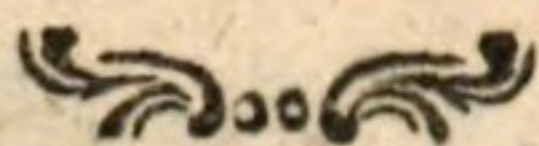
wollen, vornämlich an IHN gedacht habe, und in so fern konnte er auch keinen Gefallen daran finden. Allein wie groß auch sein Aergerniß an diesem Bündniß gewesen seyn mag, so fand sich doch in demselben nicht das Geringste, was ihm ein Recht geben, oder ihm nur zu einem Vorwand hätte dienen können, die Verbündeten mit Klagen und Beschwerden zu beunruhigen, oder mit feindseliger Gewalt zu bedrohen; denn nach dem Tode Rudolphi hatte ein Oestreichischer Herzog über die Waldstätte eben so wenig Herrscher - Recht und Gewalt, als jeder andere deutsche Fürst, und in Absicht auf die Güter und Gerichtsbarkeiten, welche in denselben fremden Herren und Klöstern zugehörten, wurde durch dieses Bündniß Niemand auch nur im mindesten beeinträchtigt; vielmehr waren sie durch eben dasselbe sowohl den Herzog Albrecht als jedem andern Besitzer ausdrücklich versichert und vorbehalten,

Es müßte selbst dem schärfsten und feindseligsten Späherauge schwer fallen, an dieser *ersten, reinen*

Quelle



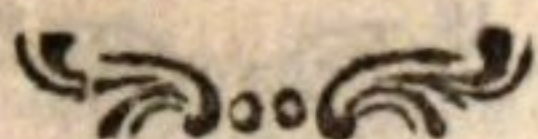
Quelle des Schweizerbundes auch nur den kleinsten Makel des Unrechts oder der Empörung auszufpüren: hingegen wird es jeder unbefangene Beurtheiler mit Wohlgefallen bemerken und gerne gestehen, daß diese Urkunde ein schönes und rühmliches Denkmal der edeln Einfalt, der Mäßigung und Milde, der Freyheits- und Gerechtigkeitsliebe, des männlichen und biedern Sinnes und Geistes unsrer Vorfahren sey. Vornemlich wird dieses Denkmal heilig und ehrwürdig dem Schweizerbürger seyn, welcher vor demselben mit aufmerksamem Blike stehen bleibt, und den Sinn desselben zu fassen und zu fühlen fähig ist. Die angeführte Urkunde, die im Jahr Gottes 1391, im Anfang des Augstmonats datirt ist, setzt es außer allen Zweifel, daß sich die Männer in den Waldstädten nach den eigenen Worten der Urkunde, als *Eidgenossen* angesehen und benannt haben: Grund genug, wie mich dünkt, warum ihnen dieser Name von dieser Zeit an auch in der Geschichte gegeben werden sollte; wenigstens glaube ich keinen Tadel zu verdienen, wenn ich sie von



jezt an im Verfolg ihrer Geschichte eben so benenne, wie sie sich selbst benannten.

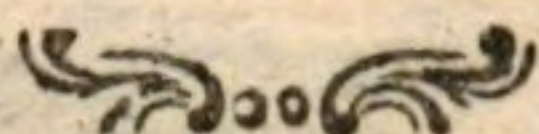
Die Eidgenossen standen jetzt in sorgenvoller Erwartung wie die neue Königswahl ausfallen werde; denn nichts konnte für sie nachtheiliger und gefährlicher seyn, als wenn der länderfüchtige und planvolle, der mächtige und kriegsverständige Albrecht die Königswürde erhielt, weil diese Würde ihn auch zu *ihrem* Oberherrn gemacht und ihm Gewalt und Mittel in die Hände gegeben hätte, ihre Unabhängigkeit und Freyheit auf manigfaltige Weise anzutasten, wozu er als Herzog von Oestreich nicht den mindesten Vorwand finden konnte. Zum Glück ward Albrechts Macht und Habsucht von den deutschen Fürsten nicht weniger gefürchtet als von den Eidgenossen, und dieser Ursache ist es vornehmlich beyzumessen, daß der Graf Adolf von Nassau dem Herzog Albrecht ungeachtet seiner eifrigen Bewerbungen vorgezogen wurde; was den Eidgenossen erwünscht seyn mußte, wenn Adolf auch nur den einzigen

Vorzug



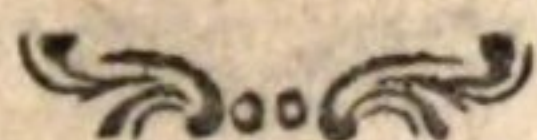
Vorzug befeffen hätte, dafs er — nicht Albrecht war.

Der König Adolf, welcher seine Erhöhung und wahrscheinlich auch den guten Ruf in welchem er stand nicht sowohl seinen eigenen grofsen Eigenschaften als vielmehr dem Umstande zu verdanken hatte, dafs Albrecht fast allgemein gehafst oder gefürchtet wurde, glaubte sich nicht sicher auf dem deutschen Königsthron, bis es ihm gelungen wäre, seinen mächtigen Nebenbuhler entweder gewonnen oder gedemüthiget zu haben: zu letzterem fehlte es ihm nicht so sehr an Muth und Tapferkeit als vielmehr an Vermögen und Kraft, welche allerdings der Macht Albrechts bey weitem nicht gleich kam, und da wollte er lieber das erstere versuchen, weil es ihm das Leichtere und weniger gefährliche schien: Hierinnen handelte er nach einer Maxime, welche derjenigen der Eidgenossen gerade entgegen gesetzt war: *Er* hielt es für besser sich einen mächtigen Feind zum Freunde zu machen, als mit ihm einen misslichen



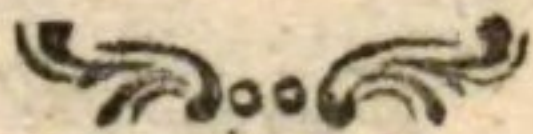
Kampf zu wagen: *Sie* aber glaubten dafs die Freundschaftsmiene eines mächtigen Feindes niemals aufrichtig sey, dafs man durch dieselbe nur eingeschläfert und verstrickt werde, und dafs man einen solchen Feind lieber so weit möglich vom Leibe halten als sich ihm nähern, ihn nicht ohne Noth reizen und beleidigen, aber zum Streit gegen ihn bereit und entschlossen seyn müsse. Wenn man aus den Folgen auf die Güte einer Maxime schliessen dürfte, so müßte man unftreitig derjenigen der Eidgenossen den Vorzug geben; denn sie wurden durch die *ihrige*, freylich nach manchem harten Kampfe, endlich doch gerettet; Adolf hingegen fand Ursach es zu bereuen die *seinige* befolgt zu haben, weil sie sein Verderben zwar etwas verzögerte aber nur desto unvermeidlicher herbey führte; Ohne Zweifel würde er mit der Hülfe derjenigen Fürsten, welche ihn auf den Thron erhoben hatten und ihn auf demselben zu behaupten geneigt waren, gerade im Anfang seiner Regierung die Macht Albrechts leichter bezwungen haben, als nachher, da er nicht nur gegen diese, sondern zugleich auch

gegen



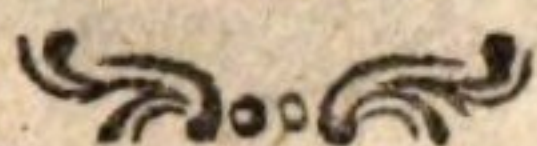
gegen die, mit derselben vereinigten Macht vieler deutschen Fürsten, die durch die Kunst Albrechts von ihm abtrünnig gemacht wurden, den gar zu ungleichen Kampf bestehen mußte.

Adolf fandte bald nach seiner Thronbesteigung den Herrn von Pappenheim in die Waldstätte, welchem die Eidgenossen huldigen sollten; sie weigerten sich aber dieses eher zu thun, bis ihnen der König ihre Freyheiten würde bestätigt haben: Eine solche Weigerung war nichts ungewöhnliches und eben so wenig etwas unbilliges; die Eidgenossen wollten eigentlich nur wissen, in welchem Sinne sie dem neuen König den Huldigungs - Eid zu leisten haben, den er von ihnen foderte: Als ein freyes Volk waren sie zu demselben nur in so fern verpflichtet, in wiefern sie von dem Oberhaupte des Reichs als ein solches anerkannt wurden, und da mußten sie natürlicher Weise wünschen und konnten es wohl auch mit Recht verlangen, daß sie der neue König so wie seine Vorgänger durch eine bestimmte



stimmte Erklärung über diesen wichtigen Punkt sichern möge, damit sie nicht durch eine unbedingte Huldigung Rechte über sich einräumen die sich bisher kein Oberherr über sie angemafst, und dagegen Rechte und Freyheiten vergeben, die sie bisher besessen hatten. Es ist sonderbar, dafs Adolf, der sich sonst gegen die Reichsstatte nicht nur zur *Bekräftigung* ihrer Freyheiten sondern auch zur *Vermehrung* derselben sehr geneigt erzeugte, es den Eidgenossen übel aufzunehmen schien, dafs sie etwas von ihm beehrten was er andern gerne bewilligt hatte; und dafs er ihnen die Bestätigung ihrer Freyheiten ungeachtet ihrer wiederholten Bewerbung bis ins fünfte Jahr seiner Regierung verweigerte, gleichwohl aber auf der andern Seite sie auch auf keine Weise zur Huldigung nöthigen wollte; doch läfst sich das Sonderbare in diesem Verhalten Adolfs gegen die Eidgenossen vielleicht aus folgendem Umstande erklären.

Er hatte nämlich bey seiner Ausföhnung mit dem Herzog Albrecht denselben nicht nur mit allen von
dem

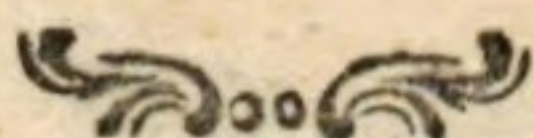


dem König Rudolf im deutschen Reiche eroberten und an sein Haus gebrachten Besitzungen auf eine eben so freundschaftliche als prachtvolle Weise belehnet, sondern ihm auch noch das Recht und die Vollmacht ertheilt, wider seine Feinde und Widersacher im deutschen Reiche Krieg zu führen und mit ihnen zu verfahren wie er es gut finde. *) „Wie wol es ein harts Begeren, so bewilligte er ihm doch das und anders was er an ihn mutet, und tet was er wolt, damit Er mit Im in Sün und Freundschaft mocht beliben“ **) Man hat eben nicht nöthig bey jener Bewilligung an geheime Artikel zu denken, in welchen die Eidgenossen als Feinde Albrechts, die seiner Willkühr preis gegeben werden sollten, vielleicht ausdrücklich benannt und verzeichnet waren: Adolf durfte ja nur wissen, woran kaum zu zweifeln ist, welche Gesinnungen zwischen

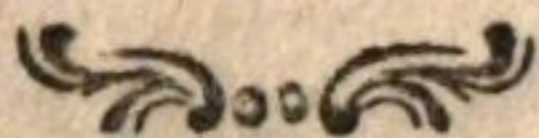
Albrecht

*) Müller Gesch. d. Eidg. 1r Thl. Häberlin neue Weltgesch. 2 Thl.

**) Tschudi 1 Thl.

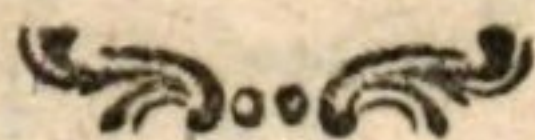


Albrecht und den Eidgenossen obwalten, oder er durfte, was nicht unwahrscheinlich ist, von Albrecht nur einen Wink erhalten, daß es ihrer gestifteten Freundschaft zuwider seyn würde, wenn der König sich gegen die Waldstätte günstig erzeigen sollte; so ist leicht zu begreifen, warum die Eidgenossen die Bestätigung ihrer Freyheiten von ihm nicht erhalten konnten; er hatte nämlich nicht den Muth ihnen zu bewilligen, was der Herzog für eine ihm] zugefügte Beleidigung anzusehen geneigt war, und wollte lieber dem billigen Ansuchen der Eidgenossen, als den Absichten Albrechts entgegen handeln und sich dadurch aufs neue seine Feindschaft auf den Hals ziehen: Hatte er doch auch aus gleichem Grunde schon im ersten Jahre seiner Regierung den Bischof Rudolf zu Constanz mit seiner Klage über Albrecht, daß er seinen eigenen Vetter und des Bischofs Neffen, den jungen Grafen Hartmann von Kyburg seines väterlichen Erbes berauben wolle, statt ihm Recht und Schuz angedeyen zu lassen, an die Großmuth und Gnade Albrechts gewiesen. Es ist daher
höchst



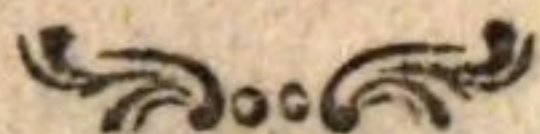
höchst wahrscheinlich, daß Adolf dem die Freundschaft tapferer Männer nicht gleichgültig seyn konnte, den Eidgenossen die Bestätigung ihrer Freyheiten ungern verweigerte, daß er sie nur aus Furcht vor Albrecht unter Vertröstung auf bessere und schiklichere Zeiten hinzuhalten suchte, aber sie durch keinen durren und trockenen Abschlag habe erbittern und von sich abwendig machen wollen, denn sonst würde weder *er* die Weigerung der Huldigung fünf Jahre lang geduldet und so leicht verziehen haben, noch würden *sie* hernach so bereitwillig gewesen seyn für ihn gegen Albrecht Parthey zu nehmen.

Die Eidgenossen befanden sich jetzt wirklich in einer höchst schlimmen und gefährlichen Lage, wie sie vorher noch niemals gewesen war. Bisher war keiner von ihren nahen Feinden so übermächtig, daß er sie ohne eigene große Gefahr antasten durfte: Wenn ihnen das Oberhaupt des Reichs günstig war, so hatten sie freylich unter seinem Schutze weniger zu befürchten, doch konnten sie eines Kaisers Schutz
und



und Gunst auch entbehren, weil sie in ihrer vereinigten Kraft schon öfters Schutz genug fanden, und noch ferners zu finden hofen. Machten Umstände, wie z. B. als die Macht und Feindschaft eines Kaisers sich mit derjenigen des älteren Grafen Rudolfs von Habsburg vereinigte, eine kluge Nachgiebigkeit nothwendig, so mußten sie sich doch nichts abnöthigen lassen, als was sie glaubten ohne Gefahr ihrer Unabhängigkeit zugestehen zu können, und man durfte ihnen nicht mit Gewalt nehmen, was sie mit Gewalt zu behaupten entschlossen waren: Selbst wenn ein Kaiser ihr Feind war, mußten sie nicht zittern, weil ein Kaiser ob wichtigeren und größern Angelegenheiten seine Heeresmacht nicht leicht in ihre weitentlegenen Bergthäler senden konnte, wo das Mühvolle und Gefährliche des Kampfes mit einem tapferen Volke selbst mit den Vortheilen des Sieges in keinem Verhältnisse stand. Jetzt aber fahen sie sich von einem Feinde bedroht, von dessen Macht sie von allen Seiten immer mehr eingeengt wurden, und welche in der Nähe und Ferne zu einer solchen

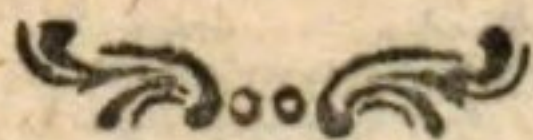
Höhe



Höhe gestiegen war, daß selbst ein deutscher König sich aus Scheue vor derselben Geseze vorschreiben lassen, und, um nicht selbst von dem Gewichte dieser Macht erdrückt zu werden, ihr andere Preiß geben mußte, welche er vertheidigen und schützen sollte: Da also von des Königs Schuz nichts zu hoffen, und von Albrecht alles zu befürchten war, so konnten die Eidgenossen nun nicht mehr daran zweifeln, *daß um ihre Unabhängigkeit und Freyheit der Kampf auf Leben und Tod nahe und unvermeidlich sey.*

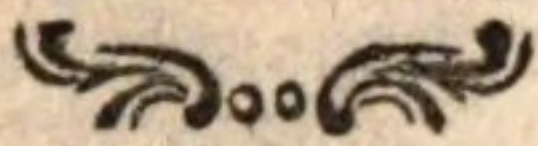
Umsonst war alles, was Adolf that und bewilligte, um sich die Freundschaft Albrechts zu erhalten; es diente vielmehr nur dazu, daß seine Freunde dadurch zum Mißvergnügen gegen ihn gereizt wurden, und daß Albrecht, der ihm dafür keinen Dank wußte, Zeit gewan, zur Ausführung seines Planes ihn vom Throne zu stürzen, Zurüstungen zu machen, und sich durch neue Verbindungen zu stärken. Nachdem es ihm gelungen war den mehreren Theil der Churfürsten von Adolf abtrünnig zu

machen

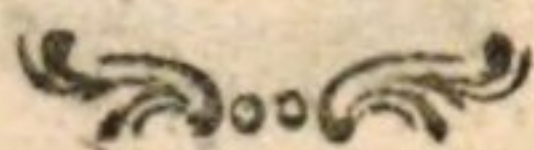


machen, so zögerte er nicht länger, als offener Feind zum Kampfe um Thron und Scepter gegen ihn aufzutreten. Mit vielem Muthe aber zu spät rüstete sich Adolf gegen einen Feind, dem er zwar Undank und Meineid vorwerfen konnte, der aber bereits den Vortheil einer entschieden größern Macht über ihn erhalten hatte. Jetzt, da er auf die Freundschaft Albrechts keine Rücksicht mehr zu nehmen hatte, da er vielmehr gegen seine Feindschaft die Freundschaft und den Beystand tapferer Männer bedurfte, mußte es ihm sehr erwünscht seyn, daß sich die Eidgenossen für einen Schirmbrief ihrer Freyheiten, den er nun gern bewilligte, annoch zur Huldigung bereitwillig finden ließen, ob sie gleich von seiner Ungnade weniger als von Albrechts Zorn zu fürchten hatten.

Bald nach dieser Huldigung sandte Albrecht, für welchen sie kein geringes Aergerniß war, eine Botschaft an die Eidgenossen, durch welche er ihnen zu wissen that — „Wie es ihm sehr befremdend
„gewesen

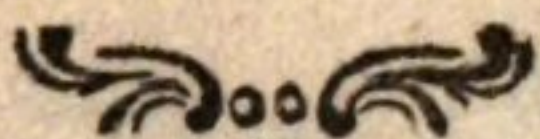


„gewesen sey, vernehmen zu müssen, daß sie ohn-
„längst seinem offenbaren Feinde gehuldigt und
„desselben Parthey ergriffen haben; doch hoffe er,
„sie werden vornehmlich auch in Rücksicht der
„Freundschaft welche sein Vater der König Rudolf
„immer zu ihnen getragen habe, dem Beyspiele so
„vieler Fürsten und Herren des Reichs folgen, und
„dem Adolf, der die Krone verwirkt habe, Schwur
„und Gehorsam wieder ablegen, und sich zum
„Waffendienste gegen ihn bereitwillig finden lassen”
— Ohne langes Bedenken und eben so männlich
als bescheiden gaben die Eidgenossen zur Antwort
— „Sie seyen an das rechtmässig erwählte Oberhaupt
„des Reichs, ihren Herrn den König Adolf durch
„Eid und Pflicht gebunden, und können nicht *wider*
„ihn sein; zu jedem andern Dienste, den sie ohne
„Nachtheil ihrer Ehre, welche der einzige Reichthum
„eines armen Volkes sey, nur immer zu leisten ver-
„mögen, würden sie dem Herzog gerne bereitwillig
„seyn; nur bitten sie ihn, daß er ihnen keine Treu-
„losigkeit zumuthen, und ihnen diese Antwort nicht
ungnädig



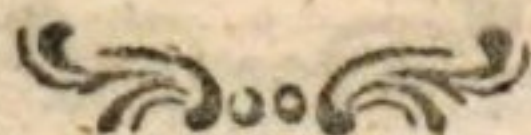
„ungnädig aufnehmen wolle! — Der Herzog, dessen Stolz von Königen und Fürsten geschmeichelt wurde, hielt es für Schimpf und Beleidigung, daß ein kleines und von feinen Staaten umgebenes Volk es wagen dürfe, ihm einen solchen Bescheid zu geben. Er war darüber so sehr aufgebracht, daß er, der sich sonst so wohl zu beherrschen wußte, in der ersten Aufwallung seines Zornes in den, ihm eigenen obgleich seltenen Schwur ausbrach und sich verlauten liefs — „Sommer Gott! so mir das Glück hilft, so will ich mich rächen an den Waldstätten für diese „Schmach“ — *) Leidenschaft konnte den Herzog Albrecht wohl überraschen aber nicht beherrschen, sie war für ihn nur ein Antrieb mehr gewisse Zwecke zu verfolgen, aber auf seine Plane und auf die Wahl der Mittel, durch welche er zu seinen Zwecken gelangen wollte, gestattete er ihr keinen Einfluß: Von der heftigsten Leidenschaft der Habsucht, des Stolzes oder des Zornes angespornt, wußte er doch
mit

*) Tschudi in Theil.



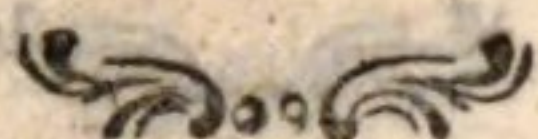
mit List und Klugheit und kalter Ueberlegung zu handeln; eine Eigenschaft, durch welche er sowohl der Unabhängigkeit der deutschen Fürsten und Herren als auch den Freyheiten des Volks vornehmlich gefährlich wurde. Auch gegen die Eidgenossen handelte er in der Folge nicht nach dem Antriebe einer Rachgier, die nur in dem Verderben ihres Gegenstandes ihre Befriedigung findet: Er hätte sie lieber unbeschädigt und wohlbehalten unter die Flügel seiner Herrschaft aufnehmen, als mit den Klauen zerreißen; sie lieber mit süßen Worten aus dem Freyen in seinen Schaffstall *loken*, als mit der Geißel *hineintreiben* mögen, und entschloß sich zu dem letztern erst nachdem er das erstere vergeblich versucht hatte.

Das Glück, welches nicht immer die gerechte Sache begünstigt, neigte sich im Jahr 1298. am 2. Heumonat in der entscheidenden Schlacht zwischen Worms und Speyer auf Albrechts Seite: Adolfs persönliche Tapferkeit erlag der Macht und Kunst seines Nebenbuhlers, und sein Tod verschafte demselben



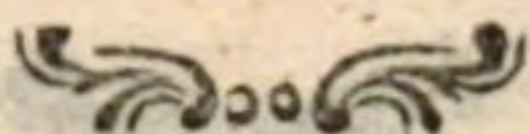
selben nicht nur einen vollständigen Sieg, sondern auch den ruhigen Genuß aller Vorthelle desselben: Es wurde so allgemein geglaubt und gesagt, daß Adolf von Albrechts Hand gefallen sey, daß dieser es nöthig fand, die That von sich abzulehnen, und sie dem Rau - oder Rheingrafen aufzubürden. Sogleich nach diesem Siege berief Albrecht die Churfürsten nach Frankfurt, und nachdem er die Königswürde niedergelegt, die er von dem mehreren Theil derselben aber nicht auf die gesetzmäßige Weise bereits erhalten hatte, ließ er sich von denselben aufs neue durch eine förmliche und einstimmige Wahl auf den Thron erheben. Dieses war wohl weder mehr noch weniger als ein Paradestück, durch welches der Besitz der Krone, die er sich durch List und Gewalt schon eigen gemacht, und sich gewiß auch nicht mehr hätte nehmen lassen, den Schein der Recht - und Gesetzmäßigkeit erhalten sollte: Es erhellet aber doch daraus, daß er selbst an der Rechtmäßigkeit seiner ersten Wahl gezweifelt, oder wenigstens befürchtet habe, der Vorwurf,

den



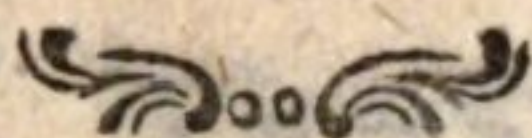
den ihm seine Feinde machten, daß er ein Empörer und ein Usurpator des Thrones sey, möchte einem großen Theil der deutschen Nation gegründet scheinen und ihm in der Folge Nachtheil bringen: Und jezt hatte er sich vor der gesetzmässigen Form und Wahlordnung nicht zu scheuen, denn der grössere Theil der Churfürsten war ja schon auf seiner Seite, und von den übrigen hätte es keiner wagen dürfen, ihm entgegen zu seyn.

Als der König Albrecht sich bald nach seiner Krönung in Straßburg befand, erschien eine Gesandtschaft aus den Waldstätten vor ihm, welche sich für die Eidgenossen um seine Huld und um einen Schirmbrief ihrer Freyheit bewarb: Denn obgleich die Eidgenossen von Albrecht keine Gunst erwarteten, weil sie ihm eben auch keine Beweise von Zuneigung gegeben hatten, so hofften sie doch wenigstens dasjenige von ihm zu erhalten, was er ihnen, ohne ungerecht zu seyn, nicht verweigern konnte; und jemehr sie von seiner ungünstigen Gesinnung

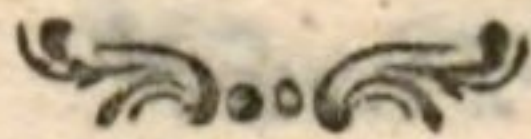


beforgen mußten, desto weniger wollten sie durch die Verzögerung ihrer Botschaft sich etwas zu Schulden kommen lassen, was in den Augen Albrechts leicht die Gestalt einer beleidigenden Vernachlässigung oder einer trozigen Verachtung hätte erhalten und ihm zum Vorwand dienen können, sie als Ungehorsame mit dem Verlust ihrer Reichsfreyheiten bestrafen zu müssen. Die Gefandten wurden von Albrecht wider ihre Erwartung mit vieler Huld und Gnade aufgenommen, und ihre Erscheinung mochte ihm wirklich angenehm gewesen seyn, weil sie das Ansehen einer Geschmeidigkeit hatte, die seinen Absichten sehr angemessen war; er konnte glauben, daß ihm das Volk in den Waldstätten auf halbem Weg entgegen kommen wolle. Ob er nun gleich ihrem Begehren nicht entsprach, weil er der Ausführung seines Planes durch die Bestätigung ihrer Freyheiten nicht selbst ein Hinderniß in den Weg legen wollte, so suchte er doch das Bittere seiner Weigerung durch die Entschuldigung zu versüßen — „die vielen und wichtigen Geschäfte, mit denen er

„jetzt



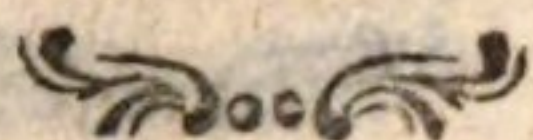
„jezt überladen sey, lassen ihm keine Zeit übrig
„zu dem, was sie an ihm begehren, er wolle aber
„bald eine ansehnliche Gefandtschaft in ihr Land
„senden und ihnen durch dieselbe kund thun, wie
„er gegen sie gesinnet sey“ — Die Eidgenossen
konnten mit diesem Bescheid desto weniger zufrieden
seyn, weil sie von ihren Abgeordneten vernahmen,
dass Albrecht Zeit genug hatte, allen andern Ge-
sandten von Städten und Herren, die sich in Straß-
burg befanden, zu bewilligen, was er nur ihnen
verfagte: Sie fahen wohl, dass die Entschuldigung
des Königs nur eine leere Ausflucht sey, welche die
Besorgniss bey ihnen erzeugte, dass er ihnen ihre
Freyheiten nicht bestätigen *wolle*, und dass er, statt
sie bey denselben zu *schirmen*, wohl eher selbst ge-
sonnen sey, sie derselben zu *berauben*, und ihnen die
Herrschaft Oestreichs aufzudringen: In dieser, schon
durch frühere Ereignisse erregten Besorgniss bestärkt,
suchten sie den Schuz, welchen sie von dem neuen
König nicht hoffen konnten, in ihrem, vor einigen
Jahren beschwornen Bund, den sie jetzt in der Stille



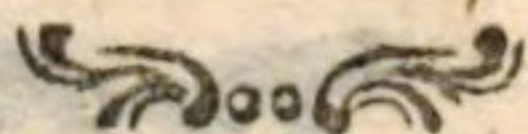
und wahrscheinlich nur durch ihre Vorsteher erneuert, und „einander versprachen, vom Römischen Reich und iren Fryheiten nit ze stan; und einander „dabi ze handhaben und ze schirmen, wo man si davon trängen wollt“. — *)

Schon im ersten Jahre der Regierung Albrechts ereignete sich ein Vorfall, aus welchem die Eidge-
nossen deutlich genug sehen konnten, wie Albrecht in Absicht auf ihre Rechte und Freyheiten gegen sie gefinnet sey. Das Nonnenkloster zu Steinen in der Au im Schwizerlande hatte seit dem edelmüthigen Sprüche des König Rudolfs gegen seine Gemahlin, seinen Antheil an die Landessteuer ohne Widerrede entrichtet; aber jezt glaubte der Caplan dieses Klosters, dafs bey so günstigen Zeitumständen von einem ähnlichen Versuche ein besserer Erfolg zu hoffen sey: Es war ihm leicht die Nonnen dahin zu bere-
den, dafs sie sich deswegen an Elisabeth, die Ge-
mahlin

*) Tschudi ir Theil.

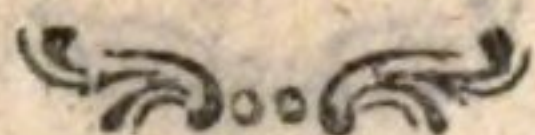


mahlin Albrechts wandten, und natürlicherweise wußten sie keinen besseren Sachwalter zu wählen, als eben den Mönchen, der ihnen einen so klugen und wohlmeinenden Rath gegeben hatte: Auch war er in seinen Verhandlungen mit der Königin so glücklich, daß er von Nürnberg, wo er sie gesprochen hatte, mit zwey Schreiben von ihr zurück kam, von welchen das erstere ein förmlicher Schutz- und Schirmbrief für das Kloster, das andere aber ein Gebotbrief an den Landammann und die Amtleute zu Schwiz war, in welchem ihnen befohlen wurde — „Daß sie die, den Nonnen unbillig abgenommene Steuer unverzüglich und ohne Widerspruch zurückgeben, und dieselben nicht nur in Zukunft mit keiner ferneren Steuer behelligen, sondern sie vielmehr gegen alle und jede, die sie bedrängen möchten, verwahren und schirmen sollen“ — Wenn auch die Königin nicht in beyden Briefen ausdrücklich gesagt hätte, daß sie mit Bewilligung ihres Gemahls verfaßt seyen, und ohne Widerspruch befolgt werden müssen, so würden sich die Schwizer dermalen
doch



doch nicht an den König gewandt haben, um bey ihm Recht gegen seine Gemahlin zu suchen: Denn da weder der Spruch noch das Beyspiel seines Vaters bey ihm einiges Gewicht hatte, was würden ihre Vorstellungen über ihn vermocht haben? da er ihre Rechte und Freyheiten noch nicht anerkannt und bestätigt hatte, was würde es sie genützt haben, wenn sie ihm alle Urkunden und Documente derselben vorgewiesen hätten? Es war aus dieser kleinen Probe der Gefinnung Albrechts, die zwar nur die Schwizer betraf, leicht zu schliessen, daß sich dieselbe nur zu bald in größeren und wichtigeren Dingen äußern werde, an welchen dann alle Eidgenossen gleichen Antheil nehmen müßten; und da wollten die Schwizer aus Antrieb eines edlen Gemeingeistes lieber den eigenen Schaden gedultig ertragen, und — „in „dieser Zeit die angelegt Kloster-Stür hingan lassen, „als den König, dessen Ungnad sie sunst spürtend, „ob dieser Sache grimmer machen, damit dann nit „die andern beyd Waldstet um ihre Willen, sampt

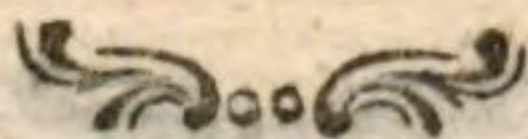
„Jnen



„Jnen in Laß und Unruw kommen dörftind“ — *)
Vielleicht bedachten sie auch, daß, wenn sie die Sache vor den König bringen wollten, die Briefe der Königin ohne Zweifel von ihm bestätigt werden und dadurch weit mehr Kraft und Bestand erhalten würden, als wenn sie nur das Machwerk eines Weibes und eines Mönchen bleiben: Es giebt Fälle, und sie sind nicht so selten als man wünschen sollte, wo die Klagen über erlittenes Unrecht nur dazu dienen, daß das Unrecht festeren Grund faßt und überdies noch die Sanktion des Rechtes erhält, und dann ist es freylich weiser, wenn man schweigt und trägt und duldet, bis günstigere Umstände gerechten Klagen eine bessere Wirkung versprechen.

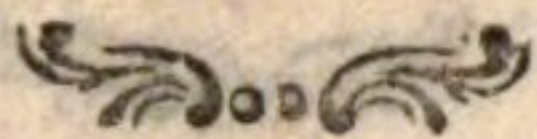
Mit eben der Gierigkeit, womit ein Geizhals seine Schätze zu häufen trachtet, suchte Albrecht das Gebiet seiner Herrschaft zu erweitern: Das Eigenthum der Herren und Klöster erwarb er sich
durch

*) Tschudi 1 Thl.

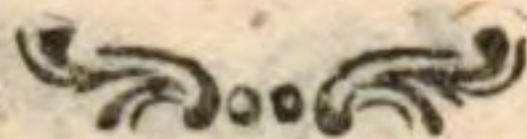


durch Kauf, welchen ihm die Besizer aus Furcht vor seiner Ungnade und ihren Folgen selten verweigern durften: Was dem Reiche zugehörte, machte er sich kein Bedenken in Erblehen für sein Haus zu verwandeln: Besonders lüstern war er nach den Kast- oder Schirmvogteyen über die Klöster, die er theils selbst übernahm, theils seinen Söhnen überliefs, in alleweg aber von dem Reich losrifs und seinem Hause eigen machte. Man muß erstaunen, wenn man list, wie viele Besitzungen im Elfaß, Schwaben und im Oberen - jezt Schweizerland, Albrecht in kurzer Zeit unter seine Herrschaft zu bringen wufte, und man weiß nicht, ob man sich mehr über die Unerfättlichkeit der Habfucht Albrechts, oder über die Geschmeidigkeit wundern soll. mit welcher sich die Klöster und Herren unter das Joch seiner Herrschaft schmiegeten.

Nichts erzeugte bey den Eidgenossen so viel Kummer und Beforgnifs, als wie sie sehen mußten, daß Albrecht auch ihre guten Nachbarn von Glarus
feiner

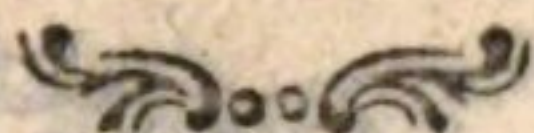


seiner Herrschaft unterwürfig machte, und dem Kloster Einsiedeln den österreichischen Schirm aufdrang. Glarus gehörte an das Kloster Säckingen, aber durch Brief und Siegel war dem Volke das Recht gesichert, daß das Land nicht von dem Kloster veräußert und irgend einem Herrn verkauft werden dürfe; der Blutbann und die oberen Gerichte hingen von dem Reiche ab; Schirmvogt des Klosters war der jedesmalige deutsche König, oder wen er mit der Vogtey belehnen wollte. Jezt hatte Albrecht diese Schirmvogtey dem Reich entfremdet und seinem Hause zugeeignet, auch aus der Reichsvogtey im Lande Glarus ein Erbgut für seine Söhne gemacht: Viele von den wackersten und angesehensten Landmännern, welche in diesen Veränderungen das Ende ihrer Freyheit sahen, flohen, weil sie die Unterdrückung nicht hindern aber auch den Anblick des unterdrückten Vaterlandes nicht ertragen konnten, zu ihren Bekannten und Freunden in Schwiz und Uri, wo die Erzählung ihres Schicksals manchen finsternen und ernsthaften Gedanken erzeugte, Freyheitskummer



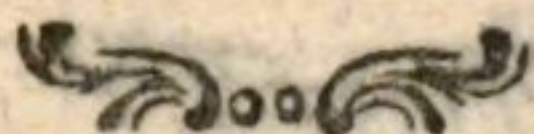
mer nährte und Tyrannenhafs stärkte. — Ob freyer Wille oder Zwang den Abt Hans von Schwanden bestimmt habe, die Erbkastvogtey über Einsiedeln dem Hause Oestreich zu übergehen, läßt der Umstand gar nicht zweifelhaft, dafs der Bruder eben dieses Abts, Herr Burkhard von Schwanden, weil er ein treuer Anhänger Adolfs war, von Albrecht grausam verfolgt, all seiner Herrschaften in Glarus beraubt, von Land und Leuten getrieben und genöthiget wurde als ein armer Ritter des Johanniter-Ordens sein Glück in der weiten Welt zu suchen: Höchst gefährlich für die Waldstätte war die Erbschirmvogtey Oestreichs über Einsiedeln vornehmlich darum, weil durch dieselbe auch diejenigen Güter unter Albrechts Herrschaft kamen, um welche die Schweizer mit dem Kloster einen so langwierigen Streit gehabt hatten, der wohl geschlichtet aber noch nicht vollkommen berichtigtet war; wenn es Albrecht an jedem andern Vorwand zu einem Unterdrückungskrieg wider die Eidgenossen gefehlt hätte, so würde er immer noch welchen in dieser Streitsache gefunden

den

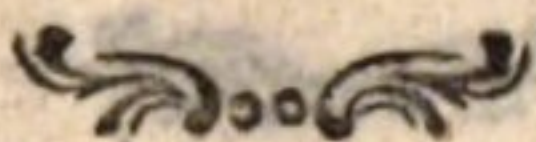


den haben; es lagen wenigstens Titel zu Ansprüchen in derselben, welche die Schwizer nicht bewilligen konnten, an welchem neuen Streite dann alle Bundesbrüder hätten theil nehmen müssen.

Jetzt waren die Waldstätte wirklich von österreichischen Herrschaften rund herum wie von einem Zirkel eingeschlossen, der sich von Urfern am Gotthard über Hinterlappen, Entlibuch, Luzern, Zug, Einsiedlen, Glarus, Disentis und Laax bis wieder zum Gotthard um sie herum zog: Von welcher Seite die Eidgenossen einen Schritt über ihre Gränzen thun wollten, traten sie auf österreichischen Boden, und was sie für ihre Bedürfnisse kaufen wollten, mußten sie auf österreichischem Gebiete suchen. Sie sahen und fühlten das Gefährliche ihrer Lage, aber noch wußten sie nicht was Albrecht, der Besitzer aller dieser Herrschaften, in welchen gleichwohl nur ein geringer Theil seiner ganzen Macht bestand, gegen sie eigentlich im Sinne habe: Die Botschaft, welche er ihnen versprochen hatte, war in Jahres-Frist noch nicht



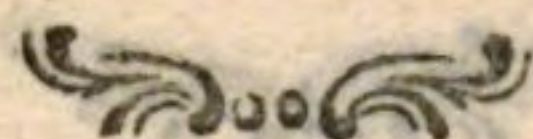
nicht bey ihnen angekommen, auch hatte er ihnen noch keinen Reichsvogt verordnet: Dafs sie von ihm nichts Gutes, wohl aber viel Schlimmes zu erwarten haben, das konnten sie aus der Art, wie sich Albrecht bisher als Herzog und als König gegen sie und andere benommen hatte, mit völliger Gewissheit schliessen; von welcher Beschaffenheit aber dieses Schlimme seyn möchte, darüber hatte sie das Zurückhaltende und Zweideutige in allen seinen Aeufferungen immer noch in der Ungewissheit gelassen: Eine solche Ungewissheit ist tapfern Männern unerträglich, weil sie ihnen die Gefahr verbirgt, welche sie sehen müssen, um ihr mit Muth entgegen gehen zu können; auch mögen sie sich nicht gerne durch unsichere und zögerende Hofnung hemmen und hinhalten lassen; sie wünschen und wollen *Entscheidung*, weil diese ihnen wenigstens das Ziel vor Augen stellt, wohin sie ihre Aufmerksamkeit und ihre Kraft zu richten haben. Um eines so peinlichen, ungewissen Zustandes los zu werden, sandten die Eidgenossen einige Tage vor der Weihnacht des Jahres



1299 Abgeordnete an den König, bey welchem sie, dem erhaltenen Auftrag gemäß, nur die Bitte um die Bestätigung ihrer Freyheiten wiederholen sollten; denn man hoffte, daß, wenn der König diese Bitte auch nicht gewähren wolle, er doch wenigstens seine wahre Gefinnung durch irgend eine Aeufferung deutlicher verrathen werde.

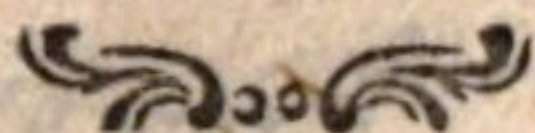
Auch dermalen suchte Albrecht ihrem Begehren auszuweichen — „Ueberdrang von Geschäften, sagte „er, habe ihn bisher gehindert, eine Gefandschaft „an sie zu senden, wie er es willens gewesen sey; „nun aber, setzte er hinzu, soll es mit dieser Gefandschaft nicht mehr lange anstehen, und er seye „gefinnt ihnen durch dieselbe in Ansehung ihres „Zustandes eine solche Veränderung antragen zu „lassen, welche, da sie nur auf ihren eigenen Nutzen „abziele, ohne Zweifel ihren Beyfall erhalten „werde“ — *) In dieser Erklärung Albrechts lag schon

*) Müllers Gesch. d. Eidg. 1r Thl. Tschudi 1r Thl.

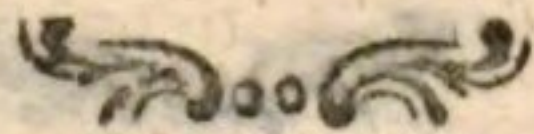


schon vieles, was über seine Absichten Licht verbreiten konnte; die Eidgenossen wußten nun doch wenigstens so viel, daß der König an ihrem Zustande wie er bisher war, keinen Gefallen finde; daß er eine Aenderung in demselben vorzuschlagen gedenke, und daß diese Aenderung, wie nützlich sie der König finden und ihnen vorstellen möchte, im Grunde unmöglich etwas anderes als eine Verschlimmerung seyn könne. Während die Eidgenossen in sorgenvoller Erwartung standen, worinnen wohl das Neue und Nützliche bestehen möchte, was der König ihnen anzutragen Willens sey, bekamen sie eine geheime und heilsame Warnung von einem Manne, den gleiches Interesse und gleiches Schicksal ihnen geneigt machte.

Es war Werner, Graf zu Honberg, Herr in Mark und zu Mägi, einer von den Wenigen, welche Muth genug besaßen Albrechts Wünschen entgegen zu seyn, und welche ihr Eigenthum nicht seiner Habsucht zum Opfer bringen wollten, um
dafür



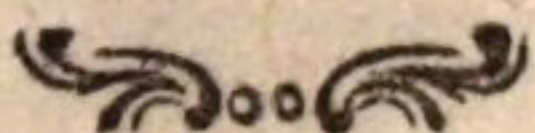
dafür seine Gnade zu erhalten: Er hatte sich ge-
weigert dem Albrecht seine Herrschaften zu ver-
kaufen, und sich dadurch seine Ungnade auf den
Hals gezogen. Dieser Graf liefs durch seine Ver-
trauten den Eidgenossen sagen — „Was sie aus
„so vielen Anzeigen ohne Zweifel vermuthen,
„worüber sie aber gleichwohl noch in Unge-
„wifsheit schweben, darüber könne er ihnen
„mit völliger Gewifsheit zuverlässigen Bericht ge-
„ben: Mit der Gefandtschaft Albrechts sey es
„nämlich auf nichts geringeres abgesehen, als
„die Waldstätte vom Reiche abwendig zu machen
„und ihnen dagegen den Schirm des Habsburgischen
„Hauses anzubieten: Sie werden wohl thun, wenn
„sie sich zum voraus auf einen so wichtigen An-
„trag gefafst machen, den man ihnen ohne Zweifel
„durch allerley Ueberredungskünste beliebt zu ma-
„chen suchen werde: Vornehmlich seye es noth-
„wendig, dafs sie sich mit einander berathen und
„einen *einstimmigen* Bescheid verabreden, damit Al-
„brecht nicht in ungleichen Erklärungen der einzel-
„nen



„nen Waldstätte eine Gelegenheit finde, Mißtrauen
 „zu erregen; die Gemüther zu entzweyen, oder
 „wohl gar ihren Bund zu trennen“ — *) Nicht
 umsonst war diese Warnung: Die große Frage, ob
 man die Unabhängigkeit und Freyheit behaupten,
 oder in Rücksicht des harten und misslichen Kamp-
 fes den diese Behauptung erfordern würde, lieber
 einen Herrn annehmen wolle, um jenes Kampfes
 überhoben zu seyn? Diese Frage wurde jezt in
 reife Ueberlegung gezogen und war der Gegenstand
 ernstlicher Berathschlagungen; unstreitig der wich-
 tigste Gegenstand, über welchen Bürger und Vor-
 sther eines Staates jemals denken und sprechen
 können.

Was in den ersten Tagen des 1300 Jahres die
 Eidgenossen in den Waldstätten beschließen würden,
 davon hieng es ab, was aus Ihnen, aus ihren
 Nachkommen, aus uns: aus unserm ganzen Vater-
 lande

*) Tschudi 1r Theil.



lande werden sollte. Freunde! Bürger! versetzt euch in die Lage eurer Vorfahren, und sagt, was würdet *Jhr* in derselben beschloffen haben? — Doch das mag euer eigenes Herz und Gefühl entscheiden: Was eure *Vorfahren* beschloffen, und was *Jhr* Entschluß für Folgen gehabt, werde ich in folgenden Vorlesungen erzählen.

Handwritten text paragraph 1

Handwritten text paragraph 2

Handwritten text paragraph 3

Handwritten text paragraph 4

Handwritten text paragraph 5

II.

V o r l e s u n g.

von 1300 bis 1302.

Albrechts Gefandte tragen den Eidgenossen die österreichische Herrschaft an — Bemerkungen über ihren Antrag — Ab schlägige Antwort der Eidgenossen — Ihre Beschwerde wegen den Kastvogteyen der Klöster — Documentirte Volksrechte aufheben ist despotisch und der Staatsklugheit zuwider — Albrecht wider den Churfürsten von Mainz — Die Eidgenossen werden von den österreichischen Beamteten und Unterthanen bearbeitet — Sie sind in Verlegenheit — Begehren von Albrecht die Bestätigung ihrer Freyheit und einen Reichsvogt — Albrechts Antwort — Bemerkungen über dieselbe — Albrecht ertheilet dem Kloster zu Mettingen die Steuerfreyheit in den Waldstätten — Despoten Kunstgrif — Gefahrvolle Lage der Eidgenossen — Unwahrscheinlichkeit ihrer Rettung.

Externus timor maximum concordiae vinculum.

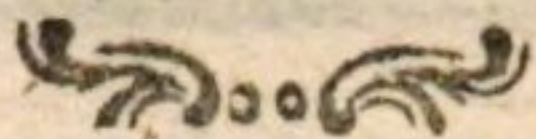
Livius.

Est ne viris reliqui aliud, quam solvere injuriam
aut mori per virtutem.

Salustius.

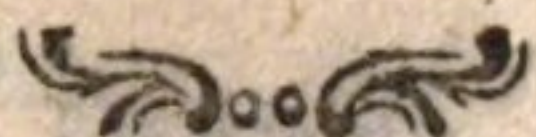
P. P.

Während des ersten Viertels des Jahres dreyzehnhundert erwarteten die Eidgenossen in den Waldstätten, zwar nicht ohne manchen Sorgenschweren Gedanken, aber doch vorbereitet und gefaßt, welchen Entscheid ihnen die angekündigte Botschaft Albrechts über seine Gesinnungen und Absichten bringen werde. Endlich, im April, kamen die Herren von Lichtenberg und von Ochsenstein zuerst nach Schwiz, und von da nach Uri und Unterwalden; denn es sollte mit jedem Ort besonders unterhandelt werden, weil man auf diese Weise, wenn auch der Hauptzwek fehlschlagen sollte, doch wenigstens einen Nebenzwek zu erreichen hoffte, welcher wahrscheinlich darinnen bestand, den Saamen der Uneinigkeit auszustreuen. Der wesentliche Innhalt des

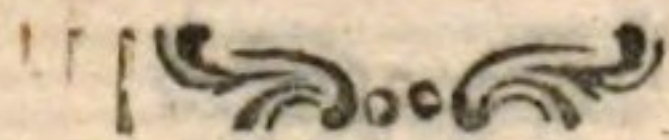


Vortrages, welchen die Gefandten Albrechts an jedem Ort, ungewifs ob an die versammelten freyen Landmänner, oder nur an die Vorsteher derselben, hielten, bestand in folgendem:

„Sie würden wohl für sich und ihre Nachkom-
men sorgen, wenn sie sich dem ewigen Schirm des
„königlichen Hauses unterwerfen wollten; alle be-
nachbarten Städte und Länder, die Kastvogteyen
„fast aller Klöster, welche Gut und Leute bey ihnen
„haben, und alles was Kiburg und Lenzburg bey
„ihnen besessen, sey des Königs; die Landleute
„könnten seiner Majestät und ihrem unermesslichen,
„Waffenkundigen Kriegsheer nicht widerstehen, aber
„der König möchte sie zu seines Hauses lieben
„Kindern haben; er sey der Enkel ihrer alten Schirm-
„vögte von Lenzburg, der Sohn König Rudolfs,
„mit welchem sie immer in so gutem Vernehmen
„gestanden, der ihnen als Graf von Habsburg und
„als römischer König so viel Gunst erzeigt, und
„unter dessen Schirm sie sich immer so wohl befunden
„den



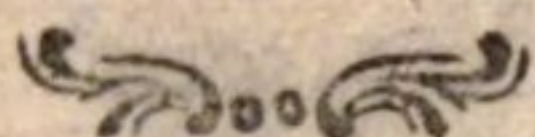
„den haben; der König Albrecht selbst sey ein
„streitbarer, sieghafter, gewaltiger Herr, welchem
„so wohl nothwendig als rühmlich sey zuzugehören;
„und wenn er ihnen den ewigen Schirm seines
„ganzen glorreichen Geschlechtes mittheilen wolle,
„so werde dieses zu ihrem eigenen groffen Vortheil
„gereichen, weil sie sich von der Macht und der
„bestimmten Erbfolge des königlichen Hauses einen
„Schutz versprechen dürfen, unter welchem sie eine
„beständige und ungestörte Ruhe und Sicherheit ge-
„niessen können; dahingegen durch die Zwietracht
„der Churfürsten und durch den Ehrgeiz der Bewer-
„ber das Reich bey jeder neuen Königswahl zer-
„rüttet werde, und alsdann von allen Seiten Gefahr
„drohe, Sicherheit aber bey keiner Parthey zu finden
„sey: Auch sey es nicht, als trage der König Al-
„brecht zu ihren Heerden Lust, oder als wolle er
„Geld von ihrer Armuth, sondern er habe von sei-
„nem Vater und aus den alten Geschichten vernom-
„men, Welch ein tapferes Volk sie seyen; der König
„liebe tapfere Männer sehr; er möchte auch sie an-
„führen



„führen zu Sieg, und reich machen durch Beute
 „und Ritterschaft und Lehen unter sie bringen: Wenn
 „sie nun ihn und seine Söhne, so wie es alle ihre
 „Nachbarn bereits gethan, sich freywillig zu ihren
 „Freunden und Beschüzern machen, so werden sie
 „damit weislich für ihren eigenen wahren Nutzen
 „sorgen; sollten sie aber ein so gnädiges Anerbieten
 „thörichter Weise verachten und von sich weisen,
 „so werden sie es in der Folge unfehlbar bereuen
 „müssen“ — *)

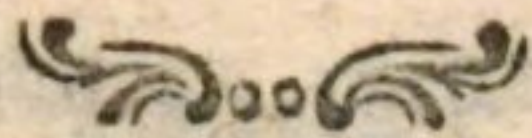
Dieses nun war die Schlinge, in welcher Albrecht die Eidgenossen gern hätte fangen mögen; und er schmeichelte sich vielleicht, daß er auf jeden Fall seinen Zweck erreichen werde; denn, entweder mußte sein Antrag bey den Eidgenossen Beyfall erhalten, und dann wäre ihm ohne Mühe zu Theil geworden was er wünschte; oder er mußte ihren Unwillen erregen, und da war zu hoffen, daß sie sich

*) Tschudi — Müller — Tscharnher — u. a. m.



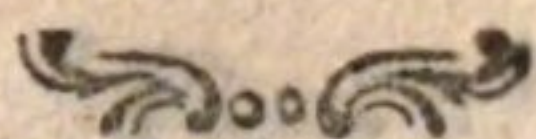
sich in ihrer Weigerung irgend etwas Unehrenbietiges oder Beleidigendes gegen ihr Oberhaupt den *König* Albrecht werden zu schulden kommen lassen, was denn dem *Herzogen* Albrecht zum Vorwand dienen könnte, sie mit Gewalt zu *dem* zu zwingen, was sie nicht freywillig thun wollten. Allein die Eidgenossen merkten und wußten es, daß es eine Schlinge sey, was Albrecht ihnen vortragen liefs, und darum konnten sie auch in derselben nicht gefangen werden.

Es ist übrigens nicht zu läugnen, daß jener Vortrag viel wahres und wichtiges enthielt, wider welches nur die Standhaftigkeit eines *solchen* Volkes sich behaupten konnte, wie *damals* die Eidgenossen waren. Auf der einen Seite hatte derjenige Schirm, welchen aufzugeben man sie bereden wollte, in ihren eigenen Augen niemals einen sehr großen Werth gehabt: Freylich wünschten sie nichts größeres, als unter dem Schirme des Reichs in ungestörtem Besitze ihrer Rechte und Freyheiten zu bleiben; allein
sie

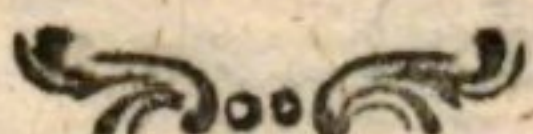


sie hatten mehr als einmal erfahren, wie wenig sich auf diesen Schirm zu verlassen sey, wie leicht ein ungünstiger König ihn verweigern oder ihn zum Dekmantel ungerechter Anmassungen machen könne: Auch ohne denselben lebten sie einst lange Zeit getrost und sicher und als er ihnen wieder aufgedrungen wurde, äusserten sie sich mehrmalen selbst gegen die Kaiser, dass er ihnen noch wenig genützt habe: Dass sie sich, wie die Gesandten Albrechts sagten, fast bey jeder Thronerledigung in dem Fall befinden, durch ihre Anhängigkeit an die eine Parthey sich den Haß der andern, und eine damit verknüpfte grössere oder geringere Gefahr auf den Hals zu ziehen, war nicht nur der Wahrheit überhaupt gemäss, sondern es wurde auch gerade jetzt durch ihre neueste Erfahrung bestätigt: Von *dieser Seite* konnte ihnen also der Verlust wirklich nicht sehr gross dünken. — Auf der andern Seite war es mit dem mächtigen Schirm des Hauses Oestreich kein eitles Vorgeben, und die Eidgenossen konnten wenigstens hoffen, dass sie durch die be-

stimmte

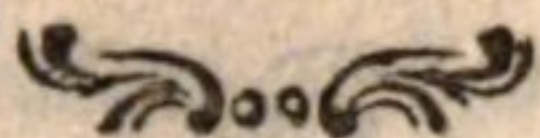


stimmte Erbfolge desselben gegen alle Unruhen und Gefahren gesichert seyn werden, welche mit jeder neuen Königswahl im deutschen Reiche verknüpft zu seyn pflegte: Dafs Albrecht sie aus besonderen Gnaden zu seinen *lieben Kindern* auf und annehmen wolle, war wenigstens eine angenehme und schöne Phrasis, die freylich bey verständigen Männern auch für nichts mehrers gelten konnte; indess liess sich doch mit Grunde erwarten, dafs man durch eine freywillige Unterwerfung Albrechts vorzügliche Kunst erhalten werde, und dafs er sich dann gegen seine neue Unterthanen nicht nur gelind und gnädig erzeigen, sondern sich wohl auch das eine und andere Beding, und den einen und andern Vorbehalt gefallen lassen werde: Dafs er der Enkel der biederer Volksfreunde, der Grafen von Lenzburg, und der Sohn des allgemein geliebten und verehrten Rudolfs sey; konnte in den Augen der Eidgenossen, denen die Gesinnung der Dankbarkeit niemals fremde gewesen, auch kein unbedeutender Titel seyn, so wie die schmeichelhafte Aeusserung, dafs der König sie als
tapfere

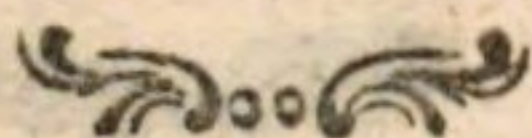


tapfere Männer kenne und liebe, und als solche zu ehren gedenke, kein leeres Compliment war. Wenn alles Gefällige und Schmeichelhafte in dem Vortrage der Gefandten bey den Eidgenossen keinen Eindruck machen würde, so schien doch die drohende und nur zu sehr gegründete Vorstellung Gewicht bey ihnen haben zu müssen; wie eine hartnäkige Widerseztlichkeit ihnen zu weiter nichts dienen könne, als daß sie sich damit aller der Vortheile verlustig machen, welche ihnen eine freywillige Unterwerfung verschaffen würde; denn es schien wirklich ein thörichter Wahn zu seyn, daß *sie allein* der Macht Albrechts, welcher sich bereits alle ihre Nachbarn gern oder ungern unterworfen hatten, widerstehen können; und wenn auch ihre Tapferkeit mehr als einen Sieg erfochten hätte, so war es doch höchst wahrscheinlich, daß sie am Ende gleichwohl einem solchen Feinde erliegen müssen, besonders wenn er, durch keinen andern Krieg gehindert, mit seiner Uebermacht nur über sie herfallen würde.

Es



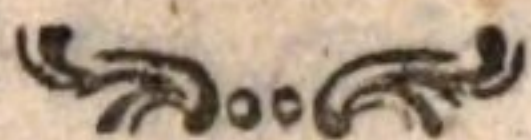
Es ist wohl nicht zweifelhaft, wie unter *solchen* Umständen eine vorsichtig und ängstlich berathschlagende, Gewinn und Verlust genau berechnende, *egoistische Klugheit* über das Schicksal unsers Vaterlandes entschieden haben würde. Allein dieser große Gegenstand mußte in jenen Zeiten der *Sitten-Einfalt* und *Heldenkraft*, und von *solchen Männern* entschieden werden, welche das Selbstgefühl und die Würde des freyen Mannes höher schätzten als Reichthum und Titel und Fürstengunst, und deren größte Staatsklugheit in dem einfachen Grundsatz bestand, welcher zugleich das Band ihres Gemeingeistes, und der Punkt war, in welchem alle Gemüther, der Edeln und Freyen, immer zusammen stimmten — „Dass Freyheit das größte Gut, der Verlust derselben hingegen das größte Unglück sey, und dass man, um *jene* zu behaupten und *diesen* abzuwenden, allen Kräften aufbieten, und alles thun und wagen und aufopfern müsse“.



Diesem Grundfaze, so wie überhaupt dem Charakter der Eidgenossen gemäß war auch der kurze und einstimmige Bescheid, den die Gesandten Albrechts in allen drey Waldstätten erhielten — „Sie
 „wissen wohl, und werden sich ewig erinnern, wie
 „der selige König ihnen ein guter Hauptmann und
 „Vogt gewesen, und wollen es auch seinem Stamm
 „allezeit gedenken, aber sie lieben den Zustand
 „ihrer Altvordern und wollen in demselben verhar-
 „ren: Si sigind von Keisern und Königen gefryet,
 „dafs si vom Rich niemert verändert söltind werden,
 „dabi si gesinnet zu bliben, wie von Alter har, er-
 „bütend sich aber der königlichen Würde, als Jrem
 „und des gemeinen Richs Haupt, alle schuldige Ge-
 „horsame zu leisten: Darum bitten si Jro Majestät
 „hochlich, dafs Si Jnen Jre Fryheiten gnädiglich be-
 „stätten, auch si bi denselben hanthaben und schir-
 „men, und dise Jr gegebene Antwort Jnen nit in
 „Ungnad aufnehmen wolle. *)

In

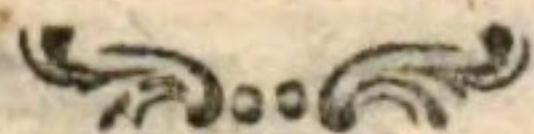
*) Müller. — Tschudi.



In dem Vortrage der Gefandten Albrechts war unter anderm auch die Aeufferung enthalten, dafs die Kastvogteyen fast aller Klöster, welche Gut und Leute in den Waldstätten haben, ein Eigenthum des Königs seyen: In dieser Aeufferung lag eine ungerichte Anmassung, welche den Eidgenossen höchst anstößig war; sie fanden es darum auch nöthig über dieselbe eine besondere Beschwerde zu führen —

„Was unser Landleute betrifft, sagten sie, welche
„den Gottshüfern mit etwas Pflicht angehörind, so
„haben si von denselben Gottshüfern heiter versiglete
„Brief, und scharpfe Verschreibungen, si niemermer
„von Iren Gottshüfern ze verändern, und si bi Ir
„alten Harkommen und Gewohnheiten beliben ze
„lassen, da sigend die Iren urbütig Ir Pflicht jedem
„Gottshus nach Gebüre, was si schuldig, ze tun,
„wie von Alter har, verhoffende, si sollind hinwider
„Ire Verschreibungen, si nit ze ändern, auch an
„Inen halten, und nit brächen“ — *) Die Eidgenossen

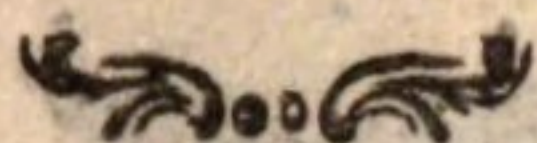
*) Tschudi ir Theil.



nossen wollten nicht nur den Ueberredungen und Lokungen Albrechts, wodurch er ihnen das Glück seiner Herrschaft und den Schirm seines Hauses beliebt zu machen suchte, kein Gehör geben, ob sie gleich ihre gefährliche Lage kannten und nichts anders erwarteten, als daß der stolze und mächtige König die Erfüllung seiner Wünsche nicht minder als diejenige seiner Befehle mit Gewalt zu erzwingen suchen werde; sondern sie hatten auch den Muth, ihm den Besitz desjenigen, was er bereits als sein Eigenthum ansah, als ungerecht und ungültig streitig zu machen, jedoch so, daß sie das Ungerechte in der Sache vornehmlich den Klöstern zur Last legten, welche durch die Veräußerung ihrer Güter und Leute gegen heitere und scharfe Verschreibungen und Briefe gehandelt hatten.

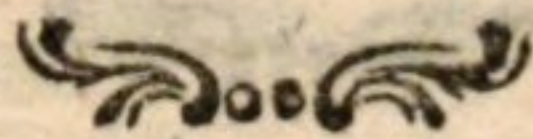
Die Vorstellung des *Wichtigen* und *Nachdrücklichen* und *Verbindlichen*, was in Brief und Siegel, in *heiteren* und *scharfen* *Verschreibungen* liegen soll, war der Einfalt und Ehrlichkeit der Eidgenossen

ganz

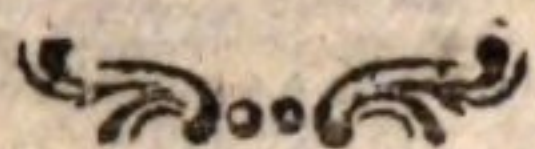


ganz angemessen, so wie sie noch überall in dem Volksfinne zu finden ist: Aber solche Briefe und Verschreibungen, auf welche das Volk so viel Vertrauen setzt, und denen es ein so grosses Gewicht beylegt, sind dagegen auf der Wagschale grosser Herren ein sehr unbedeutendes Ding, wenn sie dem Gewichte ihrer Macht und ihrer Ansprüche gegenüber liegen; auch scheint Albrecht auf jene Verschreibungen, welche die Eidgenossen seinen Gesandten vorlegten und vielleicht bey ihnen ein mitleidiges Lächeln erregten, keine Rücksicht genommen, und sie niemals nur einiger Erwähnung gewürdigt zu haben.

Wenn ein *Despot* sich eine solche Verachtung geschriebener und besiegelter Volksrechte zu Schulden kommen lässt, so ist dieses ganz in der Regel, denn er würde von dem Augenblick an aufhören Despot zu seyn, bey welchem er anfienge, Rechte oder Geseze, die seinen Willen beschränken, etwas gelten zu lassen: Aber wenn *Monarchen* oder die

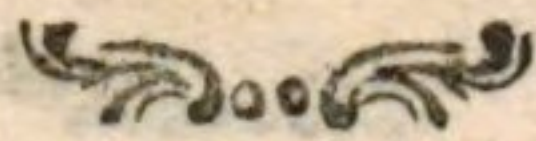


Häupter einer Republik sich eben das erlauben, was nur dem Despoten geziemt, so ist es unnatürlich und wider die Regel, so haben sie aufgehört zu seyn was sie waren, und zugleich damit den Anfang gemacht der monarchischen oder republikanischen Form die Gestalt der Despotie zu geben; und dann kommt's lediglich *darauf* an; ob sie Macht genug haben Documente und Briefe und Volksrechte, die ihnen im Wege stehen zu zernichten, und statt derselben ihren Willen geltend zu machen; und ob das Volk *dumm* oder *schwach* genug ist, sich eine solche Veränderung gefallen zu lassen. Albrecht hatte freylich schon größere Hindernisse, die seinem Interesse und seiner Herrschfucht entgegen standen, aus dem Wege geräumt, als die Documente und Briefe der Eidgenossen waren; und es ist sich darum auch nicht darüber zu verwundern, daß sie ihm sehr unbedeutend und verächtlich schienen; aber die Eidgenossen waren auf der einen Seite verständig genug, um in dieser Verachtung ihrer Documente einen offenbaren Beweis zu sehen, daß sie es mit
einem

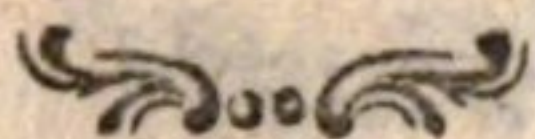


einem Despoten zu thun haben, der alle ihre Rechte und Freyheiten zernichten, und sie in allem nur von seinem gnädigen Willen abhängig machen würde; auf der anderen Seite fehlte es ihnen auch nicht an Muth, ihre Rechte im Nothfalle lieber durch das einzige Mittel, welches gegen Despoten übrig bleibt, durch die Waffen zu behaupten, als sie ohne Widerstand hinzugeben.

Es kan eigentlich gar nicht die Frage seyn, ob irgend ein Document, welches diese oder jene Rechte eines Theils oder des ganzen Volkes garantirt, jemals wider seinen Willen auf eine *rechtmässige Weise* entkräftet oder zernichtet werden könne? Sondern es fragt sich nur ob ein solches Verfahren *aus Gründen der Staatsklugheit* gerechtfertiget oder entschuldiget werden könne? Allein, wenn es auch unwidersprechlich erwiesen wäre, daß die Ausübung eines documentirten Volksrechtes durch die Veränderung der Umstände einem größeren oder kleineren Theil der Staatsbürger nachtheilig geworden sey,

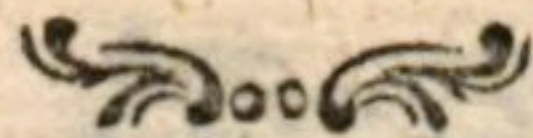


so würde dennoch *dieser Nachtheil*, wie groß er scheinen möchte, nur etwas sehr geringes gegen das *weit grössere Uebel* seyn, welches daraus entstehen mußte, wenn die Regenten des Staats ohne Rücksicht auf Documente und Briefe jenes Recht, und damit zugleich *die Garantie von allen andern Rechten* und Freyheiten aufheben und durch ein einziges Beyspiel die gefährliche Lehre aufstellen wollten, daß das Uebergewicht der Macht und Stärke über das Recht entscheiden dürfe. So wie durch physische Gewalt, durch Henker und Scheiterhaufen wohl das *Bekenntniß* der Wahrheit gehemmt, aber nicht die *Wahrheit selbst* vertilgt werden kan; so kan auch der mächtigste Despot kein *Recht* zernichten, sondern nur die *Ausübung* desselben unterdrücken: Gewalt kan Unterthanen und Staatsbürgern zwar den Genuß des Rechtes verwehren, und die Vorstellung bey ihnen erzeugen, daß sie es nicht ausüben *dürfen*, aber sie kan die Vorstellung bey ihnen nicht vertilgen, daß dieses Recht ihnen zugehöre, und daß sie zur Ausübung desselben *befugt* seyen. Und gesetzt, daß



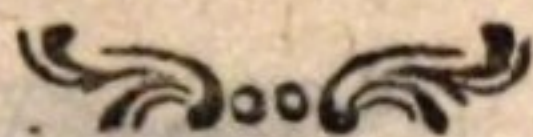
dafs sie für einmal zur Behauptung und Ausübung ihres Rechtes das Mittel der Gewalt nicht gebrauchen weder *wollen* noch *können*; so ist es doch nicht unmöglich, dafs sie es zu einer andern Zeit wollen und können und alsdenn von diesem Mittel eben den *Mifsbrauch* machen werden, von welchem man ihnen das Beyspiel gegeben hat. Wenn die Unterthanen oder Bürger ihren Regenten *misstrauen*, und in der Beforgnis stehen, dafs sie von denselben, wäre es auch unter dem Vorgeben einer landesväterlichen Rücksicht auf das allgemeine Wohl, allmählich aller ihrer Rechte beraubt und am Ende dahin gebracht werden möchten, dafs sie sich auf dieselben, ohne Gefahr als Aufrührer angesehen und behandelt zu werden, gar nicht mehr berufen dürfen, und in allem von dem guten oder bösen Willen ihrer Obern abhängen müssen; so ist wohl nicht zu leugnen, dafs sie sich in einem sehr schlimmen politischen Zustande befinden, gegen welchen der Zustand rechtloser Unterthanen einer lange bestandenen despotischen Regierung allerdings erträglicher ist, weil

er



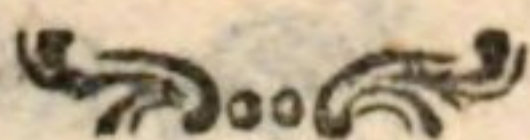
er ein *Zustand der Gewohnheit*, und wenigstens nicht mit dem Schmerze verbunden ist, daß sie einen bessern Zustand für sich und ihre Nachkommen eingebüßt haben. Wenn auf der andern Seite die Regenten aus Argwohn und Furcht, daß das Mißvergnügen des Volkes in eine gefährliche Gährung ausbrechen möchte, eine ängstlich wachsame Aufmerksamkeit auf alles richten müssen, was in Büchern, Flugschriften und Briefen gedruckt und geschrieben, oder in öffentlichen und privat Gesellschaften von Männern und Weibern und Knaben gesprochen wird, um durch eine eilige und strenge Ertödung eines jeden Keimes jener Gährung ihrem Ausbruche zuvor zu kommen, so ist wohl auch keineswegs daran zu zweifeln, daß sie mit sehr viel Unbehagen auf ihren Regentensthühlen sitzen müssen, eben darum, weil sie glauben, daß dieselben auf einem vulkanischen Boden stehen, der sie umzuwerfen droht; denn so kan ihnen das Erlöschen der hie und da ausbrechenden Flämchen keine Beruhigung gewähren, weil dieselben nur das *Vorkandenseyn* des vulkanischen

schen



fchen Stoffes beweifen, von welchem zu befürchten ist, daß er nicht immer nur unſchädliche Flämchen ſprühen, ſondern irgend einmal durch eine gewaltige Exploſion eine ſchreckenvolle und zerſtörende Erſchütterung erzeugen werde.

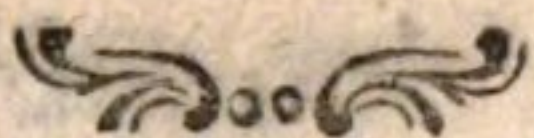
Albrecht gab den Eidgenoffen keine Antwort auf ihre Erklärung, theils weil er nicht wollte, theils weil er jezt mit größern Dingen beſchäftigt war: Er hatte den Erzbifchof und Churfürſt Gerhard von Mainz durch die Entziehung der Rheinzölle gegen ſich aufgebracht, und an demſelben einen Feind bekommen, der ihm nicht ohne Grund ſehr gefährlich ſchien. Der Einfluß und das Anſehen welches ſich dieſer geiſtliche Fürſt zu verſchaffen gewußt, war ſo groß, daß man ihn den deutſchen Papſt benannte: Er war es vornehmlich, welcher die früheren Bewerbungen Albrechts um die deutſche Krone vereitelt und den Adolf auf den Thron erhoben, aber nachher auch wieder geſtürzt hatte, um den Albrecht zu erheben; und jezt; da ihm dieſer undankbar ſchien,



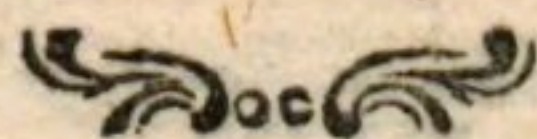
schien, wandte er alles an, um auch ihn wieder zu stürzen, und, was er im Zorne drohte, *dass er nämlich noch mehr Könige in der Taschen habe*, in Erfüllung zu bringen. Bereits hatte er eine mächtige Verbindung zu Stande gebracht, an welcher auch Papst Bonifacius VIII. eifrigen Antheil nahm: Aber Albrecht liess dem Erzbischof nicht Zeit, seine Plane zur Reife zu bringen; mit einem wohlgerüsteten Heere fiel er ihm ins Land und zwang ihn, einen Vergleich von ihm anzunehmen, und — *seine Könige in der Tasche zu behalten.* *)

Während Albrecht seine ganze Sorge auf diese wichtigeren Angelegenheiten zu richten hatte, waren seine Amtleute und Unterthanen zu Luzern und Zug unablässig bemüht, den Eidgenossen, welche an beyden Orten die Wochenmärkte besuchten, seine Anträge durch gefällige Darstellungen beliebt zu machen, und ihren Gemüthern eine, den Absichten
ihres

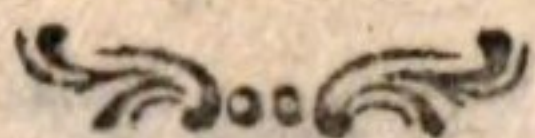
*) Schmid — Häberlin.



ihres Herrn günstige Stimmung zu geben, oder dasjenige an ihnen zu versuchen, was in dem neuen politischen Wörterbuche *die Leute bearbeiten* heisst. Die Amtleute wandten sich vornehmlich an Männer von adelichem Geschlechte, und an solche, welche bey dem Volke viel Ansehen und Einfluß hatten: Bey den *ersteren* suchten sie den Adelsgeist wieder aufzuwecken, und stellten ihnen vor, wie sie unter der Regierung eines Fürsten den alten Glanz ihres Adels wieder herstellen, und sich auf hohe und einträgliche Aemter und Würden Hofnung machen können; und wie sich hingegen bey der fortdauernden Volks - Regierung der Adel ihres Geschlechtes endlich ganz in dem gemeinen Baurenstand verlieren müßte, ohne Hofnung sich jemals in ihren Nachkommen wieder erheben zu können: *Die angesehenen und wohlhabenden Landleute* suchten sie zu überreden, daß sie gegen ihr eigenes Interesse handeln, indem sie die Parthey des gemeinen Volkes nehmen; daß wenn sie sich gegen den König gefällig bezeigen und dadurch seine Gunst erwerben, sie alsdenn viel leichter



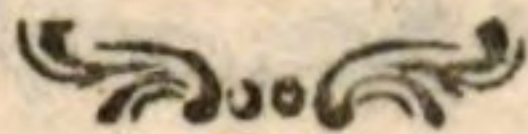
leichter zu Ehren und Reichthümmern gelangen und
 im Befiz von beyden viel ruhiger und ficherer seyn
 können, als wenn sie sich auf die Gunst des unver-
 ständigen und wankelmüthigen Volkes stützen, wel-
 ches seine besten Freunde für alle Dienste und Auf-
 Opferungen meistens mit Undank zu belohnen pflege:
 Im Tone der Wohlmeinenheit und Freundschaft spra-
 chen die Bürger zu den *gemeinen Landleuten*: „Es
 „ist wohl eine bedaurliche Sache, liebe Nachbarn!
 „dass eine so bedenkliche Misshelligkeit zwischen
 „euch und unserm Herrn dem König entstanden ist,
 „woraus für euch und uns groß Unheil und Schaden
 „erwachsen kan; denn wenn aus dieser Misshellig-
 „keit noch gar ein Krieg entstehen sollte, so würde
 „aller Handel und Wandel zwischen uns aufhören,
 „so müssten wir, die wir bisher so gute Nachbarn
 „und Freunde gewesen, einander als Feinde ansehen
 „und mit den Waffen an Leib und Gut beschädigen:
 „Für uns hätten [wir unter dem Schuz eines so mäch-
 „tigen Königs wohl nicht viel zu fürchten, aber
 „für euch, liebe, biedere Nachbarn! würd es
 „uns



„uns schmerzlich bekümmern, wenn wir sehen
„müßten, wie ihr euch ins Unglück stürzet; denn
„es wäre eine thörichte Hofnung, daß ein so klei-
„nes Häuflein, wie ihr seit, der gewaltigen Heeres-
„macht des Königs widerstehen könne; Tapferkeit
„hilft nichts gegen Uebermacht; laßet den gefähr-
„lichen Entschluß fahren, dem König, dessen
„Macht so groß ist, und dessen Gebiet euch ganz
„umgiebt, widerstehen zu wollen; denn sein Zorn
„und seine Feindschaft würde gewiß euer Verderben
„seyn: Wenn ihr ihm hingegen willfahrt, so werdet
„ihr an ihm einen gnädigen Herrn haben und unter
„seiner Regierung, so wie wir, Schutz und Sicher-
„heit finden; bedenkt, wie es zur Beförderung
„nachbarlicher Freundschaft dienen würde, wenn
„wir beyderseits nur einen und eben denselben
„mächtigen Fürsten zum Oberherrn hätten, und in
„diesem Fall erbieten wir uns, daß wir *Lib und Gut*
„zu euch setzen, und mit euch als üßeren Nachburen *Lieb*
„und *Leid* haben wollen. *)

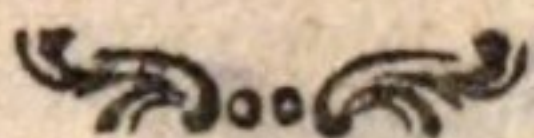
Ob

*) Tschudi I Thl.

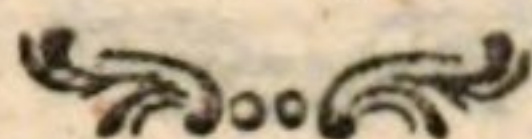


Ob es gleich nicht unwahrscheinlich ist, daß Albrecht selbst seinen Beamteten und Unterthanen ausdrücklichen Befehl zu diesen Bewerbungen gegeben haben mochte, so scheint mir doch dasjenige, was Tschudi hievon sagt nur so viel zu beweisen, daß es wenigstens die Eidgenossen damals geglaubt haben; denn es wäre wohl auch möglich, daß die *Beamten* durch jene Werbungen, ohne einen besondern Auftrag zu denselben erhalten zu haben, für das Interesse ihres Herrn arbeiten und sich dadurch bey ihm in vorzügliche Kunst setzen wollten: *Die Bürger aber* bedurften noch weniger eines besondern Auftrages, ihre Nachbarn zur Nachgiebigkeit gegen Albrecht zu bereden, und sie von einem Kriege abzumahnern, an welchem sie gegen ihre Neigung und gegen ihren Vortheil den nächsten Antheil nehmen mußten; sie konnten es nicht anders als für ein wirkliches, großes Unglück ansehen, Gut und Blut daran setzen zu müssen, nicht sowohl um sich gegen einen Feind zu vertheidigen, als vielmehr nur um gute Nachbarn unterjochen, und das

Gebiet

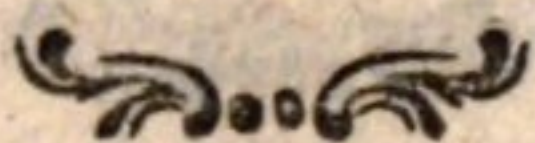


Gebiet ihres Herrn erweitern zu helfen; und dann kannten sie die Männer in den Waldstätten zu gut, als dafs ihnen ein Krieg wider sie eine leichte und gefahrlose Arbeit hätte scheinen können. Es wäre zwar auch möglich, dafs es diese Bürger aus *Stolz auf die Gröfse ihres Herrn* (welcher Stolz nicht selten an die Stelle des verlornen Freyheitsgefühls zu treten pflegt) oder aus Neid über den besseren Zustand ihrer Nachbarn, gerne gesehen haben möchten, wenn dieselben sich freywillig der Herrschaft Albrechts unterworfen hätten, oder mit Gewalt unter dieselbe gebeugt worden wären; aber diese Gesinnung ist ihnen um so weniger beyzumessen; da vielmehr eine ganz entgegengesetzte Denkungsart aus ihrer Geschichte, vornehmlich derjenigen der Luzerner-Bürger hervorleuchtet: Noch war es bey ihnen in frischem und bitterem Andenken, wie sie vor wenigen Jahren wider ihren Willen und ungeachtet ihres ernstlichen und gegründeten Widerspruches auf eine eben so treulose als unrechtmäßige Weise an das östreichische Haus verkauft worden waren, und sie konnten



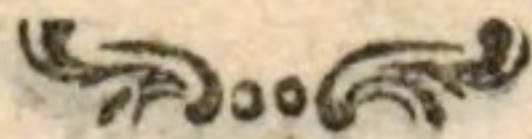
konnten sich so wenig an die neue Herrschaft gewöhnen, daß sie sich vielmehr nach wenigen Jahren, durch das Beyspiel ihrer Nachbarn ermuntert, mit einem vielleicht nur *allzurafchen* Eifer von derselben wieder losrissen.

Wenn sich aber auch die Eidgenossen in ihrer Meinung, daß Albrecht das Zureden ihrer Nachbarn als ein Mittel gebrauchen wollte seinen eigenen Anträgen mehr Gewicht und Eingang zu verschaffen, völlig geirrt haben, so war dieses für sie selbst ein *höchst wohlthätiger* Irrthum; weil sie nun allem, was ihre Nachbarn vielleicht aus Wohlmeinenheit sagten, weniger Gehör gaben, und sich desto weniger in dem *einmüthigen* Entschlusse, ihre Unabhängigkeit zu behaupten, wankend machen ließen: Es hätten nur einige wenige, besonders von den angesehenen Männern für Albrecht und seine Absichten gestimmt und gewonnen werden dürfen, so würde die Behauptung ihrer Freyheit, welche unter den obwaltenden Umständen selbst bey der vollkommensten



Vereinigung ihrer Gefinnung und ihrer Kräfte so misslich und so unwahrscheinlich war, ganz *unmöglich* geworden seyn. Es ist eine Wahrheit, die von der Geschichte beynahe ohne Ausnahme bestätigt wird, daß große und kleine Freystaaten sich gegen jede äussere Macht so lange behaupten, als die Gemüther aller Bürger in der Vertheidigung zustimmen, daß hingegen ihr Untergang allemal nahe und unvermeidlich ist, so bald sich in demselben mehrere Bürger finden, welche den nöthigen Massregeln zur Vertheidigung Hindernisse in den Weg legen, die Absichten einer fremden Macht begünstigen, und dabey durch ihr Ansehen gegen alle verdiente Ahndung geschützt sind: Wenige erkaufte Verräther von Gewicht und Ansehen sind einem Freystaate gefährlicher als ein großes Feindesheer: Nicht sowohl die Macht, welche *einen solchen Staat von Aussen anfällt*, als vielmehr dasjenige, *was im Innern desselben für den Feind streitet*, ist es, was seinen Untergang beschleunigt und ihn für einen fremden Herrn zu einer leichten Beute macht.

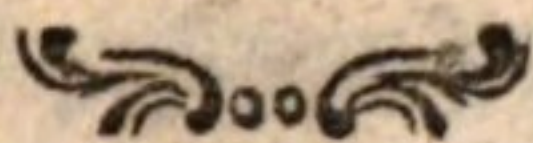
Die



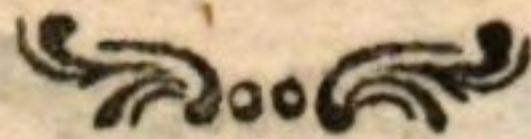
Die Bewerbungen der Amtleute und Unterthanen des König Albrechts thaten bey den Eidgenossen eben so wenig Wirkung, als die Anträge und Vorstellungen seiner Gefandten gethan hatten: Vielmehr wurden sie durch dieses alles nur in ihrem Mißtrauen gegen Albrecht und in dem Entschlusse bestärkt, auf der einen Seite mit der äuffersten Vorsicht alles zu vermeiden, was ihn zu gewaltsamen Mitteln reizen, oder ihm dazu einigen Schein des Rechtes hätte geben können, auf der andern Seite aber mit der möglichsten Wachsamkeit jede Schlinge auszuweichen, in welche er sie etwa noch in der Folge zu verstriken suchen möchte; und im Fall er ihre Unabhängigkeit und Freyheit mit Ueberdrang und offener Gewalt antaften würde, zur Behauptung derselben das äufferste zu wagen, und Gut und Leben daran zu setzen.

Sie befanden sich jetzt wieder in einer Ungewissheit, welche für sie eben so peinlich als diejenige war, da sie über die eigentlichen Absichten Albrechts

noch



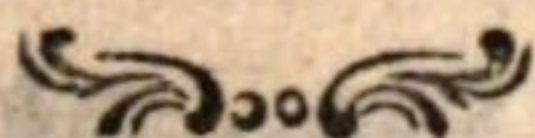
noch im Zweifel standen, von welchen sie aber seit kurzem durch seine Gesandten deutlich genug waren unterrichtet worden: Sie wußten jezt nicht, wie Albrecht ihre Antwort auf seinen Antrag aufgenommen habe; ob er nach ihrer bestimmten Erklärung nun dasjenige, was er an sie begehrt hatte, aufgeben, und sie in ihrem bisherigen Zustande, welchen sie seiner Herrschaft vorzogen, ungekränkt verbleiben lassen werde; oder ob er durch ihre Weigerung erbittert, mit Zwang und Gewalt durchzusetzen beschloffen habe, was sie ihm freywillig nicht zugestehen wollten: zwar hätte das Stillschweigen Albrechts auch als ein Beweis angesehen werden können, als ob er nach erhaltenem Abschlag seinen mißlungenen Versuch fahren lassen, und desselben, als einer unangenehmen und abgethanen Sache nur nicht mehr erwähnen wolle: Aber was die Eidgenossen mehr als dieses Stillschweigen in Verlegenheit setzte und besorgt machte, war, daß Albrecht ihnen noch keinen Reichsvogt verordnete: Es schien als ob er sie für ihre hartnäkige Abneigung gegen die



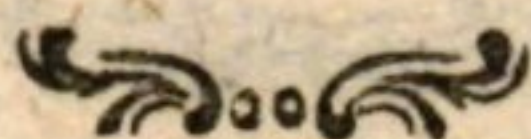
Erbfschirmherrschaft seines Hauses damit bestrafen wolle, daß sie nun das Glück jeder anderen Oberherrschaft, auch derjenigen des Reichs - Oberhauptes entbehren, überall keiner Herrschaft mehr gewürdigt, und ganz allein ihnen selbst überlassen bleiben sollen: Allein, wenn es auch möglich wäre, daß der Gedanke, die rechtmäßige oder unrechtmäßige Widersezlichkeit eines Volkes auf eine so beyspiellose und unerhörte Weise bestrafen zu wollen, jemals einem Regenten beyfallen könnte, so hätte er doch nimmermehr in der Seele des herrschfüchtigen Albrechts aufsteigen können. Gerade in dieser seiner scheinbaren Gleichgültigkeit glaubten die Eidgenossen etwas zu bemerken, was sie sehr beunruhigte, und was sie bewog, auf ernstliche und dringende Weise bey ihm anzuhalten, daß er einen Reichsvogt für den Blutbann in ihrem Lande ernennen möchte.

Sie, welche einst ein ganzes Jahrhundert hindurch sich so wenig um die Könige und Vögte des Reichs bekümmerten, und nachher den, ihnen von

Kaiser

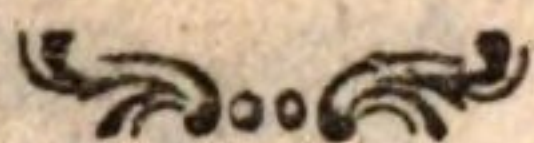


Kaiser Otto aufgedrungenen neuen Reichsvogt mit so viel Mißvergnügen in ihrem Lande wohnen sahen, sie glaubten jezt für dasjenige *bitten* zu müssen, was sie damals so sehr scheuten und sich so ungerne gefallen ließen: Zwar hätten sie ohne Zweifel jezt eben sowohl wie in früheren Zeiten einen Reichsvogt so wie die Reichsoberherrschaft entbehren und sich selbst regieren können; aber die Rücksicht auf ihre gegenwärtige Lage, und eine gesunde Beurtheilung der neuesten Ereignisse und Umstände machte sie jezt dasjenige für nothwendig ansehen, was ihnen einst unter andern Umständen entbehrlich war. So sehr Albrecht wünschte, seine Domainen mit den Waldstätten vermehren und arrondieren zu können, so schien er sich doch zu scheuen, diese Reichsländer ohne scheinbaren Vorwand mit Gewalt an sich zu reißen, welches vornehmlich eben durch die Bemühung merklich wurde, welche er anwandte, um sie zu bewegen, daß sie sich des Reichschirmes freywillig begeben möchten: Die Eidgenossen konnten also die Absichten Albrechts durch kein besseres



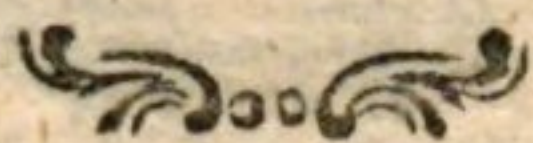
Mittel vereiteln, als dafs sie ihre Reichsunmittelbarkeit zu behaupten suchten, und mit Ernst darauf drangen, dafs der König für ihr Land einen Reichsvogt verordnen möchte, welches letztere dann von Seiten des Königs für eine öffentliche Erklärung gelten konnte, dafs er ihre Unabhängigkeit von seinem fürstlichen Hause anerkenne. Hätten hingegen die Eidgenossen sich um Albrecht, als deutschen König eben so wenig bekümmern wollen, als er sich um sie zu bekümmern schien, so würde dieses allerdings seinen Absichten weit angemessener gewesen seyn: Ihr gleichgültiges Stillschweigen hätte die Gestalt einer Abfönderung oder eines Abfalls von dem König und dem Reiche gewonnen, und Albrecht würde sie wahrscheinlich in diesem Zustande einer scheinbaren Abfönderung eine geraume Zeit nicht beunruhigt haben, hernach aber unter dem Vorwande über sie hergefallen seyn, dafs er sie *als Abtrünnige* zur Strafe ziehen müsse: Ohne Zweifel würde dann der König Albrecht sich für den Aufwand, den diese Bestrafung erfordert hätte, nach dem

dem

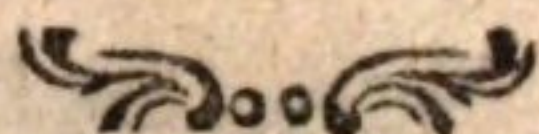


dem Beyspiele seines Vaters und mehrerer Kaiser, durch den Besiz des Landes bezahlt gemacht haben. Es mußte darum den Eidgenossen sehr vieles daran liegen, nicht nur an ihrem Theil jeden Schein von Abtrünnigkeit vom Reiche zu vermeiden, sondern es auch bey Albrecht dahin zu bringen, daß er sie der Obliegenheit eines deutschen Königs gemäß *als Reichsangehörige* behandeln und dadurch als solche anerkennen möchte.

Aus diesen Ursachen und zu diesem Ende ward der Landammann von Uri, Werner von Attinghausen an den König Albrecht gefandt, als dieser noch in dem Kriege wider die Churfürsten begriffen war. Man konnte leicht voraussehen, daß der Gesandte der Eidgenossen mit seinem erhaltenen Auftrage, der den Absichten Albrechts so sehr zuwider war, keine günstige Aufnahme bey demselben finden werde: *Albrecht* hatte kurz vorher den Eidgenossen den Schirm seines Hauses auf eine Weise angetragen, durch welche sie sich nach seiner Einbildung hätten geehrt



geehrt finden sollen; *dieser* aber mußte ihn im Namen seiner Landleute um einen Bestätigungsbrief ihrer Freyheiten ansprechen: *Albrecht* hatte sie vom Reiche abtrünnig zu machen gesucht; *dieser* aber mußte ihm erklären, daß seine Landleute so wenig gesonnen seyen, sich vom Reiche abzusondern; daß sie ihn vielmehr bitten, er möchte es nicht länger verschieben, einen Reichsvogt zu ernennen, den sie in ihr Land berufen können so oft es nöthig sey. Dieser Widerspruch hatte für *Albrecht* viel Anstößiges und Bitteres: Nicht nur ward seiner Habsucht empfindlich wehe gethan: Nicht nur ward seine Eigenliebe durch die Vereitlung seines Wunsches und durch das Fehlschlagen seiner Absichten und Plane gekränkt, sondern auch sein Stolz ward desto mehr beleidigt, weil er dasjenige, was ihm die Eidgenossen jetzt so freymüthig und bestimmt versagten, auf eine so herablassende, schmeichelnde und so öffentliche Weise an sie begehrt hatte, und weil eben darum in ihrem Abschlage desto mehr Troziges und Schimpfliches für ihn zu liegen schien: Diese letztere Empfindung

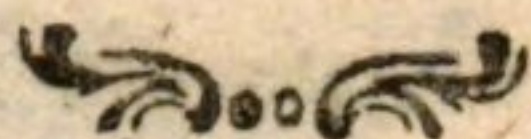


pfindung war es vornehmlich, welche bey Albrecht das Uebergewicht hatte; denn es ist offenbar die Sprache des beleidigten Stolzes, was er dem Gefandten der Eidgenossen zur Antwort gab. —

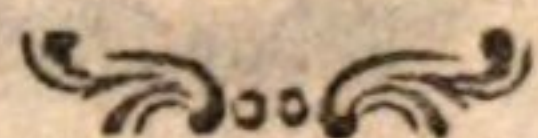
„Er wolle, sagte er, seinen Landleuten in ihrem Begehren eben so willfahren, wie sie ihm in seinem Begehren willfahrt haben: Doch soll es ihnen noch leid genug werden, daß sie sein Anerbieten verschmäht, und ihm einen so trozigen Abschlag gegeben haben: Den Blutbann in seinem Namen zu verwalten, so sich nothdürftiger Fall zutrüge, sollen sie seinen Amtmann zu Luzern oder den Vogt von Rottenburg beruffen.“ *)

In diesem Bescheid lag viel *Hartes* für die Eidgenossen, aber es liegt auch vieles darinnen, was eines Regenten *unwürdig* ist. Es war doch wohl ein großer Unterschied zwischen Albrechts Begeh-

*) Müller — Tschudi.

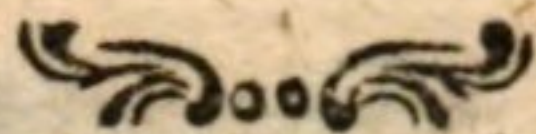


Begehren und demjenigen der Eidgenossen: *Ersteres* war nichts anders als ein *habsüchtiger Wunsch*, dessen Erfüllung von dem freyen Willen der Eidgenossen abhieng; *Lezteres* war eine *Forderung des Rechtes*, welche Albrecht als deutscher König vermöge seiner beschwornen Pflicht nicht unerfüllt lassen konnte: Weil die Eidgenossen nicht thun wollten, was Albrecht aus Eigennuz wünschte, so erklärte sich dieser, dafs er nun auch nicht thun wolle, was Recht und Pflicht erforderten, und fogar erlaubte er sich, sie mit einer Rache zu bedrohen, die sie zwingen würde, ihre Ungefälligkeit bereuen zu müssen: An dieser Drohung ist aufer dem Harten und Boshaften besonders auch etwas *Verächtliches* und *Kleinliches* auffallend, was dem Besiz und Gefühl einer grossen Macht zu widersprechen scheint, aber an allen, auch den stolzeften und mächtigsten Despoten wahrgenommen wird. Es wäre eine Verfündigung an dem gesunden Menschenverstande, wenn man das *Ungerechte*, welches in dieser Erklärung Albrechts liegt, auseinander setzen wollte, in
jedem



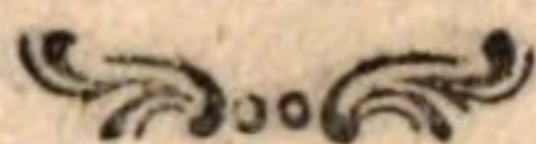
jedem Fall aber, wo von Regenten mit solchen Gefinnungen und nach solchen Grundfäzen gegen ein Volk gehandelt wird, wir mögen es von der Geschichte des Tages oder der Vorzeit vernehmen, ist es allgemeine Menschenpflicht, seinen Abscheu gegen eine solche Handels - Weise unverholen an den Tag zu legen, *damit kein Despot an die Möglichkeit glaube, den Menschenverstand fesseln, und seinem Gerichte entgehen zu können.*

Es müßte übrigens ein schweres Unternehmen seyn, dieses Benehmen Albrechts gegen die Eidgenossen, so wie sein ganzes Verhalten gegen sie mit seiner, von vielen Geschichtschreibern gerühmten *Gerechtigkeitsliebe* zusammen zu reimen: Aber der Bemerkung, daß Albrecht sich von keiner Leidenschaft so hinreißen liefs, daß er unfähig geworden wäre mit Ueberlegung zu handeln, und dasjenige zu wählen und zu thun, was seinen Absichten und Planen angemessen war, dieser Bemerkung kann wenigstens der letzte Theil seiner Erklärung allerdings



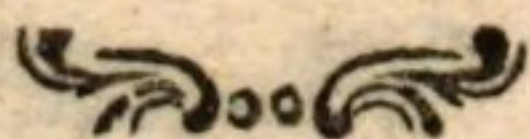
dings zu einer Bestätigung dienen: Das Begehren eines Freyheitsbriefes übergieng er weislich mit Stillschweigen, weil er es, ohne seinen Zweck selbst zu vereiteln, weder bewilligen, noch ohne den Freyheitsinn und das Gerechtigkeitsgefühl der Eidgenossen zu sehr gegen sich zu empören, geradezu abschlagen konnte; aber die Bitte um einen Reichsvogt bewilligte er desto lieber, weil sie ihm zu seinen Absichten eher beförderlich als hinderlich schien, und weil er in der Weise, wie er sie erfüllen wollte, ein Mittel zu sehen glaubte, welches ihn seinem Zwecke näher führen konnte; daher that er von dieser Seite mehr als die Eidgenossen begehrt hatten, indem er ihnen statt *eines*, zwey Reichsvögte verordnete; aber er ernannte den österreichischen Amtmann von Luzern und den Vogt von Rottenburg dazu, weil er hoffte, daß er durch diese nachher schon Gelegenheit finden würde, der Reichsoberherrschaft diejenige des Oestreichischen Hauses gleichsam *unterzuschieben*, und daß sich das Volk in den Waldstätten allmählich an diese Veränderung gewöhnen werde.

Wenn



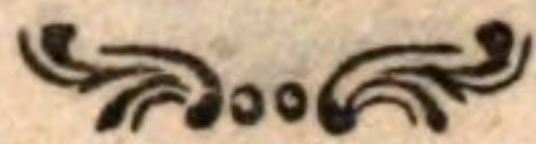
Wenn Regenten, sey's in Freystaaten oder Monarchien, einmal anfangen im Sinn und Geiste ungerechter Despoten gegen ein Volk zu handeln, so ist das Volk nicht zu tadeln, wenn es in solche Regenten Mißtrauen setzt; man muß vielmehr sagen, daß es dieses Mißtrauen nicht zu weit treiben kann, denn es hat nicht allein die offenbaren Anmassungen und Bedrückungen derselben zu fürchten, sondern es hat sich eben so sehr vor allem dem zu scheuen, was sie unter dem Schein der Wohlmeinenheit und Nachgiebigkeit bewilligen und zugestehen, weil unter demselben gemeiniglich Strike verborgen liegen, durch welche das Volk zwar unvermerkter aber nur desto fester gebunden werden soll.

Mit kummervollem Gemüthe kehrte Werner von Attinghausen in die Waldstätte zurück, und brachte seinen Landleuten von dem Erfolge seiner Sendung den traurigen Bericht — „Der König hat eure Bitte um einen Freyheitsbrief ungnädig aufgenommen, und ist so wenig geneigt unsre Freyheiten



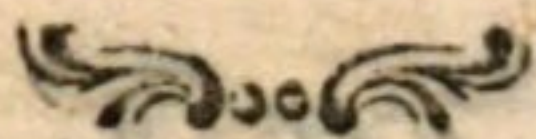
„heiten zu bestätigen, als wir es sind, uns seiner
„Herrschaft zu unterwerffen: Dafs wir seinem Be-
„gehren zuwider gewesen, sollen wir, sagte er dro-
„hend, bereuen müssen: Einen Reichsvogt hat er
„uns bewilliget, aber es sind östreichische Amtleute,
„an die wir uns wenden sollen.“

Dieser Bericht erfüllte die Eidgenossen mit Un-
willen und Missvergnügen: Es war nicht blos die
harte und drohende Weise, mit welcher Albrecht
den einen Theil ihres Begehrens abgeschlagen hatte,
was sie in ihrer Abneigung und in ihrer Besorgnifs
bestärkte, sondern sie bemerkten auch den Fallstrik,
welcher in seiner Willfährung des anderen Theils
ihres Begehrens verborgen lag; aber der Ton und
Innhalt von Albrechts Bescheid war von solcher Art,
dafs er allen Muth benehmen muste, einige Ge-
genvorstellungen zu thun, am wenigsten durften sich
die Eidgenossen das Ansehen geben, als ob sie den
König in der freyen Wahl eines Reichvogts be-
schränken wollen: Die Zeit muste lehren, in wel-
chem

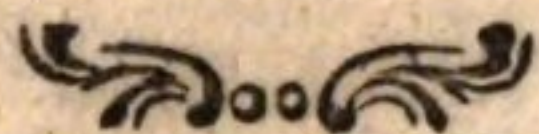


chem Geiste die neuen Reichsvögte ihr Amt verwalten, und ob sie im Namen des Reichs die Obliegenheiten ihres Amts zum Besten des Volks erfüllen, oder als österreichische Beamte ihr Ansehen und ihre Gewalt blos zum Vortheil ihres Herrn, zur Begründung seiner Herrschaft, und zur Unterdrückung des Volks mißbrauchen werden: Die Eidgenossen hatten freylich Ursache genug das Letztere zu beforgen, aber bevor es durch Thatfachen entschieden war, würde jede förmliche Klage über Albrechts Wahl zu voreilig und vielleicht tadelhaft gewesen seyn. Es blieb ihnen jezt nichts übrig als, auf das Benehmen der Reichsvögte ein aufmerkfames Auge zu richten, und in Gedult abzuwarten, was Albrecht durch sie oder auch durch andere Mittel zur Erreichung seines, nun genugsam bekannten Zwekes vornehmen würde.

Bald gab ihnen Albrecht einen neuen Beweis von seiner Gefinnung. Die Mönchen des Klosters Wettingen und die Nonnen zu Steinen hatten den
Land-

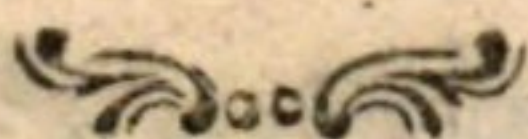


Landleuten von Uri und Schwyz das Recht, ihre Güter und Leute zu besteuern, mehr als einmal streitig gemacht; aber die Landleute wußten es zu behaupten, und blieben bis zu Albrechts Zeiten in der beständigen Uebung desselben; sogar hatte ihnen der König Rudolf dasselbe durch einen förmlichen Spruch und durch einen besiegelten Brief versichert. Ders ungeachtet machte sich Albrecht kein Bedenken daraus, dieses so lange geübte und von seinem Vater bestätigte Recht der Landleute den Anmassungen der Klöster aufzuopfern, und, was die Nonnen zu Steinen bereits erhalten hatten, das bewilligte er nun auch den Mönchen zu Wettingen. Das Schreiben, welches Albrecht deswegen an den Landammann von Uri sandte, ist zwar an sich ganz untadelhaft, und man möchte den Inhalt desselben eher *unbedeutend* und *nichts sagend*, als *ungerecht* nennen; denn es wird in demselben dem Landammann weiter nichts befohlen, als: „dass er den Abt und den Convent „zu Wettingen, auch ihre im Unter-Thal fesshaften „Leute, ihre Rechte und Freyheiten genießten lassen solle,



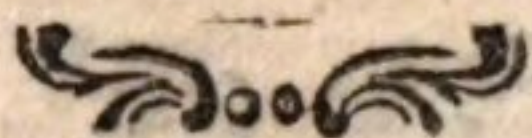
„solle, wie sie dieselben bisher befeffen haben.“ *)
Es wird aber nicht gesagt, was für Rechte gemeint
seyen, auch wird der Steurfreyheit gar keine Er-
wähnung gethan. Die Mönchen mochten freylich
die Steurfreyheit als ein altes und lange befeffenes
Recht betrachten, weil es ihr Orden von den Päpa-
sten erhalten hatte, aber die Landleute von Uri
hatten ihnen die Ausübung desselben in ihrem Lande
niemals zugestanden; und an die päbstliche Macht
in weltlichen Dingen niemals so starken Glauben ge-
habt, daß sie einem Mönchsorden Rechte ertheilen
könne, durch welche ihre älteren Rechte aufgehoben
und zernichtet würden; oder, daß sie sich einer
solchen Verfügung zu unterwerfen schuldig feyen.
Albrechts Schreiben liefs die Sache eigentlich ganz
unentschieden: Vielleicht wollte er für sich den
Schein der Gerechtigkeit retten, und das Gehäßige
der Ungerechtigkeit von andern thun lassen; oder
vielleicht fand er es auch nicht der Klugheit gemäß,
mit

*) Urkunde bey Tschudi.

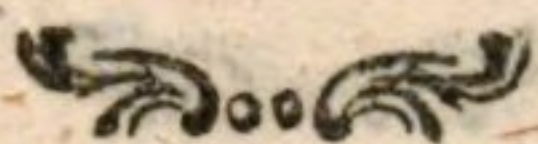


mit bestimmten Worten den Mönchen ein Recht einzuräumen; welches er ihnen in der Folge, wenn die Waldstätte unter seine Herrschaft gekommen wären, selbst nicht gerne zugestanden hätte. Indess wurde den Landleuten von Uri dasjenige, was in des Königs Schreiben nicht ausdrücklich benannt war, dennoch abgenöthigt, und sie mußten es sich gefallen lassen, wenn sie ihr Besteuerungsrecht nicht durch einen gewaltsamen Widerstand retten, und dabey alle ihre übrigen Rechte und Freyheiten auf's Spiel setzen wollten.

Es gehört unter die gewöhnlichen Kunstgriffe solcher Regenten, welche die Unterdrückung eines Volkes zu ihrem Zwecke gemacht haben, daß sie ihre ungerechten Anmaßungen unter den *Schein des Rechtes und der Wohlmeinenheit*, oder unter den Mantel einer *unbestimmten und zweydeutigen Sprache* verstecken, von welcher sie die Auslegung sich selbst vorbehalten: Sie haben dabey nur zu *gewinnen*, aber nichts zu *verlieren*: Wenn ihnen das ein und andere, was

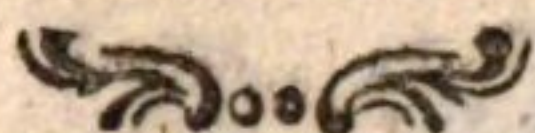


was sie versuchen, mißlingt, so sind sie *nicht* zurück, sondern nur ihrem Ziele *nicht* näher gekommen; alles aber, was ihnen gelingt, ist jedesmal ein Schritt näher zum Ziele, von welchem sie nie zurück treten: Jeder, auf diesem Wege über die Volksrechte und Freyheiten errungene *Vortheil* wird sogleich den *Souverainitäts - und Majestäts - Rechten* einverleibt, und wehe dem Volk! wenn es sich jemals beyfallen läßt, eines von diesen Rechten zurück zu fodern; denn es macht sich dadurch der Empörung schuldig, und giebt dem Regenten die erwünschte Gelegenheit, zur wohlverdienten Strafe dafür alle seine noch übrigen Rechte *mit einemmale* zu zernichten. Wenn Regenten ein Volk unterjochen *wollen*, so ist es ihnen ungleich leichter zu ihrem Zwecke zu kommen, als es dem Volke ist, denselben zu vereiteln: Alles *Vortheilhafte* ist auf *ihrer Seite*, da hingegen alles *Nachtheilige* sich auf *der Seite des Volkes* findet: Jene können ohne Mühe und ohne Gefahr die Staatsgewalt, die sie schon in Händen haben, zur Unterjochung mißbrauchen; das Volk hingegen hat *die*



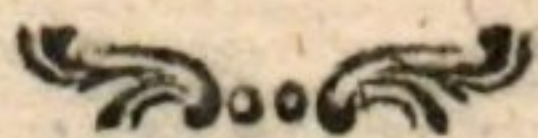
Schwierigkeit einer allgemeinen Vereinigung, den unverständigen Eifer des gemeinen Mannes, die Beschuldigung der Empörung, die Gefahr des Verbrechens, und die Furcht vor einem Bürgerkriege zu überwinden.

Wenn wir das Verhältniß zwischen Albrecht und den Eidgenossen, ohne in unsern Gedanken der Geschichte vorzugreifen, nur nach ihrem bisher erzählten gegenseitigen Benehmen beurtheilen, so müssen wir es nach allen Regeln der Probabilität viel wahrscheinlicher finden, daß Albrecht seinen Zweck erreichen, als — daß es den Eidgenossen ihn zu vereiteln gelingen werde. Albrecht konnte zwar nicht auf dem *kürzesten Wege* zum Ziele kommen, weil die Eidgenossen den Antrag seiner Herrschaft abgeschlagen haben; aber dieses nöthiget ihn nur einen etwas *weiteren Weg* einzuschlagen, auf welchem er sein Ziel zwar später aber doch unfehlbar zu erreichen hoffen kan: Er darf nur seinen unbestreitbaren königlichen Herrscher-Rechten in der Ausübung eine solche *Form und Ausdehnung* geben, durch welche

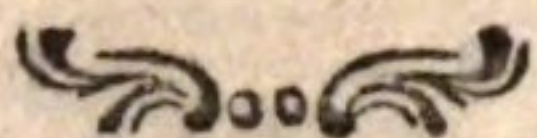


welche die Rechte und Freyheiten des Volks theils bedroht, theils aufgehoben werden; da muß nothwendig von *zweyen eins* geschehen: Entweder muß sich das Volk dieser Art der Gewalt - Ausübung widersetzen, und da ist es leicht dieser *Widerseßlichkeit* die Gestalt einer *strafbaren Empörung* gegen die wirklich rechtmäßige Oberherrschaft, folglich auch der *Unterjochung* die Gestalt einer *wohlverdienten Züchtigung* zu geben; oder das Volk muß sich diese Art der Gewalt - Ausübung gefallen lassen, und da wird mit jedem aufgehobenen Volksrecht ein *Hinderniß* der bezielten Unterjochung aus dem Wege geräumt, und mit jeder neuen *Ausdehnung* der Oberherrschafts - Rechte ein Schritt näher zum Ziele gerückt, und so fortgefahren, bis es endlich ganz erreicht ist.

Wir haben gesehen, daß die Eidgenossen wirklich mit sehr viel Mäßigung, Geduld und Nachgiebigkeit sich manches gefallen ließen, was sie in früheren Zeiten und unter andern Umständen mit Eifer und Nachdruck von sich gewiesen hätten: Ihre



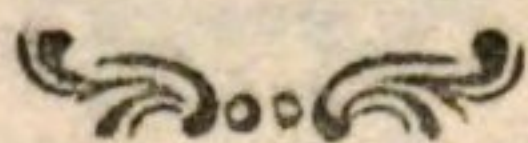
Geduld und Mäßigung verdient in Rücksicht ihrer Lage Lob und Beyfall; aber ist es wahrscheinlich, daß sie durch ein solches Benehmen ihre Freyheit retten werden? Ist es wahrscheinlich, daß Albrecht seinen Unterdrückungs-Plan um deswillen aufgeben wird, weil er keinen Widerstand findet? Ist es wahrscheinlich, daß die Eidgenossen die übernehmende und immer fortschreitende Unterjochung durch irgend ein Mittel abwenden können, wenn es nicht durch einen allgemeinen Aufstand geschieht? Ist es wahrscheinlich, daß dieser Aufstand, wenn sie sich endlich dazu entschließen, gelingen wird, daß sie mit ihrer geringen obgleich vereinigten Kraft, die sich gegen die Macht ihres Unterdrücker wie Eins zu Zwanzig verhält, den Sieg erkämpfen werden? Ist's *zu viel* gesagt? — Wenn sich unfre Vorfahren in ihrer Entschlieffung, was sie thun oder nicht thun sollen, durch *die Berechnung des wahrscheinlichen Erfolges* bestimmen lassen, so ist hier ihre Geschichte zu Ende, so hören sie auf ein Volk zu seyn, so werden ihre Nachkommen *elende Knechte*,



vom Glanz reicherer Diener verdunkelt, namenlos verloren in der Menge der Gehorchenden, *) so giebt es keine Schweizer - Nation und keine Schweizer - Geschichte : — Wenn sie sich hingegen als Männer zeigen, die ohne Rücksicht auf das mehr oder minder *Wahrscheinliche* eines guten Erfolges, thun was Männer thun *sollen*, was ihre Pflicht fordert, was sie der Ehre ihrer Nation, ihrer Nachkommen, sich selbst, und dem Vaterlande schuldig sind, den *Ausgang* aber getrost einer *höheren Macht* anheim stellen, welche dem Menschen nur seine Pflicht gebeut, aber die Lenkung der Begebenheiten sich allein vorbehalten hat; so wird entweder das *Wahrscheinliche* geschehen — Sie werden im ungleichen Kampfe erliegend den Heldentod für's Vaterland sterben, und die Geschichte wird ihrer Tugend ein unvergängliches Denkmal unsterblicher Ehre errichten: Oder es wird das *Unwahrscheinliche* geschehen — Ihre Tapferkeit und ihr Heldenmuth wird die Uebermacht ihres

Unter-

*) Müller, — Vorrede des in Theils.



Unterdrückers besiegen, sein Joch zerbrechen, und günstige, von einer höheren Macht geleitete Umstände werden ihnen zu Hülfe kommen, daß sie was *unmöglich schien*, zu Stande bringen, ihre Freyheit *retten* und *behaupten* können.

Hat diese Darstellung der *misslichen und gefahr- vollen Lage* unsrer Vorfahren, bey welcher ich heute stehen bleiben muß, bey vielen aus uns den Gedanken erzeugt — „*Die Sache der Freyheit in unserm Vaterlande war verloren, oder es mußte eine höhere Macht helfen, und unsre Vorfahren mußten keine gemeine Seelen, mußten großsinnige und hochherzige Männer seyn.*“ — Dann, Freunde! ist der Zweck dieser Vorlesung erreicht, und dann darf ich wohl auch hoffen, daß in der Folge die Darstellung der *Entwicklung* jener Lage bey jedem, der das *Gewicht* dieses Gedankens fühlt, ein geneigtes Gehör finden werde.

III.

V o r l e s u n g.

von 1302 bis 1304.

Abschweifung und Erklärung über das langsame Fort-
rücken und über das Umständliche dieser geschichtlichen
Darstellungen — Misslicher und schuzloser Zustand der
Eidgenossen — Graf Werner verbindet sich mit denen von
Schwyz — Bemerkung über dieses Bündniss — und über
den Geist der früheren politischen Verbindungen der Eid-
genossen überhaupt — Die Schwyzer ziehen dem Grafen
zu Hülfe — Rauf-Freyheit — Das Nonnenkloster von
Schänis erhält von den Schwizern Genugthuung wegen
verletzter Neutralität — Die österreichischen Reichsvögte
werden durch ihr Benehmen der Unabhängigkeit der
Waldstätte gefährlich — Gesandtschaft deswegen an den
König Albrecht — Desselben Gefinnung und Bescheid —
Ob die neuen Reichsvögte von Albrecht geheimen Befehl
bekommen haben die Eidgenossen hart zu behandeln —
Charakter dieser Vögte — Gefsler — Landenberg — Wol-
fenschiefs — Was sie kühn und übermüthig macht — Wie
weit es mit den Eidgenossen gekommen — Noch blieben
sie ruhig.

Sunt, quos nec lex, nec pudor coercet.

Livius.

Multa, quamvis sint gravia, atque acerba,
Fortuna nostra nobis suadet.

Livius.

Vivite fortes.

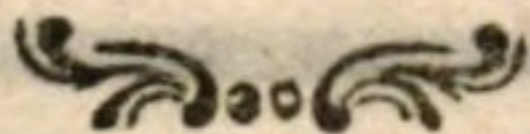
Fortiaque adversis opponite pectora rebus.

Horatius.

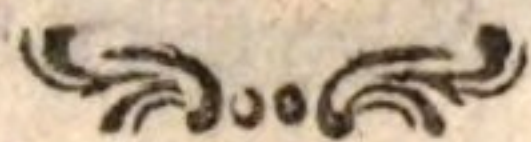
P. P.

Meine geschichtlichen Darstellungen haben bisher bey den meisten Gliedern dieser Gesellschaft eine solche Aufnahme gefunden, die mich nicht nur zur Fortsetzung derselben ermuntert, sondern es mir auch zur Pflicht macht, auf die Bearbeitung derselben den möglichsten Fleiß zu verwenden, damit sie an innerm Werthe wo nicht gewinnen, doch auch nicht verlieren, und einer fernern Aufnahme wenigstens nicht unwürdiger werden.

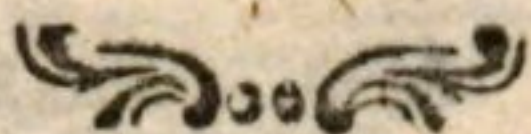
Gleichwol würde es mich nicht befremden, wenn man das *langsame Fortrücken* und das Umständliche dieser Darstellung *tadelswerth* finden sollte: Auch würde ich mir's nicht anmassen, diesen Tadel
als



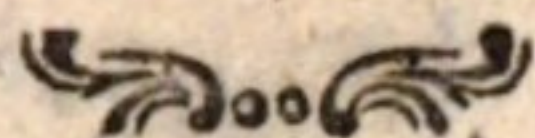
als ein ganz irriges und grundlofes Urtheil abzuweisen, und noch weniger würde ich mich durch daffelbe beleidiget finden: Wer keinen Tadel vertragen kan, verdient, dafs man ihn der Täufchung feiner ftolzen Einbildung überlasse, als hätt' er etwas vollkommenes gemacht; Bescheidenheit in feinem Urtheile geziemt einem jeden, es mag fein eigenes, oder eines andern Menschen Werk der Gegenstand deffelben feyn. Fürchten fie aber nicht, MHr.! dafs ich mich gegen diesen möglichen Tadel rechtfertigen wolle; nur fo viel glaube ich davon fagen zu müffen: Da ich das langfame Fortrüken und das Umständliche in meinen bisherigen Vorlefungen nicht in Abrede feyn kan, und da ich mir beydes nicht nur wiffentlich habe zu Schulden kommen laffen; fondern mir fogar die Freyheit vorbehalte, auf dem einmal betretenen Wege wie bisher langfamen Schrittes fortzufchlendern, fo ift es allerdings der Billigkeit gemäfs, dafs ich auch jedem, der hierinnen etwas Fehlerhaftes findet, gerne die Freyheit zugeftehe, daffelbe fo freymüthig und fo ftrenge zu tadeln, als



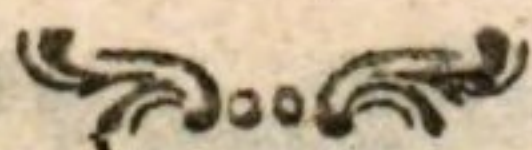
als es ihm belieben mag: Vielleicht MHr.! wenn es mir bey meiner Arbeit blos darum zu thun wäre, Ihnen eine angenehme Unterhaltung zu verschaffen und dafür den Lohn Ihres Beyfalls einzuärndten; vielleicht hätte ich dann einiges Recht mich zu beklagen, wenn mir für alle Mühe, statt des bezweckten Beyfalls, strenger Tadel zutheil würde: Aber auf dieses Recht dürfte ich keinen Anspruch machen, weil ich, die Wahrheit zu gestehen, bey meiner Arbeit weder auf Ihren Tadel noch auf ihren Beyfall Rücksicht nehme; doch wünschte ich nicht so verstanden zu werden, als ob ich damit sagen wollte, daß mir an Ihrem Beyfall nichts gelegen sey, was allerdings sehr viel Stolz verrathen, und zugleich eine grobe Ungeschliffenheit seyn würde. Ihr Beyfall ist mir nicht gleichgültig, er hat vielmehr einen so hohen Werth für mich, daß er mir, wenn ich ihn zu verdienen das Glück habe, zu einer grossen Ermunterung dienen wird; nur *ist* und *kann* er nicht *Zweck* meiner Arbeit seyn.



Ich habe wohl nicht Unrecht, wenn ich annehme, daß in dieser, so wie in jeder grossen und gemischten Gesellschaft, der Geschmak und das Urtheil über den Werth literarischer Arbeiten sehr verschieden seyn muß; Würd ich mich nun bey meiner Arbeit durch die Rücksicht auf Beyfall und Tadel leiten lassen, so müßte ich öfters, um den Tadel des einen Theils zu vermindern, eben die Stellen wieder austreichen, durch welche ich den Beyfall des andern Theils zu erhalten suchte, und so würde mir das Schreiben zu einer höchst mühsamen und peinlichen Arbeit werden; Ich habe aber einen Theil meiner Muse - Stunden diesen Vorlesungen gewiedmet, weil ich in der Bearbeitung derselben einen Genuß und ein Vergnügen finde, welches mit der Rücksicht auf Lob und Tadel unvereinbar ist, welches vielmehr nur aus der Arbeit selbst, und aus der, vielleicht öfters irrigen, vielleicht aber auch zuweilen richtigen Wahrnehmung ihres Gelingens, entspringt.

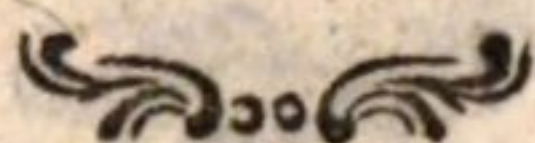


Ich kan (dieses muß ich noch hinzu setzen, damit es meinem einmal angefangenen Bekenntniß in keinem Stüke an Aufrichtigkeit fehle, und damit niemand mir ein Verdienst zuschreibe, welches mir nicht zukommt) Ich kan mich sogar nicht einmal rühmen, daß ich mir während meiner Arbeit öfters des Gedankens bewußt werde, damit andern *nützen* zu wollen: Zwar ist das Verdienst, bey andern Menschen Gutes zu würken, das würdigste und größte, welches ich mir denken kan, und nur ein geringer Theil desselben würde mich sehr glücklich machen: Auch läugne ich nicht, daß es zuweilen Augenblicke gegeben hat, wo bey mir der Wunsch nahe an Hofnung gränzte, daß vielleicht durch meine Arbeit hie oder da, über kurz oder lang, bey einem oder mehreren von meinen Bundesbrüdern patriotische Gefinnungen erweckt, und vermöge der ewigen Verkettung zwischen Ursachen und Wirkungen edle Thaten für Recht und Freyheit erzeugt werden möchten: Allein, ob ich mich gleich durch diesen Gedanken gereizt und gehoben fühlte, so fühlte ich es doch



doch nicht minder lebhaft, daß er zu stolz und anmaßlich ist; denn nur das Gute oder Schlechte von dem was wir thun, haben wir uns selbst beyzumessen, aber die Wirkung davon hängt von Umständen ab, über welche wir nichts vermögen.

Es kan freylich eine grofse Wirkung aus *kleinen* Urfachen entstehen, aber eine grofse Wirkung ist nicht das Resultat einer *einzigsten kleinen*, sondern nur einer *Menge* auf einander folgender, oder gleichzeitiger Urfachen: Man würde es ohne Zweifel sehr lächerlich finden, wenn jemand nur mit einem Pulverkörnchen tausend Ohren erschüttern, oder mit einem Saamenkorn ein großes Feld befruchten wollte, und so liegt wohl auch eine thörichte Anmaßung darinnen, durch eine Schrift eine grofse Wirkung in der moralischen Welt hervorbringen wollen: Ich könnte Beyspiele von Schriftstellern anführen, welche durch eine pomphafte Darstellung des manigfaltigen Nuzens, den sie sich zum Zweke gemacht haben, wo nicht den großen Werth ihrer Arbeit, doch wenigstens



nigstens so viel beweisen, daß sie sich selbst sehr wichtig dünken und eine sehr große Meinung von ihrer Arbeit haben müssen, aber ich wollte jetzt nur von mir selbst sprechen, und da hoffe ich, nach dem was ich bereits gesagt habe, Glauben zu verdienen, wenn ich mich erkläre, daß ich eine sehr geringe Meinung von dem Nutzen meiner Arbeit habe, daß ich mir dieselbe nur als ein Saamenkörnchen denke, welches vielleicht in Verbindung mit vielen andern und unter günstigen Umständen einige Frucht bringen kan, vielleicht aber auch einsam ersterben oder am Wege wird zertreten werden. Darum wollte ich auch mein Ziel nicht so weit hinaus oder so hoch hinauf setzen, wo es sich in einem täuschenden Nebel von eiteln Gedanken und thörichten Hoffnungen verlieren würde; wollte mich um nichts bekümmern, was außer meinen Kräften liegt, was überall nicht von mir abhängt und nicht *meine* Sache ist: Ich wollte vielmehr, ohne andere Rücksicht, nur nach subjectiver Vollkommenheit streben; nur darauf sehen, daß alles, was ich schreibe, mit meiner Einsicht

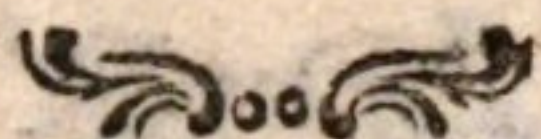
und



und Ueberzeugung von dem, was wahr und gut und pflichtmäfsig ist, übereinstimmend sey; nur darauf sehen, dafs ich schreibe, *was ich soll* und *wie ich's soll*: Ob es dann Nuzen stiften, ob es *Viel* oder *Wenig* oder *gar Nichts* wirken wird, das ist nicht meine Sache, das überlasse ich den Umständen, und dem, der über dieselben gebieten kan.

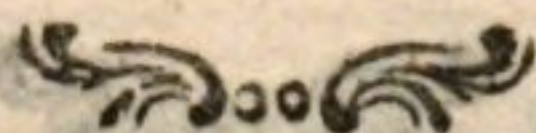
Uebrigens wird jeder mein langes Verweilen bey der frühern Geschichte der Waldstätte entweder billigen oder mit mehr und weniger Strenge tadeln, je nachdem diese Geschichte an sich in seinen Augen mehr oder weniger Interesse hat; und ich gestehe gerne, dafs nur die Wichtigkeit des Gegenstandes die Umständlichkeit in der Behandlung desselben entschuldigen kan: Da dürfte es wohl vornehmlich darauf ankommen, aus welchem Gesichtspunkte die Geschichte überhaupt angesehen wird.

Wer sie aus einem *arithmetischen* Gesichtspunkte ansieht; wer den Werth derselben wie denjenigen
einer



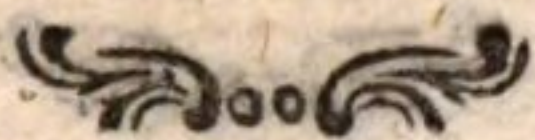
einer Casse beurtheilt, wer nur dasjenige für wichtig hält, was sich in grossen Zahlen aussprechen läßt; für den wird freylich die Geschichte eines so kleinen Völkgens wie dasjenige in den Waldstätten ist, von sehr geringer Bedeutung seyn, und er wird glauben, daß man sie in der Erzählung auf wenigen Blättern abfertigen sollte.

Wer hingegen die Geschichte aus einem *moralischen* Gesichtspunkte anzusehen gewohnt ist, wer den Werth und die Wichtigkeit derselben nicht sowohl nach der *Menge* der handelnden Personen, als vielmehr nach der *Gesinnung* beurtheilt, in welcher sie gehandelt haben; wem mehr am Geiste als an Zahlen gelegen ist; wer es vornehmlich seiner Aufmerksamkeit und feines Nachdenkens würdig findet, wie sich der sittliche oder politische Zustand eines Volkes ins Schlimmere oder ins Bessere verändert hat; wie viel von diesen Veränderungen der Selbstthätigkeit des Volks oder andern Ursachen zugeschrieben werden muß, durch was für Schiksale es geprüft und gebildet wurde; wie es sich in den

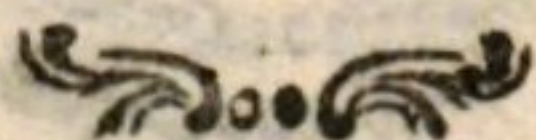


verschiedenen Zuständen des Glücks und des Unglücks benommen, mit wie viel Gemeingeist und Anstrengung es große Schwierigkeiten überwunden, mit wie viel Muth und Beharrlichkeit es sich in Noth und Gefahren behauptet, durch was für Mittel es seinen Wohlstand zu begründen gesucht habe; welches die immer merkbaren und unveränderlichen Grundzüge seines Charakters gewesen; durch welche gute oder schlimme Eigenschaften es sich neben andern Völkern, und durch welche vorzüglich schöne Gesinnungen und Thaten sich die Besten des Volks neben ihren Mitbürgern ausgezeichnet haben; aus was für Ursachen die wichtigsten Ereignisse in seiner Geschichte entstanden, was sie gewirkt, und wie weit sich diese Wirkung in der Dauer und im Umfange verbreitet habe: Wer dieses vornehmlich seiner Aufmerksamkeit würdig hält, der kan auch die Geschichte des kleinen Hirtenvolks in den Waldstätten nicht unwichtig finden, obgleich in derselben nichts vorkommt, was mit großen runden Zahlen von 100000 und 1000000-nen bezeichnet werden kan.

Ich

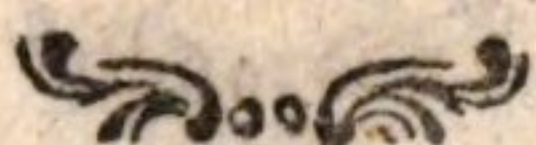


Ich behaupte nicht, daß die Geschichte dieses Volks in allen angeführten Punkten und Rücksichten von gleich großer Wichtigkeit sey; aber so viel glaube ich behaupten zu dürfen, ohne Widerspruch befürchten zu müssen. „Es ist die Geschichte eines „Volkes, welches einen bestimmten und selbstständigen Charakter befaß, den es unter keinen Umständen „verläugnete; welches niemals als bloße Maschine, „als Mittel und Werkzeug für die Zwecke eines oder „mehrerer Herrscher, sondern immer nur für sich selbst, „für sein eigenes Gemeinwohl gewirkt und gehandelt „hat; welches sich durch die härtesten Prüfungen, „durch die größten Schwierigkeiten und Gefahren mit „der äußersten Anstrengung hindurch arbeiten, und „oft unter den nachtheiligsten Umständen einen Kampf „bestehen mußte, in welchem sich sein Muth nicht „sowohl auf die Hoffnung des Sieges als vielmehr nur „auf das Gefühl seiner Kraft und seiner Pflicht, und „auf den Gedanken stützen konnte, *das Vaterland retten* „oder *mit ihm untergehen zu wollen*; welches endlich „nicht nur sich selbst behauptet, sondern auch durch

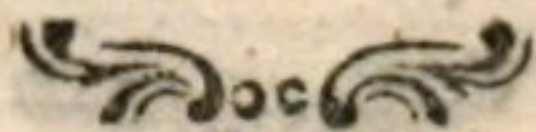


„sein Beyspiel und durch seine uneigennützigte Hülfe
 „wohlthätig auf seine Nachbarn gewirkt, und den
 „Grund zu einem verbündeten Freystaat geleyet hat,
 „der mächtigen Fürsten achtbar oft furchtbar war,
 „Jahrhunderte hindurch unter mancherley Stürmen
 „von Außen und Innen unerschüttert blieb, noch
 „jezt besteht, und durch das Manigfaltige des Volks-
 „Charakters, der sittlichen und wissenschaftlichen
 „Cultur, des Lebens - und Freyheits - Genusses, der
 „politischen Formen und Verfassungen, dem den-
 „kenden Mann ein lehrreiches Schauspiel darbie-
 „tet.“ — Hat es aber mit der Geschichte der Wald-
 stätte diese Bewandtnis, so möchte an meinem
 Versuche einer Darstellung derselben vielleicht alles
 eher als gerade die Umständlichkeit tadelswerth seyn.

Was das Interesse dieser Geschichte noch um
 vieles verstärkt, ist der Umstand, daß sie über die-
 jenigen Gegenstände, auf welche die Geschichten
 unsrer Tage auch den gedankenlofesten aufmerksam
 machen müssen, und von welchen zu unsrer Zeit

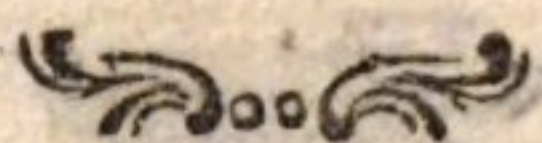


aus bekannten Ursachen überall so vieles, in sehr verschiedenem Sinne und oft mit sehr viel Eifer gesprochen und geschrieben wird, ich meine, über Freyheit, Slavery, Anarchie, Despotie, Tyrannenzwang, Volksrechte, Widerstand gegen Unterdrückung, Aufstand, Empörung u. f. w. gar viel belehrendes enthält. Je gröfser und allgemeiner nun das Interesse ist, welches alle diese Gegenstände durch die Geschichte unsrer Zeit erhalten haben, und je weiter die Begriffe und Meinungen über dieselben von einander abweichen, desto weniger kan die praktische Belehrung, die sich über eben diese Gegenstände in der Geschichte unsrer Vorfahren findet, einem Schweizer gleichgültig seyn. In der Voraussetzung, dafs dieser belehrende Stoff manchem andern eben so wichtig seyn dürfte als er es mir ist, liegt eigentlich der Grund, warum ich mich bey demselben öfterer und länger verweile, als es vielleicht mit den Regeln eines guten historischen Styles bestehen kan, und warum mich sogar der Gedanke nicht abschreckt, dafs die grössere Umständlichkeit, welche



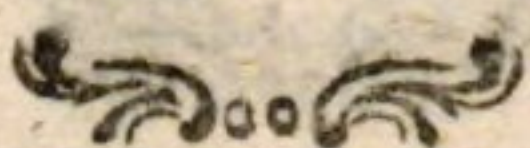
welche daraus entsteht, mir Tadel zuziehen möchte. Ich bin aber weit von der thörichten Anmaßung entfernt, durch meine Bemerkungen dem Urtheile anderer vorgreifen, oder es bestimmen zu wollen: Nicht so sehr Uebereinstimmung mit meinen Urtheilen und Meinungen, als vielmehr wärmere Theilnahme an Gegenständen, die sich auf Vaterlandswohl, auf edeln Bürger - und Freyheits - Sinn beziehen, ist es, was ich zu erzeugen wünsche. In der Hofnung, daß Sie M^{Hr.}! diese Bekenntnisse und diese Abschweifung mit Nachsicht beurtheilen werden, kehre ich nun zurück, um den Faden der Geschichte wieder aufzunehmen.

Kaum hat sich jemals ein Volk in einer misslicheren Lage befunden, als diejenige war, in welcher sich zu Anfang des vierzehenden Jahrhunderts, die Eidgenossen in den Waldstätten befanden. Der König Albrecht hatte sich bisher auf eine Art gegen sie benommen, die es deutlich genug bewies, daß sie an ihm in der Eigenschaft eines deutschen Königs

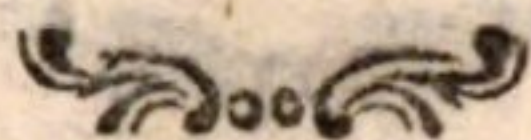


Königs nicht sowohl ein Oberhaupt als vielmehr einen Gegner bekommen haben, der es sich vorgesetzt, sie der Freyheit zu berauben, und ihnen sein Joch auf den Hals zu werfen. Er hatte von früh an eine sehr ungünstige und feindselige Gesinnung gegen sie geäußert; hatte ihnen ihre Freyheiten nicht bestätigen wollen, hatte sie zu einer gutwilligen Unterwerffung zu bewegen gesucht, und im Zorne über ihre Weigerung Rache gedroht; hatte östreichische Beamtete als Reichsvögte über sie gesetzt, und schon zum dritten Male wichtige Eingriffe in ihre Rechte gethan. Mit Mäßigung und Bescheidenheit hatten sich zwar, die Eidgenossen über manches beschwert, aber ihre Beschwerden wurden nicht geachtet, und sie sahen wohl, daß es kein anderes Mittel gebe, denselben abzuhelpen und dasjenige, was Albrecht noch ferners zu ihrer Unterdrückung vorzunehmen gesinnt sey, abzuwenden, als — *gewaltsamer Widerstand*; aber sie waren auch verständig genug einzusehen, daß sie durch das erste gewaltsame Mittel, durch welches sie ihre Rechte hätten behaupten und der Unterdrückung

kung

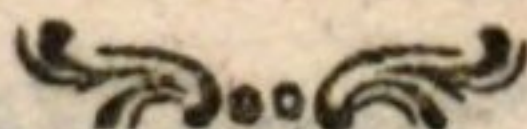


kung widerstehen wollen, dem König Albrecht den erwünschten und vielleicht durch seine bisherigen Eingriffe bezweckten Vorwand darbieten würden, ohne alle weiteren Umwege durch seine Uebermacht ihre ganze Verfassung mit allen ihren Rechten und Freyheiten über den Haufen zu werfen, und über dem Schutte derselben den Scepter seiner Herrschaft aufzupflanzen. Ob sie gleich in diesem Fall zum Waffen-Entscheid entschlossen waren, so wollten sie doch denselben lieber abwenden als herbey rufen; wollten Eingriffe und Kränkungen so lange mit Geduld und Hofnung einer günstigen Veränderung der Umstände ertragen, so lange das Wesentliche ihrer Freyheit unangetastet blieb, und nur dann zum Kampfe aufstehen, wenn die Herrschfucht sie dazu zwingen und ihnen kein anderes Mittel mehr übrig lassen würde, ihre Freyheit zu behaupten als — die Waffen. Noch niemals bedurften sie so sehr einer fremden Hülfe, wie in diesem gespannten, zwischen Kampf und Unterjochung, Freyheit und Slaverey schwebenden Zustande: Noch nie bedurften sie so sehr
eines



eines fremden Schuzes als jezt, und zwar eben gegen ihren wirklichen Schutzherrn, der es wenigstens von Amts- und Rechtswegen hätte seyn sollen: Allein, da alle ihre Nachbarn theils der Herrschaft Albrechts bereits unterworfen waren, theils aus Furcht von seiner Macht verschlungen zu werden, sich für jeden Preis um seine Gunst bewarben, so war für sie von keiner Seite weder Schuz noch Hülfe zu hoffen.

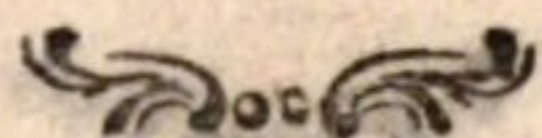
Hingegen geschah es, daß ein Hülfbedürftiger sich um *ihren* Schuz und zwar nicht vergeblich bewarb: Es gehört zu dem besonders Merkwürdigen und Ausgezeichneten ihres Schikfals, daß sie nur **Andern** Hülfe leisten, selbst aber niemals von andern Hülfe erhalten, immer, auch in der misslichsten Lage nur ihnen selbst überlassen bleiben und der Welt zu einem Beyspiel dienen sollten, was ein kleines, durch Freyheitsliebe und Patrioten Sinn verbundenes Volk, *durch seine eigene Kraft* vermöge.



Graf Werner von Hornberg, eben der, welcher sich durch eine sehr heilsame Warnung um die Eidgenossen verdient gemacht hatte, welchem, weil er sich eben so wenig als sie gutwillig wollte berauben lassen, Albrecht nicht minder ungnädig war als ihnen, und welcher die Wirkung dieser Ungnade in mancher Beschädigung und in dem Verluste einiger Erblehen bereits schmerzlich empfinden mußte; dieser war es, welcher sich, zwar nicht bey den gesammten Eidgenossen, sondern nur bey seinen Nachbarn den Landleuten von Schwyz um ein Schutzbündniß bewarb, sey's, daß er die zwey andern Waldstätte nicht geneigt dazu fand, oder sey's, daß er in der Verbindung mit den Schwyzern einen hinlänglichen Schutz zu finden glaubte.

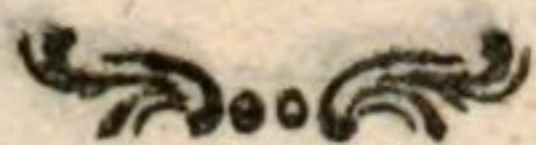
Man sollte freylich meinen, daß die Eidgenossen neben ihrem allgemeinen Bunde keine anderen besondern Verbindungen hätten gestatten sollen, und es ist offenbar, daß eine Verbindung der Schwyzer mit dem Grafen unter den obwaltenden Umständen

dem

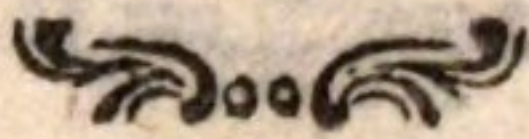


dem Bunde der Eidgenossen höchst gefährlich werden, dasjenige, was sie mit so viel Vorsicht auszuweichen suchten, den Kampf mit Albrecht nämlich beschleunigen, und ihm wenigstens eine Gelegenheit geben konnte, die Schwyzer als Helfer seines Feindes anzufallen, an welchem Streite dann die Eidgenossen von Uri und Unterwalden nothwendig hätten theilnehmen müssen. Aber es scheint, daß ihre Freyheitsliebe sogar in ihrem Bunde keine beschränkende obgleich heilsame Regel vertragen konnte, auch war derselbe mehr das Erzeugniß des Bedürfnisses und des Biederfinnes als der Staatsklugheit.

Eben so ist wohl auch nicht zu läugnen, daß das Schuz - Bündniß, welches die Landleute von Schwyz wirklich mit dem Grafen errichteten, auch in Rücksicht auf sie selbst kein geringer Verstoß gegen die Staatsklugheit war. Sie wußten, daß zwischen den Leuten des Grafen in der Mark und den österreichischen Unterthanen in Gasteren eine große Bitterkeit obwalte, die schon manche feindselige Thätlichkeit

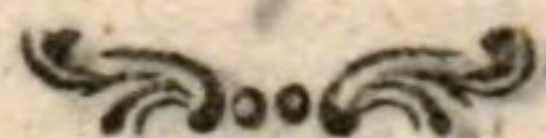


lichkeit erzeugt hatte , und dafs sie folglich bald in den Fall kommen dürften , dem Grafen gegen Oestreich zu Hülfe ziehen zu müssen : Ob nun gleich die Freundschaft des Grafen wegen der Nähe seines kleinen Gebietes den Schwyzern vorthellhaft war , so stand doch dieser Vortheil in keinem Verhältnisse gegen die Gefahr eines Krieges wider Albrecht , in welchen sie durch diesen Grafen verwickelt werden konnten. Das Schutzbündniss an sich war freylich nichts unkluges , aber sie hätten doch wenigstens eben die Geduld und Mässigung , welche den Eidgenossen so nothwendig schien , auch dem Grafen empfehlen , und die Nachahmung ihres Beyspiels zu einem Beding ihres Bundes machen sollen. Doch , was die Klugheit vielleicht nicht rathsam gefunden hätte , war ihrer Zuneigung gegen den Grafen , ihrem Hülfs - Bedürfniss und Hülfs - Eifer , dem natürlichen Triebe sich in der Noth an Freunde anzuschliessen , und der mehreren Lebhaftigkeit ihres Charakters , durch welche sie sich immer vor ihren Bundesbrüdern merklich auszeichneten desto angemessene-



meßener. Nicht nur errichteten sie mit dem Grafen ein Bündniß auf zehen Jahre, sondern sie thaten nachher auch mehr für ihn, als wozu sie eigentlich durch dieses Bündniß verpflichtet waren.

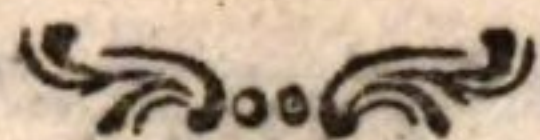
Gleich im nächstfolgenden Jahre erlitten des Grafen Leute in der March von ihren Nachbarn den östreichischen Unterthanen in Gastermancherley gewaltsame Beschädigungen: Der Graf verlangte Genugthuung und Erfaz des erlittenen Schadens; aber sein Verlangen wurde von den Leuten in Gasterman, die sich auf die Macht ihrer Herren stützten, trozig abgewiesen, denn sie glaubten, daß es der Graf nicht wagen dürfe, den König Albrecht durch einen Einfall in das Gebiet seiner Söhne, zu einem offenen Kriege heraus zu fordern. Aber der Graf, welcher durch sein Bündniß mit denen von Schwyz unternehmender und kühner geworden, beschloß, die verweigerte Genugthuung sich selbst mit den Waffen zu verschaffen, und verlangte von seinen neuen Bundesgenossen, daß sie ihm gegen seine Feinde zu Hülfe ziehen



ziehen sollen, wozu sie sich auch ohne Zögerung bereitwillig finden ließen: Sie dachten nicht auf Ausflüchte und die Ueberlegung, ob der König Albrecht diesen Zuzug vielleicht als einen feindlichen Angriff gegen ihn selbst ansehen und ihn rächen möchte, oder, ob sie vermöge ihres Bundes gegen den Grafen zu etwas mehr als zur Vertheidigung seines Landes verpflichtet seyen; diese Ueberlegung kam ihnen entweder nicht zu Sinn, oder sie hatte kein Gewicht bey ihnen. Sie folgten blos ihrem Eifer für die gerechte Sache des Grafen, ihrem Freundschafts- und Pflicht-Gefühl, ergriffen die Waffen, zogen aus, vereinigten sich mit dem kleinen Heerhaufen des Grafen, überfielen die Leute in Gastern, und zwangen sie um Frieden zu bitten und dem Grafen die verlangte Genugthuung zu geben. *)

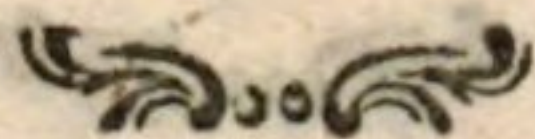
Man sieht aus diesem Beyspiele, wie wenig sich das Volk in den Waldstätten auf jene Staatsklug-

*) Tschudi ir Theil.

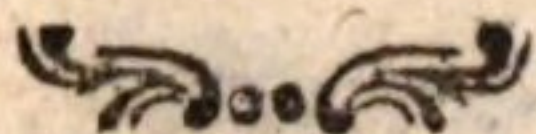


klugheit verstand, welche aus so vielen Offensiv- und Defensiv- Allianzen der älteren und neueren Zeit hervorleuchtet, in welchen alles, was jeder Theil in allen möglichen Fällen zu begehren oder zu leisten hat, bis auf den kleinsten Detail mit einer Genauigkeit bestimmt wird, welche freylich nicht von gegenseitigem Zutrauen zeugt; wohl aber so viel beweist, daß keiner von den contrahirenden Theilen im geringsten etwas mehrers zu thun gesinnt sey, als wozu ihn die Allianz verpflichtet; ob er aber auch dieses ganz, oder weniger, oder gar nichts leisten wird, dieses hängt von einem Artikel ab welcher niemals geschrieben wird und doch nichts weniger als ein geheimer Artikel ist, der sich mit dem einzigen Wort *Convenienz* ausdrücken läßt. Bey dem Volke in den Waldstätten hingegen war damals noch ein Bund mehr ein bürgerlicher als politischer Actus, gerade so viel als ein Vertrag zwischen zweyen Biedermännern, durch welchen sie ohne mißtrauische und genaue Bestimmungen gewisse gegenseitige Verbindlichkeiten über sich nehmen und sich darauf

den

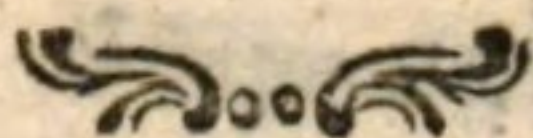


den Handschlag geben. So wie ein Biedermann zu seinen Worten steht und sein Versprechen hält es mag ihm vortheilhaft oder nachtheilig seyn, so fand bey diesem Volke wenn es auf die Erfüllung eines politischen Vertrages ankam, keine Rücksicht auf Vortheil oder Schaden statt; einen Bundesgenossen täuschen und gegen ihn seine Verpflichtung nicht erfüllen war seiner Ehrlichkeit und seinem Biederfinn eben so sehr zuwider als es das Slavenjoch seinem Freyheitsfinn war. *Bieder zu seyn* hatte in seinen Augen eben den Werth als *frey zu seyn*. Ein Bundesgenoss konnte daher ihm ganz vertrauen und von ihm hoffen, daß es eher aus Freundschafts - Eifer für ihn und seine Sache über die Gränzen seiner Bundespflicht hinaus gehen, als hinter denselben zurück bleiben; eher seinen Feind angreifen, als ihm gegen denselben seinen Schuz und seine Hülfe versagen werde. Das Benehmen der Schwyzer in dem erzählten Fall war einer von denjenigen Fehlern, an welchen man Wohlgefallen findet indem man sie tadeln muß; er war ein Verstoss gegen die Staatsklug-



klugheit, aber kaum wird einer von ihren Nachkommen wünschen, daß sie klüger und dagegen weniger bieder und kühn möchten gehandelt haben.

Dieser kleine Feldzug hatte übrigens keine schlimmen Folgen weder für den Grafen noch für seine Bundsgenossen. Es scheint, daß Albrecht wenig Aufmerksamkeit auf denselben gerichtet, und daß selbst seine Söhne diesen Vorfall nicht als eine Fehde zwischen ihnen und dem Grafen sondern nur als einen Streit zwischen ihren beyderseitigen Unterthanen angesehen haben, welcher, da der Graf keine Eroberung machen wollte, durch den billigen Schaden - Ersatz, den er für seine Leute erhielt, als beendet angesehen werden konnte. Wie groß auch der Despotismus der mächtigen Herren feyn mochte, so gab es doch damals, wie zu allen Zeiten, eine Freyheit, welche auf der, von aller Despoten - Gewalt unabhängigen Macht der öffentlichen Meynung und des Zeitgeistes beruhet: So wie sich zu unfreier

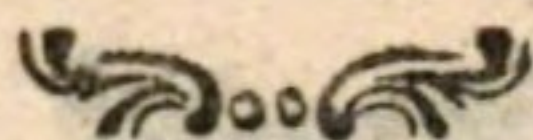


Zeit die Freyheit zu denken, zu schreiben und zu lesen gegen alle despotischen Maafsregeln behauptet, so behauptete sich damals *die Freyheit sich zu raufen und zu schlagen*: Es war daher gar nichts feltenes, dafs die Unterthanen ohne Erlaubnifs und ohne Theilnehmung ihres Herrn einen Streifzug gegen ihre Nachbarn unternahmen, um eine entstandene Mifshelligkeit über eine Beleidigung oder Beschädigung mit den Waffen auszumachen: Die Herren bekümmerten sich dann auch ihrer Seits nicht viel darum, wenn sie mit blutigen Köpfen zurück gewiesen wurden, oder selbst von ihren Nachbarn beschädiget wurden: Ihre Unterthanen mochten wohl auf ihre Gefahr ihre Nachbarn befehdn, und über die Gränzen hinaus streifen, wenn sie nur nicht von der Kette rissen, durch welche sie an die Herrschaft und an das Gebiet gebunden waren; und ihre Gegner mochten sie dafür durch Raub und Verheerung züchtigen; wenn sie sich nur damit begnügen und nicht auch die Herren an ihrem Gebiete berauben wollten. Diese *Rauffreyheit* dauerte lange Zeit und ward nicht eher auf-



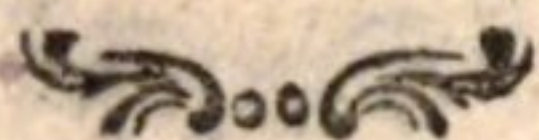
aufgegeben, bis sie der Macht anderer Meinungen und eines milderer Zeit-Geistes weichen mußte.

Die Schwweizer hatten bey ihrem Zug nach Gasteru die Güter des Nonnenklosters von Schänis als feindliches Land behandelt und durch Brand beschädiget. Die Aebtissin beschwerte sich deswegen und verlangte Schaden - Erfaz, weil das Kloster an dem Streite zwischen den Leuten in Gasteru und denen in der Mark keinen Theil genommen habe. Die Landleute von Schwyz fühlten das Gerechte dieser Beschwerde und glaubten für die verletzte Neutralität die verlangte Genugthuung geben zu müssen. Sie verglichen sich mit der Aebtissin zu ihrer völligen Zufriedenheit, und erhielten von ihr einen Söhnungsbrief, in welchem sie sagt: — „dafs si „den frommen Landluten von Schwyz allen Schaden, „es sig an Brand oder an Raub, darum dafs si sich „gänzlich mit ihr verrichtet, luterlich durch Gott „vergeben habe, und dafs si darum nimmermer we- „der von ihr noch ihren Nachkommen sollen beküm-



„mert noch angesprochen werden, weder mit geistlich noch weltlichen Gerichten.“ — Dieser, bey Tschudi noch vorhandene und vom Jahr dreyzehnhundert und drey datirte Söhnungsbrief ist eines von den Denkmalen, welche dem Charakter der alten Schweizer zur Ehre gereichen, denn er zeugt von einem regen und edeln Gefühl für Recht und Billigkeit, vermöge welchem sie nicht nur selbst kein Unrecht leiden konnten, sondern es auch andern nicht zufügen wollten; diese Gerechtigkeitsliebe, dieser Geist der Mäßigung und der Billigkeit ist an ihnen desto rühmlicher, je feuriger daneben ihr Freyheits- und Krieges-Eifer, und je roher der Geist des Zeitalters war, und man kan wohl auch mit Recht hinzusetzen, je feltener er in unsern Tagen zur Zeit einer feineren Menschen-Cultur in den Staats- und Kriegsverrichtungen monarchischer und republikanischer Regierungen wahrgenommen wird.

Die östreichischen Beamteten von Luzern und Rottenburg hatten jezt bereits ins dritte Jahr die
Reichs-

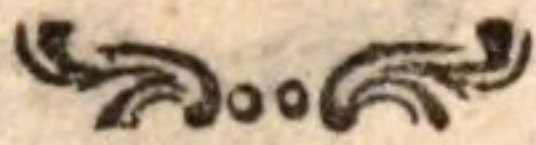


Reichsvogtey in den Waldstätten auf eine Weise verwaltet, welche die Eidgenossen sehr beunruhigte und ihr von Anfang an gefasstes Mißtrauen nur zu sehr rechtfertigte. Die Verwaltung der Reichsvogtey von Beamten der österreichischen Herzoge schien ihnen schon an sich auch ohne Mißbrauch der vögtlichen Gewalt eine gefährliche Neuerung zu seyn, denn sie besorgten, es möchte daraus eine Gewohnheit werden und die Herzoge möchten diese Gewohnheit, durch ihre Vögte in ihrem Lande zu befehlen, unter einem neuen Reichsoberhaupte nicht wieder aufgeben, sondern auf dieselbe ein Eigenthumsrecht gründen wollen. Aber sie hatten es nicht nöthig für dasjenige zu sorgen, was in der Zukunft möglicher Weise geschehen möchte, denn sie fanden bald Urfachen genug, ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Gegenwart, auf das wirkliche Benehmen der österreichischen Vögte zu richten. Diese fiengen im Ernst an der österreichischen Herrschaft den Weg in die Waldstätte zu bahnen; sie suchten das Reich und das Reichsoberhaupt nach und nach in

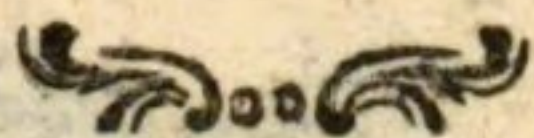


Vergeffenheit zu bringen und gebrauchten dagegen in ihren Amtsverrichtungen und fogar auch schon bey dem feyerlichen Akt eines Blutgerichtes nur den Namen der Herzoge und Fürften von Oestreich ; daneben bedienten sie sich mancher theils listiger theils gewaltsamer Mittel , welche merklich genug auf eben den Zweck hinzielten. Es war nun nicht mehr zweifelhaft , in welchem Geiste und zu welchem Zwecke diese Vögte ihr Amt zu verwalten gesinnet seyen , und welches die Folgen davon seyn werden : Was die Eidgenossen von Anfang an besorgten , war nun kein unzeitiger Argwohn , keine bloße Vermuthung mehr ; es war Erfahrung und eine erwiesene Thatfache ; darum glaubten sie auch nicht länger zögern zu dürfen , ihre gerechten und gegründeten Beschwerden wider die Reichsvögte vor den König zu bringen.

Zu dem Ende wurden drey angefehene Männer abgeordnet , welche dem erhaltenen Auftrage zufolge die Beschwerde ihrer Landsleute über das Verfahren
der

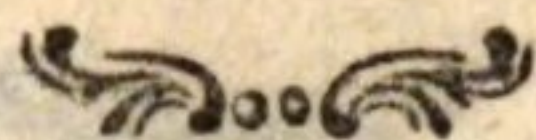


der Reichsvögte dem König Albrecht vortragen und ihn dann bitten mußten, daß er sie von derselben entledigen, und ihnen einen eigenen Reichsvogt verordnen möchte, welcher die Gerichte nicht anders, als wie bisher, im Namen des Königs und des deutschen Reichs verwalten dürfte. Daneben mußten sie auch bey dem König auf eine bescheidene und ernstliche Weise darauf dringen, daß er sie als Reichsangehörige bey ihren alten Rechten und Freyheiten schirmen möge, wie sie es von dem Reichsoberhaupt mit Recht erwarten dürfen; „denn um einen „Bestätigungsbrief für dieselben, sagt Tschudi, „tend si nit witer anhalten, diewil es vormalen allweg vergebens gewesen.“ Es ist nicht nur thöricht, wenn ein Volk von einem Regenten, besonders von einem solchen, der ein Feind seiner Rechte und Freyheiten ist, die Anerkennung dessen, was es von Rechtswegen besitzt, als eine Vergünstigung verlangt, sondern es ist auch gefährlich, weil es dadurch seine Rechte gewissermassen von der Gnade des Regenten abhängig macht; desselben Gunst trittet dann an die
Stelle

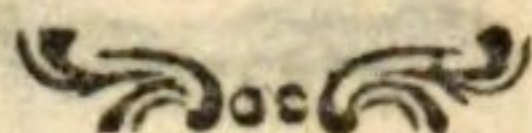


Stelle des Rechtes, und an die Stelle des Besizes ein precarer Genuss, welcher dem Volke nur aus besondern höchsten Gnaden von dem Regenten zugestanden wird.

Die Thatfachen, auf welche die Gefandten der Eidgenossen ihre Klagen wider die österreichischen Vögte gegründet hatten, müssen sehr auffallend und notorisch gewesen seyn, weil Albrecht es nicht versuchte die geringste Einwendung zu machen. Er befand sich jezt doch in einiger Verlegenheit: So sehr er auch über das Begehren der Eidgenossen erbittert war, weil es einen Plan vereitelte, den er mit so viel List und Feinheit ausgedacht zu haben glaubte, so mußte er sich doch auf der einen Seite scheuen, freyen Reichsländern so ohne allen Vorwand und ohne allen Schein des Rechtes österreichische Vögte und mit denselben die österreichische Herrschaft mit bewaffneter Macht aufzudringen, ohne auf das Gerechte ihrer Beschwerden und ihres Widerstandes oder auf den Eindruck zu achten, den eine



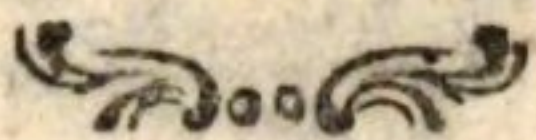
so räuberische und despotische Gewalthandlung auf alle Reichsstände hätte machen müssen. Auf der andern Seite wollte er aber auch die Beute, nach welcher er so sehr lüstern war, die er bereits wie mit einem Nez umgeben und mit den Händen ergriffen hatte, nicht gerne wieder fahren lassen; wollte nicht seinen Zweck aufgeben, und hingegen den Landleuten in den Waldstätten ihren Wunsch erfüllen; wollte ihnen nicht einen Reichsvogt auf die alte Weise und nach ihrem Sinne geben, und dadurch ihre freye Verfassung so wie ihre Unabhängigkeit von Oestreich aufs neue selbst bestätigen; dennoch mußte er entweder die östreichischen Vögte mit Gewalt in den Waldstätten behaupten, oder er mußte ihnen eigene Reichsvögte geben: Er entschloß sich zu dem letzteren und bewilligte es ihnen desto lieber, weil er glaubte, daß er es für sie zu einem neuen Fallstrik machen könne, in welchem sie unfehlbar gefangen werden müßten: Dieses ist schon aus der Antwort merklich, welche er den Gesandten ertheilte: Er entliefs sie nämlich mit der Aeufferung: — „Zeü-
chend



„chend heim; diewil es dann je also sin muß, und
 „Ir es also haben wolt, so wellend wir eüch Richs-
 „vögt geben, und in üwere Landen sezen, dero Ge-
 „botten sollend Ir in allen Dingen an unfreer Statt
 „gehorfam sin, und wo Ir das nit tund, wellend
 „wirs an üwer Lib und Gut rächen, und söllend als-
 „dann alle üwere Fryheiten verwirkt haben.“ *)

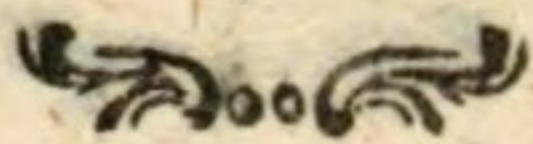
Wer siehet nicht in dieser Aeufferung das Kunst-
 stük, durch welches Albrecht die freyen und braven
 Männer in den Waldstätten erst zu *Rebellen*, und
 dann zu *Slaven* machen wollt. Er fordert von ihnen
 einen unbedingten Gehorsam gegen die Befehle der
 neuen Vögte, die er ihnen geben wolle, und erklärt
 ihnen, dafs sie im Fall des Ungehorsams nicht nur
 an Leib und Gut, sondern auch mit dem Verlust
 ihrer Freyheiten bestraft werden sollen. Es kam
 also nun alles *darauf* an, ob die neuen Vögte bey
 ihrer Amtsverwaltung innerhalb der Gränzen der
 Landes-

*) Tschudi.

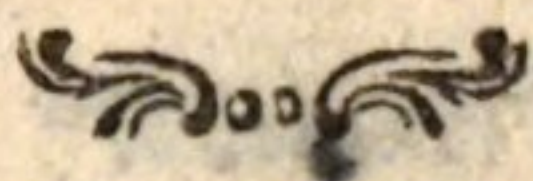


Landesverfassung bleiben, oder ob sie willkührliche, den Rechten und Freyheiten des Volks zuwider laufende Verordnungen machen und solche Befehle ertheilen würden, welche zu geben sie nicht befugt, und welche zu befolgen das Volk nicht schuldig war: In dem letzteren Fall mußte das Volk entweder seine Freyheit selbst aufgeben, wenn es gehorchte; oder, wenn es nicht gehorchte, so war sein Ungehorsam schon zum voraus als Rebellion erklärt, und der Verlust seiner Freyheit war ihm als Strafe für dieses Verbrechen bereits angekündigt. Ein solches Alternativ läßt einem Volke keinen andern Trost und kein anderes Rettungsmittel mehr übrig als die Waffen: Aus einem solchen Fallstrike kan es sich nicht mehr *los wikeln*, es kan ihn nur, wenn es noch Kraft genug hat, *zerreißen*; es kan ihn nicht *auflösen*, sondern es kan ihn nur noch, wenn es Muth genug hat, vielleicht mit dem Schwerdt *zerhauen*.

König Albrecht wird beschuldiget, er habe den neuen Vögten die geheime Instruktion gegeben, daß
sie



sie das Volk in den Waldstätten durch eine harte Behandlung zum Ungehorsam und zur Empörung reizen sollen, damit er dadurch Gelegenheit bekomme, an demselbnn seine Drohung und seinen Wunsch in Erfüllung zu bringen; und das wäre dann freylich bey weitem der schwärzeste Fleken in seinem Leben, weil es das Abscheulichste ist, womit die unwürdigsten Regenten nur immer ihre Regierung befleken können. Denn in dem Rathe solcher Regenten, wo es ausgedacht und beschlossen würde, dem Volke dergleichen Zumuthungen zu machen, und dergleichen Vorschriften zu ertheilen, welche es zu befolgen *nicht schuldig ist*, welche es, ohne seinen Rechten und Freyheiten selbst entgegen zu handeln, nicht befolgen *kan*, und darum auch wahrscheinlich nicht befolgen *wird*; damit man denn seinen *beabsichteten* Ungehorsam als einen scheinbaren Rechtsgrund gebrauchen könne, ihm seine Rechte und Freyheiten als *durch Empörung verwirkt*, zu entreißen, und, wenn es sich dieses nicht gutwillig gefallen lassen sollte, dasselbe mit Feuer und Schwerdt

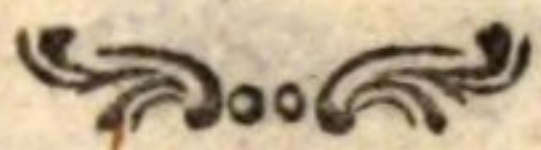


zu bedrohen oder wirklich zu züchtigen, seine wackersten Männer als Verbrecher zu bestrafen und auf die Seite zu schaffen, die Wohlhabenden zu misshandeln und zu plündern, die Uebrigen in Schrecken und muthlose Verzweiflung zu setzen, und dann das ganze Volk an die schon zubereiteten Ketten zu schmieden: In einem solchen Rathe, wollte ich sagen, müßte Satan selbst sich nicht schämen, Siz und Stimme zu haben, denn nach der biblischen Darstellung ist es recht eigentlich satanischer Charakter, andere zum Verbrechen reizen um in der Bestrafung desselben seinen Vortheil und seine Lust zu finden.

Es ist sich darum auch nicht darüber zu verwundern, daß der österreichische Geschichtschreiber Herr Schmidt den König Albrecht gegen diese Beschuldigung zu rechtfertigen sucht, und hierüber sagt: — „Daß Albrecht den von ihm bestellten Reichsvögten in der Schweiz geheime Befehle zu „ihren Bedrückungen sollte ertheilt haben, ist eben „daher

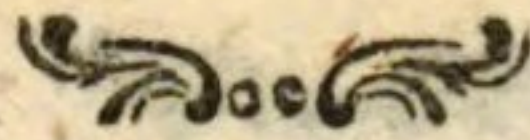


„daher unerweislich, weil es geheime Befehle waren.“ — Herr Schmidt konnte dieses allerdings mit Recht sagen, denn es ist keine Urkunde vorhanden, in welcher etwas Sicheres und Bestimmtes von der Wirklichkeit und dem Inhalt dieser geheimen Befehle enthalten wäre; und ich finde so wenig Vergnügen daran, etwas so äusserst Schlimmes als in jener Beschuldigung liegt von irgend einem Menschen zu glauben, daß ich vielmehr wünschte, es möchte sich auch das völlig Falsche oder doch wenigstens das Unwahrscheinliche derselben erweisen lassen: Allein, wenn man mit Ruhe und Unpartheylichkeit überlegt, wie Albrecht sich von Früh an bis zur Bestellung der neuen Reichsvögte gegen das Volk in den Waldstätten immer benommen hatte, wenn man daneben in Anschlag bringt, was er sich gegen viele Herren und Klöster und gegen seine eigenen Unterthanen in Oestreich und auf Steyermark erlaubte; wie er ihre alten Freyheiten unter dem Vorwand billiger Strafe zernichtete, und die Wiener so drängte, daß die Rathsherrn baarfuss und baarhaupt



haupt ihm die Schüffel auf den Calenberg bringen mußten, da er denn unbequeme Freyheiten vor ihren Augen zerrifs, *) wie er durchaus und in allen Fällen die Leidenschaft einer stolzen Herrschsucht zu befriedigen und alles, was ihn daran hinderte, durch List und Gewalt aus dem Wege zu räumen suchte; wenn man mit einem Worte über seinen ganzen Charakter, wie er aus seiner zuverlässigen Geschichte und seinen unbestreitbar erweislichen Handlungen hervorleuchtet, eine genaue psychologisch - moralische Prüfung vornimmt, so wird man jener, allerdings harten und unerweislichen Beschuldigung schwerlich den Vorwurf machen können, daß sie eine unwahrscheinliche und grundlose Erdichtung sey. Wenigstens erhellet aus der Art, wie Albrecht den Eidge-
nossen ihre Bitte um einen eigenen Reichsvogt bewilligte, daß er dabey schlimme Absichten gehabt habe; und dieses wird durch den Charakter und durch das Betragen der gewählten Reichsvögte, so
wie

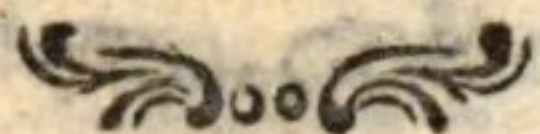
*) Müller in Theil.



wie durch sein eigenes späteres Verfahren auffer Zweifel gesetzt.

Wenn die deutschen Könige den Waldstätten einen Reichsvogt gaben, so zeigten sie bisher noch immer so viel Achtung gegen sie, dafs sie einen grofsen Grafen dazu ernannten, welchem zu gehorchen nicht schimpflich war; dieser begab sich dann nur so oft ins Land als es nöthig war, um Blutgericht zu halten; für kleinere Sachen hatte er in jeder Waldstatt einen Statthalter der ein freyer Landmann seyn musste, durch welchen er wohl auch zuweilen in seinem Namen den Blutbann verwalten liefs. Albrecht erlaubte sich schon bey der Bestellung der Reichsvogtey eine doppelte Neuerung, welche darinnen bestand, dafs er zwey Reichsvögte von geringem Ansehen ernannte, und dafs er denselben befahl, ihre Wohnung mitten im Lande in wohlverwahrten Schlössern aufzuschlagen.

Die Vogtey über Uri und Schwyz erhielt der Ritter Herrmann Gefsler von Brunek; ihm oder seinem



Geschlechts - Stamme gehörte die Burg zu Küfsnacht am Luzerner - See am Fusse des Rigiberges ; jezt aber liefs er an dem Hauptort in Uri bey Altdorf eine neue Burg oder Twinghof bauen, wo er seinen Siz nehmen wollte.

Ueber Unterwalden ward Beringer von Landenberg gesetzt, ein Thurgäuischer Edelmann, dessen Vetter Hermann von Landenberg grofs war bey dem König und verhafst in ganz Oestreich : *) Der Vogt von Unterwalden hatte an diesem Vetter ein würdiges Muster zur Nachahmung, und es mochte ihm wohl zu einer starken Ermunterung dienen, auf eben dem Wege des Königs Gunst zu suchen, auf welchem sie jener erhalten hatte: Der König wies ihm sein eigenes nahe bey Sarnen gelegene Schlofs zur Wohnung an; auch befahl er ihm, auf die feste Burg Rotzberg einen Statthalter oder Burgvogt zu setzen; diese Burg lag auf einem Berg in Unterwalden nid

K

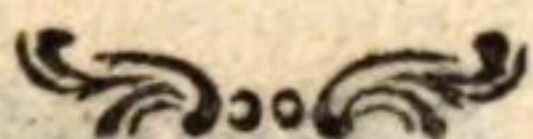
dem

*) Müller ir Theil.

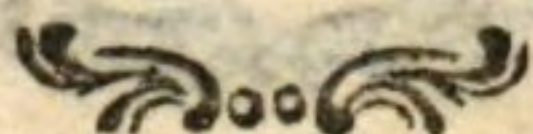


dem Wald und gehörte einem Herrn von Waltersberg; er mußte sie aber an den König verkaufen, welcher alles verkäuflich zu machen wußte, wovon es ihn gelüstete Käufer zu seyn.

Den Amts - Posten auf dieser Burg erhielt ein einfärsiger junger Edelmann aus dem Geschlechte deren von Wolfenschiefs: Dafs dieser junge Mann von Landenberg zu diesem Posten gewählt wurde, und dafs er sich von ihm dazu wählen liefs, wirft ein Licht auf seinen Charakter, welches denselben hinlänglich beleuchten würde, wenn man auch nicht aus andern Angaben der Geschichte wüßte, dafs er von den Sitten und der Gesinnung seiner Brüder und Geschlechtsverwandten ganz abgewichen, ein geiles Schofs eines edlen Stammes war: Er verließ die Sache der Freyheit und hielt es mit den Tyrannen seines Vaterlandes, weil er glaubte, dafs er dann seinen Ehrgeiz und seine niedrigen Lüfte leichter befriedigen könne; Die Gunst der Reichsvögte war ihm wichtiger als die Achtung seiner Landsleute und

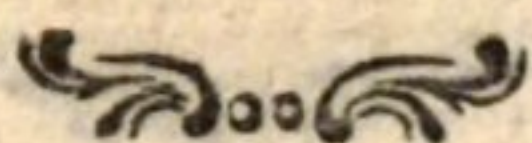


er hielt es für ehrenvoller an der tyrannischen Herrschaft über seine Landsleute theil zu nehmen, als unter derselben mit ihnen zu leiden, und wider dieselbe mit ihnen zu kämpfen; auch mochte er wohl hoffen sich von dieser ersten Stufe auf der Bahn der Ehre bis zur besonderen Gnade des Königs empor zu schwingen, und von ihm noch höhere Titel und Würden zu erhalten: Der Junker von Wolfenschiefs glich hierinnen allen jenen ehrgeizigen Thoren, welche durch niedrige Mittel die Aufmerksamkeit und die Gunst der Großen zu erhalten suchten, und an jedem äussern Zeichen dieser Gunst ein kindisches Vergnügen finden, obgleich ein solches, auf diese Weise erworbenes Zeichen nach dem Urtheile des vernünftigen Theils ihrer Zeitgenossen und der Nachwelt, weiter nichts als eine falsche Münze ist, welche auf der einen Seite das Gepräge der Niederträchtigkeit, und auf der andern Seite dasjenige der Schande trägt.



Nach Herrn Schmidts Geschichte der Deutschen *) — „War der allgemeine Genius der Landvögte und Richter, die sich von ihrem Amte bezahlt zu machen suchen mußten, damals so beschaffen, daß man eben nicht nöthig hatte, ihnen erst Befehle zu ertheilen ihre Untergebenen zu drücken: Vielmehr fanden es Landesherren bey Annahme ihrer Vögte für nöthig, in die Bestallungsbriefe derselben einzurücken, daß sie Land und Leute unverderbt lassen sollen.“ — In dieser allgemeinen drückenden Sitte waren denn auch die Herren, welchen das Volk in den Waldstätten preis gegeben wurde, einander vollkommen gleich; nur die Art und Form der Bedrückung wurde bey jedem durch das Eigenthümliche seines Charakters oder durch seine dominirende Leidenschaft bestimmt; diese war bey Gefsler Adelfstolz und Despotengeist; bey Landenberg Geiz und Raubfucht; und bey Wolfenschiefs Sinnenlust und Muthwille. Gefsler wollte das Volk mit Trotz
und

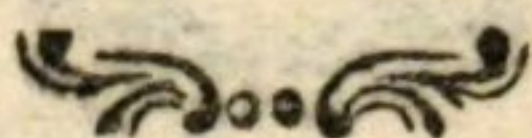
*) Fe'. von S. 128.



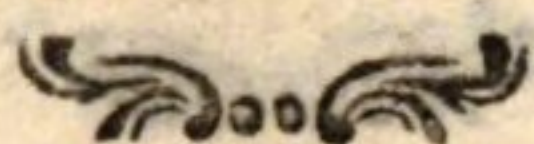
und Gewalt zu *Boden treten*, damit es kraft- und muthlos danieder liege und sich nicht mehr regen dürfe: Landenberg wollte es *scheren* und *plündern*, damit es arm und demüthig, kriechend und geschmeidig würde: Und Wolfenschiefs, spielte zwar bey der Unterdrückung seines Vaterlandes nur eine untergeordnete Rolle, aber vereinigte mit derselben auch noch diejenige eines *Tugendvergifters* und *Sittenverderbers*.

Von solchen Herren war freylich zu erwarten, daß sie sich gegen das Volk alle Arten von Ungechtigkeiten und Mißhandlungen erlauben würden, und daß sie dazu keiner ausdrücklichen höheren Anweisung bedurften: Nur die Furcht vor einer unvermeidlichen Verantwortung ihres Verfahrens und die Scheu vor einem Gerechtigkeitsliebenden Oberhaupte konnte sie, wo nicht von Räubereyen und Bedrückungen zurückhalten, doch wenigstens zur Vorsicht und Mäßigung nöthigen: Allein, da sie wußten, wie schwer des Königs Zorn und Ungnade auf dem

Volke

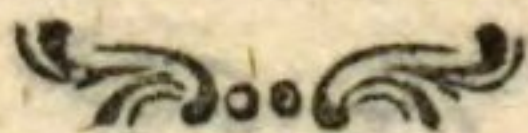


Volke lag, so durften sie in der Mißhandlung desselben ganz ungescheut ihrem Gutdünken und ihrer Leidenschaft folgen; denn wie hart und tyrannisch ihr Verfahren auch seyn mochte, so hatten sie deswegen nicht nur keine Strafe zu befürchten, sondern sie konnten vielmehr hoffen, daß sie sich dadurch bey dem König empfehlen werden: Wenigstens waren sie sicher, daß die Klagen des Volks bey demselben entweder gar kein Gehör finden, oder doch von keinem Gewichte seyn werden. Gleichwol hätte ihnen das Mißvergnügen und ein plötzlicher Zorneifer des Volks gefährlich scheinen können, aber auch gegen diese Besorgniß glaubte sie der König dadurch sichern zu müssen, daß er sie auf ihren Schlössern mit einer bewafneten Macht umgab; Aus diesem allem, und besonders aus dem letzteren Umstande wird es sehr begreiflich, warum die Vögte in einem so ausschweifenden Grade kühn und übermüthig wurden.



So weit war es also bereits gekommen, die Eidgenossen mußten Dinge sehen und erfahren, die sie bisher noch niemals gesehen und erfahren hatten; mußten sehen, wie auf Befehl und unter dem Schutze des Königs kleine und hochmüthige Tyrannen sich mitten in ihrem Lande in festen Wohnungen niederließen, von Kriegsleuten umgeben, die mit Soldatisknechtischem Gehorsam jeden ihrer Befehle zu vollziehen bereit waren, und deren bloße Gegenwart schon von einer gewaltsamen Unterjochung zeugte; mußten sehen, wie die Reichsvögte und ihre Diener als Raubthiere eindringen, durch welche sie entweder zerrissen oder in das Nez eines Despoten gejagt werden sollten; mußten sich diese eben so gefährlichen als unerhörten Neuerungen gefallen lassen und — schweigen — oder aufstehen und kämpfen.

Aber noch blieben sie ruhig — Darüber müßte man sich freylich nicht verwundern, wenn sie ein feiges, kraft- und muthloses Volk gewesen wären; allein sie waren Männer, welche jedes Unrecht tief fühlten,

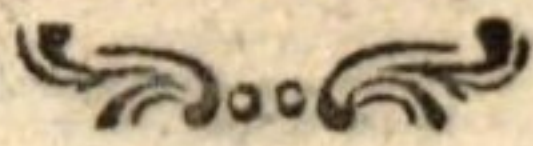


fuhlten, jede Tyranny hafsten und verabscheuten, und, wenn sie mit dem Bemustfeyn recht - und pflichtmäfsig zu handeln die Waffen ergreifen konnten oder mußten, alsdann keine Gefahr fürchteten und keinen Kampf scheuten.

Noch blieben sie ruhig — Und lieffen es geschehen, dafs die Vögte mit ihren Dienern und Soldaten sich im Lande fest setzten, nicht, weil sie aus Zaghaftigkeit nicht wagten Widerstand zu thun, sondern, weil sie immer noch von Albrecht oder einem andern Könige mehr Gerechtigkeit hofen, und weil sie glaubten, dafs ihnen nicht gezieme Gewalt zu gebrauchen, bis ihnen Gewalt wiederführe.

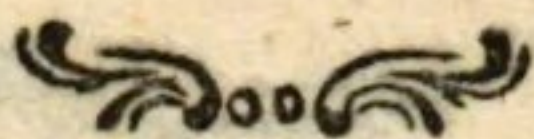
Noch blieben sie ruhig — Und doch hat man sie Aufrührer und Rebellen genannt, sie, deren Geduld nicht minder als ihr Muth Bewunderung verdient.

Noch



Noch blieben sie ruhig — Und darum liegt in ihrem Beyspiele für ihre Nachkommen und für jedes Volk die wichtige Lehre, daß man in jedem Streite für die Freyheit das Verbrechen der Empörung mehr als die Waffen fürchten muß; daß man die heilige Sache der Freyheit durch kein Unrecht beflecken darf; und daß ein Volk, welches mit unreinem Eifer und religiöser Wuth wider Recht und Ordnung handelt, eben so wenig der Freyheit werth ist, als ein Volk, welches in einem gerechten Streit für die Sache der Freyheit, angstvoll und feige zurück tritt und sie im Stich läßt, sobald sie etwas kosten, sobald man Geld und Gut, oder Blut und Leben für sie wagen soll.

Noch blieben sie ruhig — Aber jeden quälte die finstere Beforgniß, daß es doch noch aufs Aeufferste kommen müsse, und jeder dachte auf diesen Fall voll frommen Muthes an Gott und — an sein Schwerdt.



Es schien jezt, als wäre der gute Genius der Freyheit von ihnen gewichen; aber wie hätte er seine lieben und würdigen Söhne verlassen können! Er wollte nur, nachdem er ihren Muth und ihre Tugend schon oft geprüft, sie jezt noch durch die letzte aber härteste Probe zum vollen Genuße der Freyheit führen.

IV.

V o r l e s u n g.

von 1304 bis 1307.

Wie ein Volk und wie Regenten handeln, wenn sie sich über Rechte und Geseze hinweggesetzt haben — Tyranny der Reichsvögte — Albrecht spielt eine doppelte Rolle dabey — Womit sich die Eidgenossen trösten — Ihre Abgeordneten finden kein Gehör bey dem König — Bescheid, den dieselben von des Königs Räthen erhalten — Das Besondere in der Lage der Eidgenossen — Was sie von gewaltsamer Selbsthülfe zurück hält — Die Tyranny steigt immer höher — Das Nützliche der Erinnerung an dieselbe — Die Anderhalden im Melchthale — Warum der Patriot dem Tyrannen verhaßt ist — Wie Landenberg den Arnold Anderhalden bestraft — Dieser widersezt und flüchtet sich — Landenberg rächt sich deswegen an seinem Vater — Arnolds Schmerz und edler Entschluß — Wolfenschiefs wird von Baumgartners Weibe getäuscht und von ihrem Mann erschlagen — Würdigung dieser That — Landenberg giebt sich vergebliche Mühe den Baumgartner zu bestrafen — Gefsler betreibt den Bau seiner neuen Burg — Giebt ihr einen höhnenden Namen — Verlangt Ehrerbietung für einen aufgestekten Hut — Bedroht den Stauffacher von Schwyz wegen seines neuen Hauses — Das Mädgen von Art.

Virtus ex omni fævitia fortunæ emergit.

Livius.

Suo quisque periculo furit.

Livius.

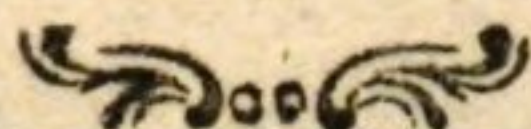
Certamina adversa pro libertate potiora

Sunt forti viro, quam omnino non certavisse.

Salustius.

P. P.

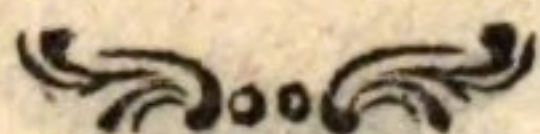
So wie auf der einen Seite nicht zu läugnen ist, daß ein Volk, welches einmal die Gränzen des Rechtes, der Ordnung und des Gesezes überschritten hat, durch die Nachgiebigkeit einer kraftlosen Regierung nicht zufrieden gestellt, sondern vielmehr durch dieselbe nur gereizt und ermuntert wird, seine Forderungen immer höher zu spannen, und in der Betreibung derselben mit einem immer größern und gewaltsameren Ungestümme zu Werke zu gehen; so ist es auch auf der anderen Seite unläugbar, daß Regenten, welche die Rechte des Volks nicht achten und dagegen die Gränzen ihrer recht- und gesezmäßigen Gewalt überschreiten, durch die Geduld und Nachgiebigkeit eines schwachen Volkes zu keinen milde-



milderen und billigeren Maafsregeln bewogen, sondern vielmehr durch dieselbe in der Verachtung des Volkes bestärkt, nur stolzer, nur übermüthiger, nur tyrannischer werden; Ein *solches* Volk und *solche* Regenten, bey welchen Rechte und Geseze nichts mehr gelten, sind einander nicht nur *hierinnen* gleich, sondern sie treffen auch noch in *dem* Punkte zusammen, dafs sie alsdenn nur ihren Leidenschaften folgen, und es findet sich kein anderer Unterschied in ihrem Verfahren, als welcher von der Natur der Leidenschaften herrührt, von welchen sie beherrscht und getrieben werden.

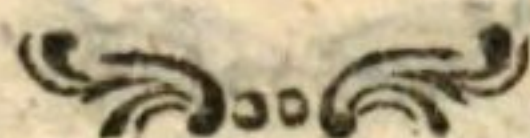
Des Volkes lange verhaltener Zorn über erlittene Ungerechtigkeiten und Bedrückungen wird, wie ein reissender Strom, alle Dämme durchbrechen und tobend einher stürmen; es wird an feinen wirklichen oder vermeinten Bedrückern blutige Rache nehmen; wird sich einer zügellosen, alles zerrüttenden Wuth überlassen: In der Verwirrung werden sich Faktionen erheben und mit einander um den gröfseren Antheil

an



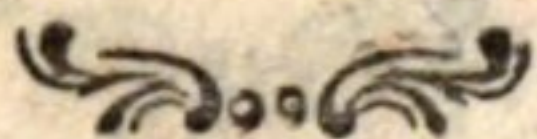
an der Volksgunst und um das Uebergewicht kämpfen: Die meisten werden aus Selbstsucht mehr für ihren eigenen Nutzen als für das gemeine Beste besorgt seyn: Der schändlichste Egoismus wird sich hinter die Maske des Patriotismus verstecken, und unter dieser Maske werden Ausreißer, Verräther, Aufwiegler, Räuber und Mordbrenner das Volk täuschen, und seine wilde Hize zu ihren Zwecken mißbrauchen. Es wird entweder sich selbst aufreiben, oder sich von neuem einem Unterdrücker in die Arme werfen müssen; wenn es nicht noch einigen klugen Köpfen gelingt, den Entwurf zu einer freyen Verfassung der Mehrheit ihrer Mitbürger beliebt zu machen.

Auf der andern Seite werden jene Regenten über die Gebühr und in eben dem Verhältniß sich über das Volk erheben, in welchem sich dieses vor ihnen erniedrigt: Jede Nachgiebigkeit desselben gegen ihre Anmassungen, wenn sie auch blos eine Wirkung der Vorsicht und der Mäßigung ist, werden sie doch nur als eine Wirkung der Furcht und der Schwäche anse-



ansehen; je mehr es sich schmiegt, desto mehr werden sie es verachten, mit desto mehr Stolz von der Höhe ihrer Macht auf dasselbe herabsehen, mit desto mehr Trotz und Uebermuth es behandeln, und desto weniger sich scheuen, ihm ein Recht nach dem andern zu entreißen, und alles, was sie ihm noch übrig lassen, von ihrer gnädigen Vergünstigung abhängig zu machen: Ihre Herrschsucht wird mit ungenügfamer Gierigkeit alles an sich reißen, alles, was ihr in den Weg trittet, mit Gewalt zu Boden werfen, und diejenigen, welche es wagen, durch bescheidene Bitten und Beschwerden sie an Recht und Gerechtigkeit zu erinnern, entweder mit Schimpf und Schmach zurückweisen, oder sie als Verbrecher zur Strafe ziehen: Sie werden endlich aus dem Volke eine willenlose Maschine machen, die nur dazu dienen muß ihre Habsucht und ihren Ehrgeiz zu befriedigen; wenn nicht etwa der, in dieser Maschine verborgene Geist zurückwirkt, und mit elastischer Kraft das drückende Gewicht der Despotengewalt hinwegschleudert.

Nach-

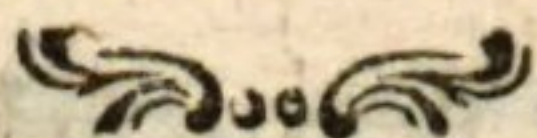


Nachdem einmal der König Albrecht die Verfassung und die Rechte des Volks in den Waldstätten als ein Hinderniß anfah, welches seinen herrschfüchtigen Absichten im Wege stand, und welches er auf alle mögliche Weise hinweg zu räumen suchte, so konnte das bescheidene und nachgiebige Benehmen des Volks zu weiter nichts dienen als nur, den König in seinen Maaßregeln immer kühner zu machen, und wir haben gesehen, daß es mit dem Zustande des Volkes immer mißlicher und schlimmer wurde.

Kaum hatten sich die neuen Reichsvögte in dem Lande festgesetzt, so begannen sie ohne die mindeste Scheu, und ohne weder auf ihre Amtspflicht und Befugniß, noch auf die Landesverfassung und Volksrechte einige Rücksicht zu nehmen, als Tyrannen zu handeln, und auf eine Weise zu herrschen, wie es sich kaum der unumschränkste Despot eines längst an das Slavenjoch gewöhnten Volkes erlauben darf. Sie dehnten ihre Gewalt über alles aus, auch über Dinge, die derselben von Rechtswegen gar

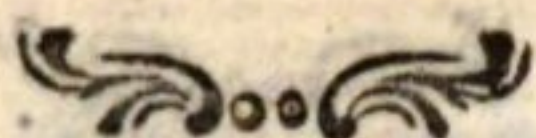
L

nicht

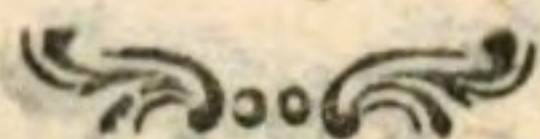


nicht unterworfen waren : Die bisherige Ordnung und Verfassung traten sie unter die Füße und drangen dagegen dem Volk ihre eigenmächtige Herrschaft auf, vermöge welcher demselben nichts übrig blieb als — *zu gehorchen*, das heißt, zu thun und zu leiden, was diesen Herren zu verordnen und zu befehlen beliebte : Bey dieser Gewalt - Ausübung ward von ihnen in allem blos nach einer frechen und empörenden Willkühr gehandelt, so dafs niemand mehr seines Vermögens, seiner Ehre und seines Lebens sicher war : Wie alle Despoten und Tyrannen hatten sie ihre ganze Regierungskunst auf eine sehr einfache und bequeme Methode zurück geführt, vermöge welcher sie weiter nichts zu denken und zu thun hatten, als — *befehlen und strafen*. Wer sich des geringsten gesetzlichen Fehlers schuldig machte, oder ihren willkührlichen Befehlen nicht pünktlichen Gehorsam leistete, oder sich ein unbedachtames Wort der Ungeduld und des Mißmuths entfahren liefs, wurde ohne alle rechtliche Form entweder mit einer Geldbusse belegt, oder um einen

Theil



Theil seines Viehes und seiner Habseligkeit bestraft, oder er wurde ins Gefängniß geworfen: Die Kerker zu Luzern, Zug und Küfsnacht waren mit Landleuten aus den Waldstätten angefüllt, sey's, daß die Gefängnisse im Lande selbst für die Menge der Verhafteten nicht zureichten, oder sey's, daß man sie lieber außer das Land schlepte, um sich gegen alles zu sichern, was die Landleute zur Befreyung derselben etwa unternehmen möchten: Diejenigen, welche Vermögen besaßen, mußten dasselbe aufopfern, um sich los zu kaufen; die Aermern aber, welche nicht bezahlen konnten, wurden grausam mißhandelt, und mußten, weil die Tyrannen sie weder loslassen noch umsonst nähren wollten, in ihrem Kerker und an ihren Ketten verschmachten; auch ward daraus von den Gesandten des Volks an den König ein ausdrücklicher Klagepunkt gemacht — „Daß die Vögte ihre Landlüt umb kleinfüger Sachen „wollen, und oft one Ursachen und redliche, rechtliche Bewisungen Türnetind — ufs Iren Landen „fürtind — und manigkmalen in Gefängknuffen ver-

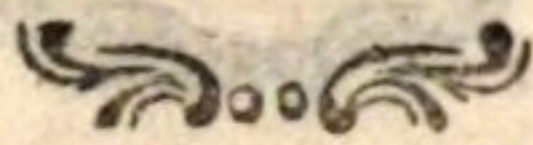


„fulen und verderben liefind.“ *) — Außer den übermäßigen Strafgeldern wurde das Volk auch noch mit eben so übermäßigen, neuen und ungewöhnlichen Steuern und Abgaben beschwert; denn es mußte nicht nur die Habfucht seiner Tyrannen befriedigen, sondern es mußte auch, (was freylich nichts ungewöhnliches ist) die Werkzeuge seiner Unterjochung bezahlen, das heist, den Sold für die Soldaten herbey schaffen, welche mit den Vögten ins Land gekommen waren.

Nicht genug, daß das Volk im Lande selbst auf eine so harte Weise gedrückt wurde; es mußte auch noch von Außen von der österreichischen Regierung zu Luzern und Zug mancherley Mißhandlungen erdulden: Bald mußte es auf dem Markte an beyden Orten neue, oder höchst übertriebene Zölle bezahlen; bald wurde ihm der feile Kauf ganz abgeschlagen; und dann bekam es keine andern

Waa-

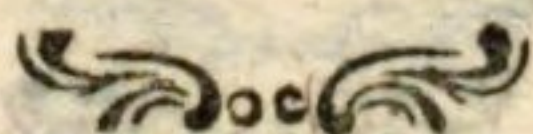
*) Tschudi in Theil.



Waaren und Früchte, als welche ihm von seinen Freunden heimlich über die Gränzen gebracht wurden. Solcher Freunden fanden sich zwar noch viele in der Nachbarschaft, aber niemand durfte seine freundschaftliche Gefinnung öffentlich merken lassen: Hingegen gab es aber auch viele, welche, von der Regierung und ihren Agenten gereizt und ermuntert, den Landleuten aus den Waldstätten sehr unfreundlich begegneten, und ihnen so oft sie dieselben auf dem Markt oder auf der Straſſe zu Gesicht bekamen, mancherley Kränkungen und Beschimpfungen zufügten, was diese in Geduld verschmerzen mußten, weil sie auf der einen Seite von der Regierung weder Schutz noch Recht hoffen konnten, auf der andern Seite aber zu befürchten hatten, daß sie sich die härtesten Strafen zuziehen würden, wenn sie sich mit eigener Faust Genugthuung verschaffen wollten.

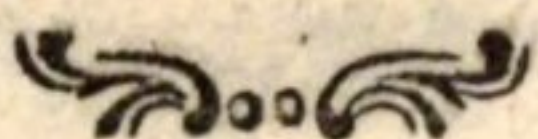
Das feindselige Benehmen von Seiten der angrenzenden österreichischen Regierung scheint zu beweisen, daß man dem Volk in den Waldstätten

nicht



nicht nur durch die harten Bedrückungen der Reichsvögte die Oberherrschaft des Reichs verhaßt zu machen suchte, sondern daß man ihm auch zu gleicher Zeit seine Abhängigkeit von der österreichischen Macht auf eine schmerzhafteste Weise zu empfinden geben wollte; damit *jener Haß* es vom Reiche abwendig machen, *diese Empfindung* aber es antreiben möchte, eine Macht, von welcher es sich so sehr abhängig fühlen mußte, durch eine freywillige Unterwerfung sich lieber zu einem schützenden Freunde zu machen, als immer zu einem Feinde zu haben, der ihm so nahe, so gefährlich und so schädlich war.

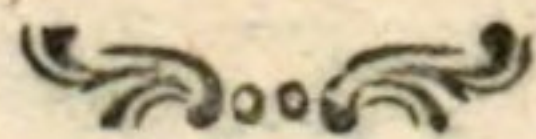
Albrecht spielt in der Unterdrückungs-Geschichte der Eidgenossen in den Waldstätten eine doppelte Rolle; als *deutscher König* ist er ihr *Tyrann*, und handelt als *solcher* durch die Reichsvögte, welche er über sie gesetzt hatte; als *Herzog von Oestreich* ist er ihr *Feind*, und handelt als *solcher* durch die Beamten in seinen angränzenden Ländern: Er mochte wohl hoffen (und man muß gestehen, daß diese Hof-



Hofnung nicht ungegründet war) sie werden sich in diesem angstvollen Gedränge darnach sehnen müssen, sowohl den Tyrannen als auch den Feind ab dem Halse zu bekommen; und da werden sie, weil ihnen kein anderes Rettungsmittel übrig bleibe, sich endlich dem gnädigen Herren in die Arme werfen, welcher ihnen unlängst durch seine Gesandten mit seiner Herrschaft so viel Gutes anbieten liefs; werden ihm für ihre thörichte Weigerung ihre Reue bezeugen, und ihn bitten, daß er ihnen verzeihen, sein huldreiches Anerbieten erfüllen, und sie — zu seines Hauses lieben Kindern auf- und annehmen wolle.

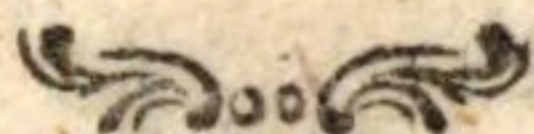
Aber was Albrecht that, war gerade nicht das rechte Mittel ein Volk, wie die Eidgenossen waren, zu einer freywilligen Unterwerfung zu bewegen: Vermöge ihres Charakters mußte es für sie ein empörender und ganz unausstehlicher Gedanke seyn, sich einem Herrn übergeben zu sollen, der ihnen selbst seine Herrschaft durch ein so hartes und tyrannisches Verfahren äußerst verhaßt gemacht hatte:

Viel



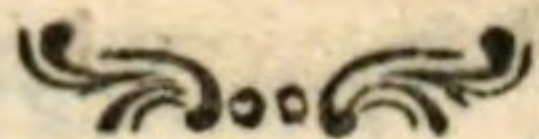
Viel eher konnten sie sich zur Erduldung der äußersten Noth oder zum Kampfe der Verzweiflung entschließen; und man muß sich wundern, daß sie ungeachtet ihres Muthes *so vieles* duldeten, unter einem so harten Druke sich immer noch schmiegen, und auch jetzt noch nicht mit ihrer Kraft und ihren Waffen sich selbst zu helfen suchten, denn jetzt konnte der Grund bey ihnen kein Gewicht mehr haben, daß ein gewaltsamer Widerstand dem König Albrecht eine Gelegenheit zu ihrer Unterjochung geben würde, weil das gefürchtete Joch schon auf ihrem Naken lag; weil nichts mehr zu verlieren war, und weil sie bereits auf eine so ungerechte und tyrannische Weise behandelt wurden, daß Albrecht ihnen auch im Fall eines unglücklichen Widerstandes kaum ein härteres Joch hätte auflegen können: Allein, so wie der Mensch von der Vorsehung eine desto schnellere und strengere Justiz erwartet, je beschränkter seine Religionsbegriffe sind, oder je mehr Unrecht er selbst leiden muß; so glaubten vielleicht auch sie, daß irgend ein göttliches

ches



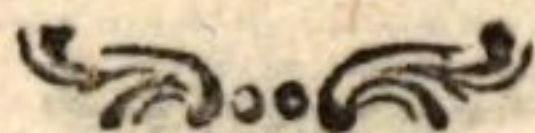
ches Strafgericht dem Leben oder der Macht Albrechts und mit derselben zugleich allen seinen Ungerechtigkeiten ein Ende machen werde, was denn auch ihnen die Befreyung verschaffen würde, für welche sie jezt einen sehr harten und sehr ungewissen Kampf hätten wagen müssen; und dieses ist es auch, was Tschudi als einen Grund ihrer beharrlichen Geduld anführt — „Ihr größte Hofnung, sagt er, war, Gott „wurd diesem König nit allweg sin Mutwillen ver- „tragen, und Im bald ab der Welt helfen, so wurd „alsdann ein nachkommender König si schirmen, „und alsdann wurdend die Fürsten von Oestrich nit „mehr so gewaltig sin, wann das Rich us Iren Hän- „den käme.“ *) — Freylich, die Hofnung hält und stärkt; zwar hat sie schon manches Volk zum Bettler und zum Sclayen werden lassen, wenn es in träger oder feiger Ruhe blos von ihr seine Rettung erwartete und es darüber versäumte zu thun, was es thun konnte und sollte; aber die Eidgenossen waren über
ihrer

*) Tschudi ir Theil,



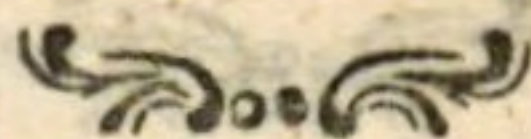
ihrer Hofnung nicht eingeschlafen; sie blieben wach und handelten, so bald sie merkten, daß nicht außerordentliche Umstände sie retten sollen, sondern daß sie sich selbst mit ihrer eigenen Kraft helfen müssen.

In alleweg mußten sie nun doch noch einen Schritt thun, um den König zu einer Erklärung zu nöthigen, wie das Verfahren der Vögte von ihm angesehen, ob es von ihm gebilliget oder mißbilliget werde: Im letzteren Fall konnten sie hoffen, daß er, wo nicht allen doch einem großen Theil ihrer Beschwerden abhelfen werde: Im ersteren Fall waren sie wenigstens gegen den Vorwurf gesichert, als hätten sie es an ihrer Pflicht gegen den König fehlen lassen, und ihn wider die Vögte nicht um Schutz und Recht ansprechen *wollen*, um einen Vorwand zur Empörung zu haben: Die Weigerung des Königs ihnen gegen ihre Tyrannen Recht widerfahren zu lassen, mußte sie dann vor aller Welt rechtfertigen, wenn sie etwas zu ihrer Selbstvertheidigung unter.



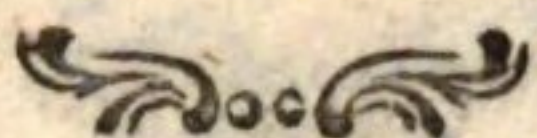
unternehmen wollten, und, was in Absicht auf diese Selbstvertheidigung äufferst wichtig war, es konnte dann bey keinem aus dem Volke der geringste Zweifel an der Nothwendigkeit derselben statt finden, sondern jeder mußte überzeugt werden, daß von dem König kein Schuz, kein Recht, überall nichts mehr zu hoffen sey, und daß es nur die Waffen entscheiden können und müssen, ob sie freye Männer bleiben oder Slaven werden sollen.

Die Abgeordneten, welche sie deswegen an den König sandten, fanden dermalen gar kein Gehör bey ihm, sondern sie wurden unter dem Vorwande, daß er jezt mit wichtigeren Dingen beschäftigt sey, an seine Rätthe gewiesen: Albrecht konnte sich leicht vorstellen, von welchem Inhalt das Anbringen dieser Abgeordneten seyn werde, und da wollte er sich lieber den Schein geben, daß er nur das Geringere ob dem Wichtigeren hintan seze als, daß er gegründeten Klagen und Bittstellungen kein Recht wiederfahren lassen wolle. Zwar hatte er den Leuten

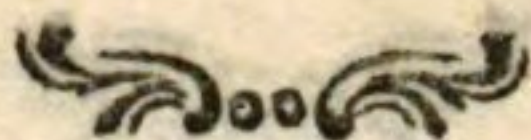


ten in den Waldstätten befohlen, daß sie den Vögten in allen Dingen gehorchen sollen, und sich gegen sie erklärt, daß er jeden Ungehorsam an ihnen mit dem Verlust ihrer Freyheiten rächen wolle; und da hätte er wohl auch diese Gefandtschaft so ansehen, oder ihr eine solche Gestalt geben können, als ob sie sich durch dieselbe schon des Ungehorsams schuldig und folglich strafbar gemacht hätten: Er wollte aber dieses nicht thun, vielleicht weil er sich vor der Welt und vor sich selbst schämte, aus bloßen Beschwerden und Bittstellungen ein Vergehen des Ungehorsams, der Aufwieglung oder der Empörung zu machen, nur um strafen zu können, wo er wider seinen Vorthail hätte gerecht seyn müssen; was man ihm um so viel eher als etwas Gutes zurechnen müßte, weil die Beyspiele von solchen Regenten, die über so etwas sich nicht geschämt haben, in der alten und neuen Geschichte gar nicht selten sind.

Die Klagen und Beschwerden der Abgeordneten wurden zwar von den königlichen Räthen angehört, aber



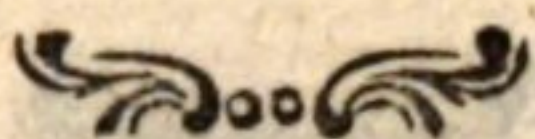
aber weiters keiner Aufmerksamkeit und keiner Untersuchung gewürdigt. Der Bescheid, den sie erhielten, bestand im Wesentlichen darinnen — „Von
„allem, worüber sie sich beklagen, haben sie die
„Schuld sich selbst zuzuschreiben: Es sey ihre
„Schuld, daß der König ein ungnädiges Mißfallen
„an ihnen habe, denn sie haben das wohlmeinende
„Anerbieten desselben trozig abgewiesen, ungeachtet er nichts anders von ihnen verlangt habe, als,
„daß sie thun sollen, was viele von ihren Nachbarn bereits gethan hatten; und sich jetzt dabey wohl
„befinden: Es sey ihre Schuld, daß sie von der
„Regierung der Reichsvögte so viel hartes leiden
„müssen; denn sie haben ja selbst darauf gedrungen,
„daß ihnen der König eigene Vögte geben soll;
„nun müssen sie aber zu ihrem Schaden erfahren,
„wie viel besser es sich unter dem milden Schirme
„des königlichen Hauses, als unter der Reichsoberherrschaft leben lasse. Sie befinden sich freylich
„in einem sehr schlimmen Zustande, aber es sey
„ihnen nicht anders zu helfen, als wenn sie sich
„unter



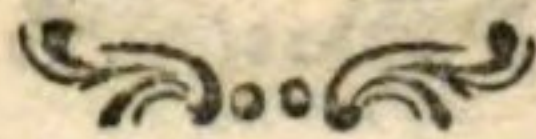
„unter die Schirmherrschaft des königlichen Haufes
 „begeben: Auch noch jetzt sey der König bereit-
 „willig, sie unter die Seinigen aufzunehmen, und
 „wenn sie diese huldvolle Gefinnung benützen, so
 „werden sie an ihm und an seinen Söhnen andere,
 „ungleich gnädigere und mildere Herren haben, als
 „sie an den Reichsvögten jetzt haben, und jemals
 „zu haben hoffen können.“ *)

Mit diesem Bescheid mußten die Gesandten zu
 ihren Brüdern in den Waldstätten zurück kehren:
 Nicht viel minder als dieser Bescheid schmerzten sie
 auch die kränkenden Beschimpfungen, welche muth-
 willige Hoffschranzen ihnen, als verächtlichen und
 von dem König gehafsten Bauren, zugefügt hatten.
 Die Lage, in welcher sich die Eidgenossen jetzt be-
 fanden, hatte nicht nur viel Peinliches, sondern
 auch etwas ganz Eigenes und Besonderes, was eben
 darum bemerkt zu werden verdient. Derjenige,
 wel-

*) Tschudi 1r Theil.



welcher ihr rechtmässiges Oberhaupt war, und welchen sie nicht nur dafür anerkannten, sondern ihn sogar auch, es zu seyn, dringend baten, wollte nicht als solcher von ihnen angesehen seyn; wollte vielmehr, dafs sie an ihm treulos werden und dagegen sich einem andern Herren unterwerfen sollen, welcher kein Recht über sie hatte; dieser andere Herr wollte denn aber wiederum er selbst seyn, welchen sie umsonst baten unter dem rechtmässigen Titel ihr Oberhaupt zu bleiben. Als *deutscher König* stiefs Albrecht sie mit einem grimmigen Tyrannenblik von sich, und gab sie den Peinigern Preiss, welche er über sie gesetzt hatte; als *Herzog von Oestreich* streckte er mit einer freundlichen, lokenden Miene seine Arme aus, um sie von eben diesen Peinigern zu befreyen, und sie aus *ihrer Noth* zu retten. Albrecht that selbst Verzicht auf die Rechte, welche er als deutscher König über sie hatte, weil er nur als Herzog von Oestreich über sie herrschen wollte; und ich wüfste nicht nach welchem Rechte sich die Eidgenossen nicht auch von aller Verpflichtung gegen



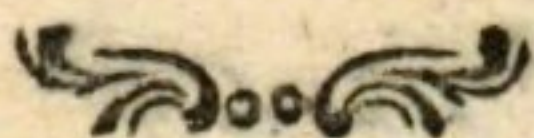
Albrecht hätten entledigt anfehen dürfen: Wenigstens hatten sie doch wohl das Recht, die österreichische Herrschaft von sich zu weisen, und gegen ihre Tyrannen, da sie sich von dem König verlassen fahen, und bey ihm weder Schutz noch Gehör fanden, sich selbst zu helfen.

Aber noch thaten sie es nicht: Es konnte zwar nicht anders seyn, als ihnen von den Gesandten der erhaltene Bescheid kund gethan wurde, und sie vernahmen, daß sie nur zwischen zwey gleich verhaßten Dingen, zwischen dem Joche der österreichischen Herrschaft und demjenigen ihrer Tyrannen zu wählen haben, so mußte bey jedem der schon lange genährte Unmuth auf einen hohen Grad der Erbitterung steigen; aber es war gut und weise, daß sie in der ersten Hize des Eifers nichts unternahmen, was die laurende Tyranney gegen sie reizen konnte; denn eben die unbedachtsame, leidenschaftliche Hize, womit ein Volk den Kampf wider den Despotismus begann, hat von jeher alles verdorben; theils,
weil

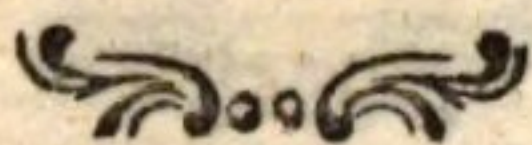


weil diese Hize das Nothwendigste, was überlegt und gethan werden sollte, nicht überlegt und nicht thut, und durch das Voreilige und Unzeitige, durch das Wilde und Regellose in ihrem Benehmen dem Despotismus einen leichten Sieg verschafft; theils, weil sie über die Gränzen des Rechtes hinaus auf Abwege führt, und zu einem solchen Verfahren hinreißt, welches die Sache der Freyheit beflekt und verunstaltet, der Lästerei und Verfolgung Preiß giebt, und durch welches die Weisen und Rechtshafnen von aller Mitwirkung abgeschreckt werden.

Von dieser Seite war allerdings für die Eidgenossen mehr zu besorgen als von Seite der Gleichgültigkeit und der Feigheit; denn nur dasjenige Volk, bey welchem der Despotismus gealtert hat, und in dessen Gewohnheiten und Vorurtheilen er eingewurzelt ist, kan sich in den Ketten desselben gefallen, und an der Ruhe der Sklaverey Behagen finden: Sie sahen aber waren an die Freyheit gewöhnt, die sie um so viel mehr liebten, je öfterer sie dieselbe gegen



Anmassungen und Gefahren vertheidigen mußten; es war daher nicht möglich daß sie den neuen und ungewohnten Zustand der Tyranny mit einer ruhigen und gedultigen Hingebung hätten ertragen können: Vielmehr empörte sich eines jeden Herz und Seele dagegen, aber sie sahen wohl ein, daß durch unbefonnenen Eifer und wilde Hize des einzelnen Mannes, und einzelner Haufen und Gemeinden, oder auch, durch gemeinschaftliche aber nur halbe Massregeln des ganzen Volkes, die Tiranny nicht gemildert oder besiegt sondern nur gereizt und befestigt, und ihr Zustand nicht gebessert sondern nur verschlimmert werden würde; sie sahen wohl ein, daß bey Despoten und Tyrannen nichts ausgerichtet werden kan als, durch verständige Männer, welche zu ihnen an der Spitze eines bewafneten und entschlossenen Volkes sprechen; sie sahen wohl ein, daß es gegen die Tiranny kein anderes Mittel giebt als, bedachtsame Beschließung vereinigt mit kühnem Handeln, feste Verbindung und offener Krieg. Freylich, das traurigste Rettungsmittel, weil es wenigstens



ftens für die Gegenwart ein nicht viel geringeres Uebel ift, als das Uebel der Tiranny felbft, welchem man abhelfen will, und fo fehr diejenige Regierung verabfcheut zu werden verdient, welche einem Volk kein anderes Rettungsmittel übrig läßt, fo fehr ift auch ein Volk zu tadeln, wenn es ohne Noth zu diefem Mittel greift. Die Eidgenoffen wollten aber diefes Mittel nur im äufferften Nothfall ergreifen, und fie glaubten auch jezt noch nicht, daß diefer Fall vorhanden fey, weil fie hofen, daß fich bey der nächften Thronerledigung in ihrem Zustande vieles von felbft ändern müffe: Höchft wahrſcheinlich würden fie noch viel hartes ohne gewaltsamen Widerſtand ertragen haben, wenn die Vögte nicht felbft durch das Uebermaß der Tiranny ihre Geduld erſchöpft, und fie zum Aufſtande gleichſam gezwungen hätten.

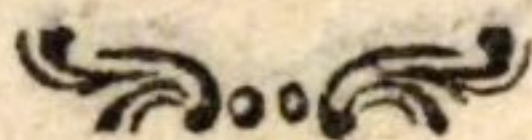
„Despoten! Schade, daß ſelbſt in euren Strafen
„ihr noch das Vorrecht habt, die Hälfte des Volks
„mit euch unglücklich zu ſehen. Dieß iſt's, was



„so manchen biedern Mann von einem raschen Ent-
 „schlusse zurückhält. Diefs ist's warum Völker, um
 „euer Urtheil zu sprechen, immer die größte eurer
 „Frevelthaten noch abwarten. Selbst die Freyheit
 „wagt es nicht fogleich, ihr verletztes Heiligthum
 „mit Gewalt zu ahnden. Sie klagt lange, bis der
 „Zufall, ein Tropfe mehr, das volle Maafs überge-
 „hen macht, und das erste gezukte Schwerdt tau-
 „fende aus der Scheide reißt. *)

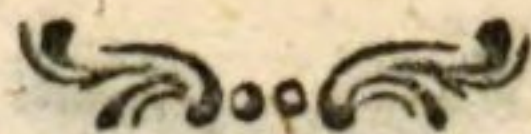
Nach der fruchtlosen Gesandtschaft an den Kö-
 nig fanden sich die Eidgenossen keineswegs erleich-
 tert, sondern sie wurden noch weit mehr mißhandelt
 als vorher, und die Vögte fiengen an, wie Tschudi
 sagt, *noch grimmer zu wüthen, was wohl sehr begreiflich*
 ist; denn es mußte allerdings für die Vögte ein
 großes Aergerniß seyn, daß die Bauren sich's un-
 terstanden hatten, durch ihre Abgeordneten eine
 förmliche Anklage gegen sie vor den König zu
 bringen :

*) Dya - Na - Sere.



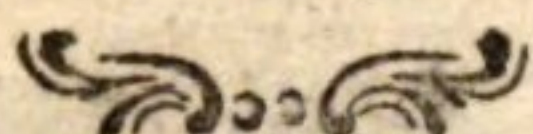
bringen : Mit dem Despotensinn und Tyrannengeiste derselben vereinigten sich jezt auch noch die Antriebe des Zorns und der Rache, und es war zu erwarten, daß sie diese Leidenschaften durch die härtesten Mißhandlungen des Volks befriedigen, und dabey um so viel mehr mit der übermüthigsten Frechheit zu Werke gehen werden, weil sie durch die Art, wie man am königlichen Hofe die Volkssprecher mit ihrer Anklage zurück wies, gleichsam dazu aufgefordert wurden.

Von dem tyrannischen Verfahren, welches sich jezt die Vögte gegen das Volk erlaubten, hat uns die Geschichte manche einzelne Beyspiele aufbehalten, welche nicht übergangen werden dürfen, weil die Erinnerung an dieselben von manigfaltigem Nutzen seyn kann : Es erhöht den Werth der Freyheit, wenn man im Genuße derselben auf den gräßlichen Zustand der Tyranney zurück blickt, aus welchem sie kämpfend hervorgehen mußte : Es erweckt und unterhält bey den Nachkommen die dankbare



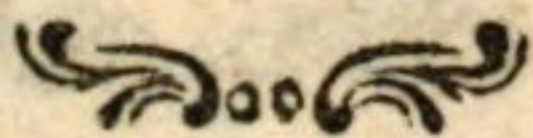
dankbare Verehrung ihrer Vorfahren, wenn sie lesen, was dieselben duldeten ehe sie kämpften; wie schwer die Ketten waren, die sie zerrissen; wie hart und schwer das Joch, von welchem sie sich selbst und ihre Nachkommen frey machten: Es belebt den Eifer für Recht und Freyheit, wenn man in dem Schiksale seiner Vorfahren sieht, was Despoten thun, so bald sie dürfen was sie wollen: Es ist Trost und Belehrung für Unterdrückte, wenn sie sehen, daß das Märterthum für die Freyheit nicht vergeblich ist; daß man schon vieles über die Tyranney gewonnen hat, wenn man sie zu Extremen nöthigt, durch welche sie allgemein verhaßt wird; und daß sie gerade durch ihren vermeinten höchsten Triumph sich selbst das Verderben bereitet: Es ist heilsame Warnung für Regenten, wenn sie in der Geschichte sehen, daß man einem Volke, welches seine Stimme erhebt und Recht verlangt, zwar mit Gewalt den Mund verstopfen, aber nicht seine Meynungen und Gesinnungen ändern, nicht sein Gefühl ersticken, nicht seinen Geist und sein Herz bemeistern kann; daß

ein



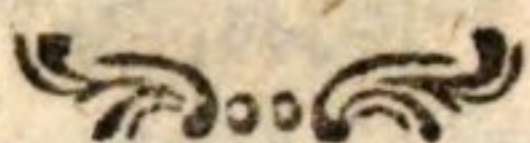
ein, noch nicht an Slaverey gewöhntes, mißvergnühtes Volk, nie gefährlicher ist, als wenn es verstummt; als wenn bey ihm der Gedanke allgemein und herrschend wird, dafs von allem was es thun könne nichts unnützer und schädlicher sey als, *mit der Regierung sprechen*; dafs ihm nichts übrig bleibe als — *schweigen*; entweder *schweigen und dulden*, oder *schweigen und handeln*.

In einem Thale von Unterwalden, das Melchthal genannt, lebte ein Greis mit Namen Anderhalden: Das Selbstgefühl der Tugend war die größte Wonne seines hohen Alters, und ein würdiger Sohn der in des Vaters Fußstapfen wandelte, die Stütze desselben: Von diesem Sohne und allen die ihn kannten geliebt und verehrt, mit frohem Herzen auf seine wohlverlebten Tage zurück, und mit seligen Ahnungen in die Zukunft hinblickend, neigte er sein graues Haupt dem Grabe zu: Mit dem Troste, dafs er in dem Herzen seines Sohnes und seiner Landleute das Denkmal eines tugendhaften Mannes zurück lasse, hofte

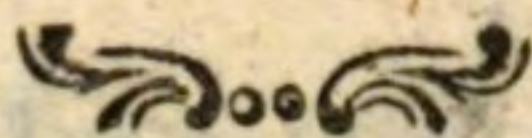


hoffte er bald hinuntersteigen, und in der stillen Ruhe seines Grabes die Greuel der Tyranney vergessen zu können: Es war ein ehrwürdiger Greis: aber der Landvogt Landenberg sah an demselben nur einen alten Verbrecher, weil er ein Patriot war, und als solcher von dem Volke geliebt und verehret wurde.

In den Augen aller Tyrannen muß der weise und tugendhafte Patriot nothwendig der verhafsteste Gegenstand seyn: Sie selbst wollen zwar von dem Volke nicht geliebt und geschätzt, sondern nur mit slavischer Demuth verehrt und gefürchtet seyn; gleichwol können sie es nicht leiden, wenn die Volksliebe, welche sie verschmähen, einem andern zu theil wird, und der Besiz derselben wird von ihm als ein Raub angesehen, wodurch man sich etwas zueignet, was nach ihrem Sinn niemand haben soll, weil sie es nicht haben: Eben die *Tugenden*, welche dem Patrioten die Liebe und Achtung seiner Mitbürger gewinnen, beleuchten, brandmarken, beleidigen, demüthigen den Tyrannen, und dieser muß sie hassen,



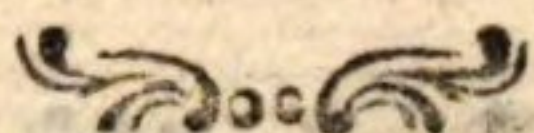
fen, weil er sie weder verehren noch verachten kan:
Vornehmlich wird *das Ansehen* des Patrioten von dem Tyrannen als eine rivalisirende feindliche Macht angesehen, und weil sich in dem Charakter eines Tyrannen gewöhnlich Stolz mit Zaghastigkeit vereinigt, so muß er den Patrioten verderben und stürzen wollen, weil er seinen Stolz empört; so muß er sich gegen ihn zu verwahren suchen, weil er ihm gefährlich scheint, und weil er ihn fürchtet. Aber Tyrannen wollen doch auch ihren ungerechtesten Handlungen gerne den Schein des Rechtes geben, und weil sie an dem Patrioten kein wirkliches Vergehen zu bestrafen finden, so müssen sie seine größte Tugend zum Verbrechen machen; so müssen sie seinen Edelmuth, womit er sich für andere in Gefahr begiebt, womit er sich selbst vergessend zum Wohl seiner Brüder wirkt und ihre Rechte gegen die Tyranney vertheidigt, als Aufruhr qualificiren, damit sie den Auf- rührer von Rechtswegen bestrafen, und durch diese Strafe einen verhafsten und gefürchteten Gegenstand



aus dem Wege räumen, oder in sichere Verwahrung bringen können.

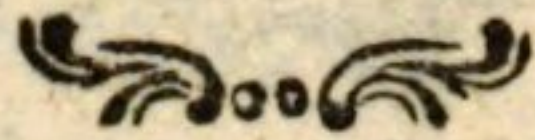
Der alte Anderhalden war zwar einer von den Biedermännern, deren Rath und Einfluß es vornehmlich zuzuschreiben ist, daß sich das Volk der österreichischen Herrschaft nicht unterwerfen wollte, sonst aber hatte er sich nichts zu Schulden kommen lassen, was den Landvogt zu einer Mißhandlung hätte reizen können; aber sein Sohn Arnold mußte irgend etwas gesagt oder gethan haben, was Landenberg so strafbar fand, daß er ihn dafür mit einer Geldbusse belegte: Wie gering sein Vergehen müsse gewesen seyn, erhellet schon daraus, daß die Summe, um welche selbst ein Landenberg ihn büßte, nur in fünf Schillingen bestand: Vielleicht hatte aber dieser, der den raschen jungen Mann kannte, darauf gerechnet, daß er sich einer willkührlichen obgleich geringen Busse, nicht unterwerfen, und in seiner braufenden Hize etwas thun werde, was ihm dann einen scheinbaren Grund darbieten könnte, sich zugleich seiner

Person



Person und seines Vermögens zu bemächtigen. Wirklich wollte Arnold die Buße nicht eher bezahlen, bis ihn des Vergehens, welches ihm der Vogt zur Last legte, der gehörige Richter schuldig fände: Aber Landenberg hatte sich über den unbequemen Rechtsgang schon hinweggesetzt, weil er allein richten und herrschen wollte: Er fandte einen Knecht ins Melchthal, welcher den Anderhalden zur Strafe für Arnolds Ungehorsam das schönste Paar Ochsen hinwegnehmen und auf des Landvogts Burg bringen sollte, auch gab er ihm den ausdrücklichen Befehl, wenn sich die Leute darüber beschwerten, so solle er ihnen sagen, es sey die Meinung des Landvogts — „daß die Bauren, statt der Ochsen, den Pflug wohl selbst ziehen können“ — was offenbar bewies, daß Landenberg nicht blos strafen und rauben, sondern vornehmlich auch reizen und erbittern wollte.

Der Knecht fand beyde, Vater und Sohn auf dem Felde, und letzterer war eben mit dem Pflügen beschäftigt: Natürlicher Weise hatten sie gegen den
harten



harten und ungerechten Befehl des Vogtes und gegen die Vollziehung desselben sehr vieles einzuwenden; aber der Knecht, dessen Ohren für ihre Vorstellungen und Beschwerden taub waren, that, was ihm befohlen war — „Hört, sprach er, da hilft alles „Reden nichts; mein Herr, der Landvogt läßt euch „sagen, es sey eben nicht nöthig, daß die Bauren „Ochsen haben um das Land zu bauen, sie können „den Pflug wohl selbst ziehen.“ — Indem er dies sagte grif er zum Werk und wollte die Ochsen abspannen: Diese Gewaltthätigkeit mit so viel Schimpf und Schmach begleitet war mehr als der junge Arnold ertragen konnte: Sein Blut gerieth in braufende Wallung, und im glühenden Zorneifer fiel er über den Knecht her, schlug ihm mit seiner Gerte einen Finger entzwey und warf ihn zu Boden: So bald er den Tyrannen-Diener auf der Erde hingestreckt sah, ward seine Hize abgekühlt, er liefs ihn ohne weitere Beschädigung aufstehen und entlaufen. Dieser eilte zu seinem Herren und erzählte ihm mit Jammern, wie übel es ihm ergangen sey, wie ihn

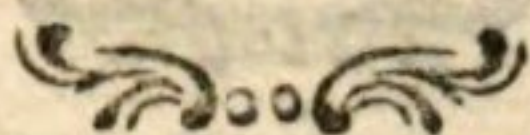
die



die Bauren mißhandelt, und wie sie über den Vogt selbst geschimpft und geschmäht haben: Von Ersterem war der Beweis an dem zerbrochenen Finger zu sehen; Lezteres glaubte der Vogt nur zu gerne und es kam ihm gar nicht zu Sinn, untersuchen zu wollen, ob sein Diener nicht etwa aus Schmerz und Rache manches Unwahre und Uebertriebene gesagt haben möchte: Er gab sogleich, wohl nicht ohne geheimes Vergnügen, den Befehl, beyde Verbrecher in Verhaft zu nehmen. Aber Arnold, der bald nach seiner raschen That zum Besinnen kam, und es einfah, welche Folgen sie für ihn haben müßte, hatte sich indess aus dem Lande hinweg begeben, und bey seinem Verwandten Walther Fürst von Uri einen sichern Zufluchtsort gefunden,

Männer, wie die Anderhalden waren, von so einfaltiger Sitte und Tugend konnten freylich von dem Geist und Charakter eines Tyrannen und von der Art und Natur eines Höfischen Böfewichts, so wenig als von einem ganz unbekannten Lande einen

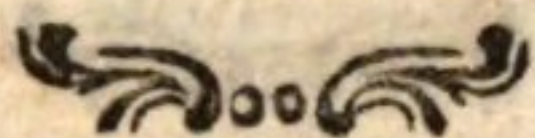
Begrif



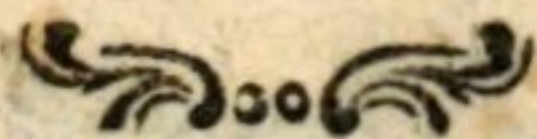
Begriff haben; sie konnten sich's nicht vorstellen, was ein Tyrann zu wollen und zu thun fähig sey; der junge Arnold konnte es wohl nicht einmal ahnen, was seinem Vater bevorstand, sonst hätte er ihn gewiss nicht dem Tyrannen Preis gegeben und ihn zum Opfer seines Fehlers werden lassen; er würde sich nicht allein, oder doch nicht eher geflüchtet haben bis er seinen alten Vater in irgend einem verborgenen Winkel in Sicherheit gewußt hätte: So ist die Tugend schon öfters nur darum ein Opfer des Lasters geworden, weil sie die höchste Bosheit desselben nicht denken kan, nicht kennt und nicht glaubt.

Landenberg gerieth in Wuth, als er hörte, daß Arnold entflohen und nirgends zu finden sey: Mit tobender Stimme und grimmiger Miene befahl er dem Greisen, daß er anzeigen soll, wo Arnold hingekommen sey: Der Vater sollte an seinem Sohne zum Verräther werden, und weil er es nicht ward, machte er sich dadurch in den Augen des Tyrannen

eines



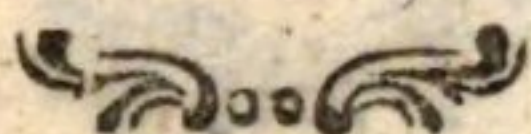
eines neuen Verbrechens schuldig: Entweder *konnte* der unglückliche Greis nicht sagen, wohin sein Sohn geflüchtet sey, weil er es wirklich nicht wufste; oder, er *wollte* es nicht sagen, weil er leicht wahrnehmen konnte, was für ein Schicksal demselben bevorstehe, wenn er dem ergrimmtten Vogt überliefert würde: Als er darauf bestand, dafs er es nicht wisse und also auch nicht sagen könne, wohin sich sein Sohn geflüchtet habe, und der schon deswegen über ihn erbofste Wüterich zugleich von dem verwundeten Knechte durch die Beschuldigung, Vater und Sohn haben unehrenbietig von dem Landvogt gesprochen, noch mehr gegen ihn erbittert wurde, gab dieser, um seine Rache zu fättigen, den unmenschlichen Befehl, dafs man dem alten Verbrecher die Augen ausstechen soll; auch vergafs er nicht mit der Einziehung seines ganzen Vermögens oder doch des gröfsten Theils desselben seinen Geiz zu befriedigen. Dieser unmenschliche Befehl wurde auf der Stelle von Henkern vollzogen, die an Grausamkeit und Gefühllosigkeit ihrem Gebieter ähnlich waren, auf



auf welche das Ehrwürdige der Tugend und des Alters keinen Eindruck machen, und bey welchen das Seufzen der gemarterten Unschuld keine Rührung hervorbringen, kein Mitleid erregen konnte.

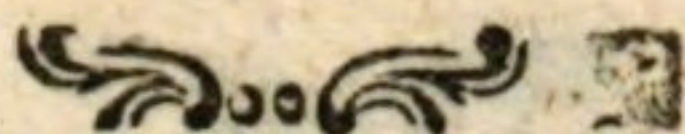
Wen empört nicht die bloße Vorstellung dieser Marter-Scene! Wen ergreift nicht Schauder und Graufen! wenn er sichs denkt, wie der gute Greis mit Stricken gebunden und fest gehalten den rohen Henkers-Händen und ihrem graufamen Geschäfte sein graues Haupt hingeben muß; wie sich die Graufamkeit durch das Geschrey und durch die Zukungen seines Schmerzens in ihrer gräßlichen Verrichtung nicht stören läßt; wie sein Blut mit Thränen vermischt an den Marterwerkzeugen herabträufelt; wie der Landvogt an diesen Qualen des Patrioten mit einem fatanischen Wohlgefallen seine Augen weidet — seine Augen weidet während jener die Sinnen verliert, während sein Licht ausgelöscht, herausgerissen, und über die Stelle desselben der schwarze Vorhang einer traurigen, dunkeln Nacht gezogen wird. Aber

wer



wer vermag es zu denken, was Arnold empfinden, wie es ihn erschüttern mußte, als ihm die Nachricht zu Ohren kam: — „Dein Vater hat für deine Flucht schrecklich büßen müssen; der Landvogt hat ihn seines Vermögens, hat ihn seiner Augen beraubt.“? Wer dürfte es tadeln, wenn in dem Herzen des Sohnes eines so grausam mißhandelten Vaters die Flamme der Rache aufgelodert wäre, und er diese Flamme in dem Blute des Wüthrichs gelöscht hätte? Wer könnte sich darüber wundern, wenn das Schiksal der Anderhalden alle Väter und Söhne gegen den Tyrannen empört und sie zu einer blutigen Wiedervergeltung angetrieben hätte. Auch Tyrannen haben sich vor den Extremen zu fürchten, und wenn man einen Tyrannen erziehen wollte, müßte man ihm doch die Regel geben — „Weiche niemals so weit vom Wege des Rechtes und der Tugend ab, daß der rechtschaffene Mann, dich zu morden für eine gute That ansehen muß“.

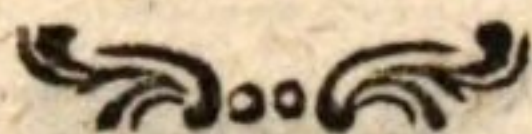
Glücklicher



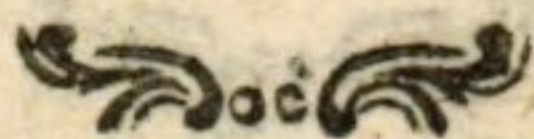
Glücklicher Weise war der junge Arnold bey Walther Fürst zu Altdorf in den Händen eines bedachtsamen und weisen Patrioten, welcher das Brausen und Toben seiner empörten Empfindung nicht nur zu mildern, sondern auch zu einem groffen Zwecke zu leiten wufste. Der Schmerz über fein eigenes Unglück veredelte sich zu einer wärmeren Theilnahme an den Drangfalen feiner Mitbrüder: Sein verwundetes Herz reinigte sich allmählich von der Empfindung der Privatrache, und aus den Gedanken, über welchen fein Geist in der einsamen Verborgenheit brütete, gieng der edle, patriotische Entschluß hervor — „Mein Vater foll noch den „Troft haben, daß er ein Märtyrer der Freyheit „war: Ich will ihn rächen, aber meine Rache foll „Gewinn für das Vaterland feyn: Nicht den Tyrannen, die Tyranney will ich töden. *)

Um

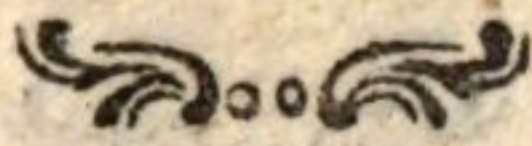
*) Diefes fo wie die folgenden Gefchichte nach Tſchudi
in Theil. bef. Gefch. von Unterw. in Thl.



Um die gleiche Zeit, kurz vor oder nach dieser Geschichte, wagte Landenbergs Statthalter auf Rotzberg, der Junker von Wolfenschiefs ein Tyrannenstück von anderer Art: Als er von Engelberg im Begleit von zwey Knechten nach seinem Schlosse zurückkehrte, fiel ihm auf einer Wiese an der Alzenhöhe Konrad Baumgartners sehr schönes Weib ins Auge; dieser Anblick reizte seine Begierde, die er auch sogleich zu befriedigen beschloß, und er war Tyrann genug um dabey an kein anderes Hinderniß zu denken, als welches ihm etwa die Gegenwart ihres Mannes in den Weg legen möchte. Er fragte das Weib, wo ihr Mann sey? Sie erschrak über diese Frage, denn sie hatte ohne Zweifel schon genug gehört und gesehen, um zu wissen, daß solche Herren niemals in der Absicht nach den Leuten fragen um ihnen Gutes zu erweisen; vielmehr befürchtete sie, Wolfenschiefs möchte wohl etwas sehr Schlimmes gegen ihren Mann im Sinn haben: Deshwegen sagte sie, daß ihr Mann abwesend sey und wohl weder heute noch Morgen zurückkehren werde. Das war es gerade

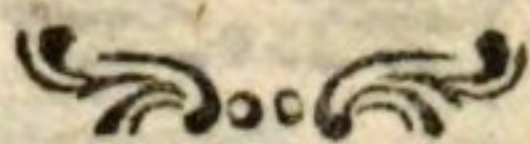


was Wolfenschiefs wünschte: Er klagte über erlittene Hize, denn es war ein schwüler Sommertag, und befahl ihr, in ihrem Hause zu seiner Erquikung ein Baad zuzurüsten: Sie mußte gehorchen, und der Junker, der bey einem gemeinen Baurenweibe keine Delikatesse nöthig zu haben glaubte, that ihr so freche Zumuthungen, aus welchen sie leicht abnehmen konnte, daß sie Zwang und Gewalt zu befürchten habe. Darum suchte sie durch die Miene der Bereitwilligkeit den lüsternen Junker sicher zu machen, und durch eine kluge Zögerung Zeit zu gewinnen, in der Hofnung, daß ihr Mann, welcher in den Wald zu Holze gegangen war, indess zurück kommen werde: Als sie ihren ungeduldigen Badegast nicht länger hinhalten konnte, gelang es ihr noch durch eine andere List ihn zu bewegen, daß er die beyden Knechte wegschikte; diesen Umstand wollte sie benützen, um sich durch die Flucht zu retten, und schon war sie auf dem Wege nach dem Wald, als ihr Mann ihr begegnete: In ängstlicher Eile erzählte sie ihm ihr gefährliches Abentheuer: Baum-



gartner liebte sein Weib und seine Ehre, und wer diese antastete, empörte ihn mehr, als ein Dieb, der in seyn Haus gebrochen wäre, ihn empört haben würde.

Wehe dir Wolfenschiefs! Du glaubst dich sicher, schmachtest nach dem nahen Augenblicke wollüstigen Genusses; und es ahnet dir nicht, daß du statt eines schönen Weibes, den Tod umarmen wirst; es ahnet dir nicht, daß ein Mann vor der Thüre steht, in dessen Brust ein, durch deinen Frevel erregtes Gewitter tobt, welches sich über deinem Kopfe entladen und dich zerschmettern wird. — Baumgartner wirft einen Blick der eifersüchtigen Liebe auf sein Weib, welches im Reize der Schönheit, der Ehre und Tugend vor ihm steht; sieht dann nach seinem Hanse, wo der Mörder ihrer und seiner Ehre im Bade sitzt; durch seine Seele fährt der Gedanke an alles, was das Vaterland von ihm und seines gleichen erleiden muß; sein Herz entglüht von Zorn und Rache; der glühende Zorneifer treibt ihn zu
einer



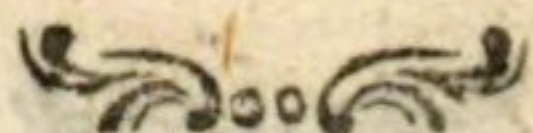
einer blutigen That; der Reiz der Gelegenheit, der Anblick der Axt, die er in der Hand hält, ein bequemes Werkzeug der Rache, beflügelt die Ausführung derselben: Er stürzt in sein Haus; Wolfenschieß sinkt unter den Streichen seiner Axt, badet und erstickt in seinem eigenen Blute.

Baumgartners That wird auf verschiedene Art gewürdigt werden: Der Psycholog wird sagen, daß er so handeln mußte, weil er nicht anders konnte: Der Jurist und Moralist werden sie unrecht und tadelswerth finden; doch müßte es ihnen wohl nicht so leicht seyn auf eine befriedigende Art die Frage zu beantworten: Was denn Baumgartner hätte thun sollen? — Das Recht konnte er nicht anrufen, weil für ihn gegen Wolfenschieß keines zu finden war: Hätte er ihm dann für seine Schande ein Compliment machen und sich dafür mit Schimpf und Spott bezahlen lassen, oder eine gelindere Rache nehmen und dafür mit dem Leben büßen sollen? Ist es nicht die eigene Schuld der Tyrannen, daß sie sich selbst

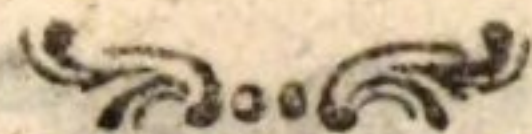


selbst außer alle rechtliche Verhältnisse setzen, und rechtschaffene Männer zwingen gegen sie nach dem natürlichen Rechte der Nothwehr zu handeln?

Landenberg hätte den Baumgartner gerne als einen Todschläger bestrafen mögen, allein, da von allen Verwandten des Erschlagenen keiner mit einer Klage bey ihm eingekommen war, so scheute er sich vielleicht des Volkes wegen, unaufgefordert criminalisch zu verfahren; denn nach den Sitten und Begriffen der Landeseinwohner glaubte jeder, daß dasjenige, was Baumgartner that, jeder ehrliebende Mann in einem ähnlichen Fall thun dürfe und müsse: Zudem mußte Landenberg denken, daß er den Baumgartner schwerlich in seine Gewalt bekommen werde, denn er hatte sich geflüchtet, und es war nicht wahrscheinlich, daß die Leute, bey welchen er sich verborgen hielt, ihn verrathen und dem Vogt überliefern würden. Er forderte deswegen die Verwandten und Freunde des Wolfenschiefs selbst auf, den Mord desselben durch die Justiz zu rächen, welche

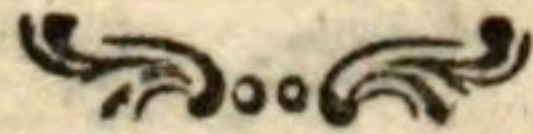


welche er ihnen zu verschaffen sehr bereitwillig sey; denn er hoffte, daß sie den Thäter leichter ausfindig machen, und daß dann die Leute an der Bestrafung desselben weniger Anstößiges finden werden: Allein Wolfenschieß hatte durch seine Treulosigkeit an dem Vaterlande und durch sein wüthes Leben seinen Verwandten und Brüdern so viel Aerger und Schande gemacht, daß sie sich über seinen Tod nicht sehr betrüben konnten; auch glaubten sie eher, daß er für ein niederträchtiges Verbrechen, welches sie verabscheuten, vielleicht zu hart aber doch nicht unverdient gebüßt als — daß Baumgartner an ihm ein Verbrechen begangen habe. Dieses erhellet auch aus der Art, wie sie die Aufforderung Landenbergs von sich wiesen: Verwandte und Brüder ließen ihm wissen — „*Wir rächen keinen Ehebrecher.* Gleichwol that Landenberg alles Mögliche, um den Baumgartner in seine Gewalt zu bekommen: Seine Späher mußten das ganze Land durchziehen und überall auf alles lauren, was etwa auf die Spur seines Aufenthalts führen konnte; aber alle ihre Mühe war ver-

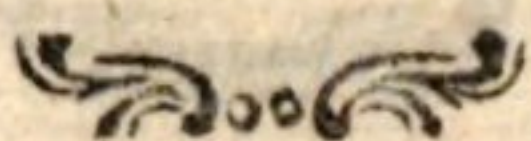


vergeblich; denn sein geheimer Aufenthalt war in der Wohnung eines braven Mannes und unter seinen Mitbrüdern fand sich kein Verräther, der einem Späher des verhafsten Tyrannen den Weg dahin gewiesen hätte. Landenberg setzte nun einen andern Statthalter auf Rotzberg, dessen Name in der Geschichte nicht mehr zu finden ist.

Die Leute von Uri wurden indess nicht minder gedrückt und mißhandelt als ihre Brüder in Unterwalden. Gesslers despotisches und tyrannisches Verfahren war noch dazu mit einem unerträglichen Stolz und Trotz verbunden: Er hafte und verachtete das Volk in so hohem Grade, daß er es nicht einmal nöthig fand sein Tyrannengesicht hinter einer Maske zu verbergen, und er suchte seine Ehre und seinen Ruhm darinnen ein Volk, welches seit so langer Zeit mit so viel Eifer und Kühnheit seine Freyheit gegen Fürsten und Herren behauptet hatte, unter das Ioch zu beugen, und bis zur völligen Willens- und Kraftlosigkeit danieder zu drücken. Während dasselbe
unter



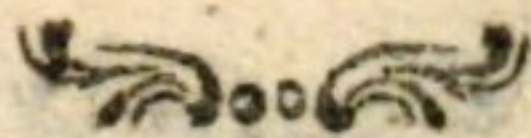
unter der schweren Last seiner harten Regierung tausenderley Plagen litt und seufzte; betrieb er mit Eifer den Bau seiner neuen Burg bey Altdorf auf dem Bühel Solathurn. Ein solches gefährliches Mittel der Unterdrückung entstehen und allmählig emporsteigen sehen zu müssen ärgerte und bekümmerte die Landeseinwohner mehr als alles andere was Gefsler sonst that; den von allen seinen übrigen noch so despotischen Handlungen konnten sie doch denken, daß sie nur etwas veränderliches und vorübergehendes seyen; in dieser neuen Festung hingegen schien die Tyranney selbst einen festen und bleibenden Sitz nehmen zu wollen, aus welchem sie kaum mehr heraus zu treiben war. Nicht jeder konnte in seiner Brust verbergen, was er bey dem Anblick dieser Festung fühlte, und es wurde dem Landvogt bald zu Ohren getragen, daß die Leute schmähen und murren und allerley bedenkliche Reden führen. Gefsler wunderte sich wohl nicht darüber und vielleicht empfand er sogar ein geheimes Vergnügen dabey; denn es hätte seinem Stolz weniger geschmeichelt



schmeichelt ein Volk zu demüthigen, welches gegen die Schmach der Unterdrückung ganz unempfindlich gewesen wäre: Er scheint sich recht eigentlich über diese Gelegenheit gefreut zu haben, demselben seine Ohnmacht auf eine noch quälendere Art zu empfinden und zugleich ihm einen Beweis zu geben, wie sehr er es verachte, und wie wenig er es fürchte.

Weit entfernt mit dem Bau der neuen Burg inne zu halten, liefs er ihn vielmehr mit noch größerem Eifer fortsetzen, und benannte die Festung — *Zwing Uri unter die Stägen*. Kaum wäre es möglich ein gedrücktes und mißvergnühtes Volk auf eine übermüthigere und höhnerere Art zum Aufstande herauszufordern, als es durch diese Benennung geschah. Es war eben so viel, als wenn er den Männern von Uri durch ein Manifest kund gethan hätte — „Vermittelst dieser Burg sollt ihr wissen, will ich meine Herrschaft über euch so fest gründen, und euch so tief unter meine Füße beugen dafs mir euer Naken zu einer Treppe dienen soll“ —

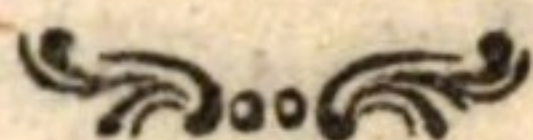
Auch



Auch sagte er öfters laut und unverholen — „Ich
„will diese Bauren noch so zahm und mürbe, so
„weich und geschmeidig machen, daß man sie soll
„um einen Finger herum winden können“.

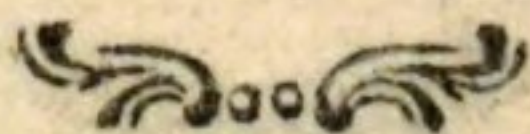
Theils um sie an diese Geschmeidigkeit zu gewöhnen, und darinnen zu üben, theils um zu erfahren, wie weit es mit derselben bereits gekommen sey, liefs er mitten auf dem Markte zu Altdorf einen hohen Pfahl aufrichten und auf denselben einen Hut, wahrscheinlich den Herzoglichen Hut von Oestreich, stecken — „Diesem Hut, befahl er, soll jeder
„Vorübergehende eben die Ehrenbezeugung erweisen
„als wenn der König oder sein Stellvertreter, der
„Vogt gegenwärtig wäre: Wer dawider fehlt, soll
„an Leib und Gut bestraft werden“ — Bey dem Pfahl stand eine Wache, welche die Vorbeygehenden beobachten und die Uebertreter anzeigen sollte. Gefsler wollte aber durch dieses Mittel nicht nur das Volk erniedrigen und ihm Troz bieten, sondern, da er vernommen hatte, daß einige Männer ihren

Un-

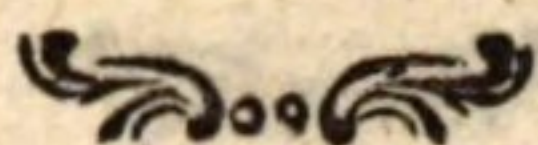


Unwillen auf eine Weise geäußert haben, die bey-
nahe vermuthen lasse, daß sie wohl etwas zu unter-
nehmen Lust hätten, so wollte er durch jenes höh-
nende Tyrannenstück die kühnen Männer welche er
gewittert hatte, reizen, sich als solche bloß zu geben:
Denn er schloß — „Sind es Männer, die diesen
„Schimpf ertragen können, so sind sie nicht zu
„fürchten; können sie ihn aber nicht ertragen, so
„werden sie sich verrathen, und da werfe ich das
„Nez über sie“ — Der Schluß war nicht unfein,
nur mußte er im letztern Fall mit einem starken
Neze versehen seyn; denn es ist eben so gefährlich
tapfere Männer reizen als, schlafende Löwen mit
Steinen werfen. Gefsler dachte nur darauf, wie er
das gefährliche Wild fangen und sich seines Fanges
freuen wolle, aber er dachte nicht daran, daß ein
starkes Wild wohl auch das Nez zerreißen, und den
Jäger erwürgen könne.

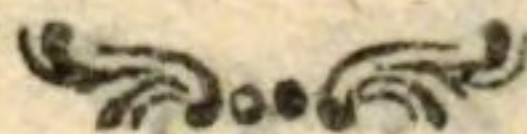
Die Leute von Schwiz hatten zwar von Gefslers
Tyranney auch vieles zu leiden, aber sie war doch
für



für sie etwas weniger drückend, weil der Tyrann selbst nicht in ihrem Lande wohnte, und weil dieser vielleicht glaubte, die raschen und kühnen Männer von Schwiz so lange schonen zu müssen, bis er seine Herrschaft in Uri fest gegründet habe. Als er einmal nach Schwiz kam, ritt er auch nach Steinen, vielleicht nur in der Absicht um das große, schöne Haus zu sehen, welches Werner von Stauffach ganz neu hatte erbauen lassen: Er haßte diesen Mann, weil er ihn als einen eifrigen Volks- und Freyheits-Freund kannte, und weil er eben so, wie einst sein Vater der die Landammann Stelle bekleidet hatte, bey dem ganzen Volke in großem Ansehen stand. Stauffacher faß eben vor der Thüre als Gefsler daher geritten kam: Freundlich und ehrerbietig begrüßte er ihn, aber mit der finsternen Miene des Uebelwollens und im harten Tone eines stolzen und ungnädigen Gebieters fragte ihn Gefsler — *Wem gehört dieses Haus da?* Stauffacher wußte, daß dem Vogt dasjenige wornach er sich erkundigte nicht nur schon bekannt sey, sondern daß er sich auch schon über sein neues Haus



Haus geärgert und seinen Aerger fogar vor vielen Leuten auf eine gehässige und drohende Weise geäußert habe: Er glaubte also, daß diese Frage etwas Schlimmes zur Absicht habe, und daß in derselben ein Fallstrik verborgen liege, welchem er auszuweichen suchen müsse; deswegen gab er bescheiden und vorsichtig zur Antwort — „Herr! dieses Haus „ist meines Herrn des Königs, und Euer und mein „Lehen“ — Hätte er schlechtweg gesagt, daß es *sein* Haus sey, so würde ihm Gefsler dieses ohne Zweifel sehr übel genommen, und es wohl gar als ein Vergehen gegen die königlichen Majestätsrechte ausgedeutet haben; so aber fand er in dieser Antwort nicht das geringste, was ihm zum Vorwand einer Hochobrigkeitlichen Straf hätte dienen können: Aber in den Augen eines Tyrannen ist jeder brave Mann, der nicht Sklave seyn will, immer strafbar, fogar auch um deswillen, daß er sich nicht strafbar macht. Voll Aerger über das Fehlschlagen seiner Absicht sagte Gefsler stolz und übermüthig — „Ihr Bauren „sollt wissen, daß ich an meines Herrn des Königs „statt



„statt Regent im Lande bin: Ich will nicht, daß
 „ihr ohne meine Erlaubniß solche Häuser bauet:
 „Ich leid es nicht, daß ihr euch dergleichen Frey-
 „heiten herausnehmt und euch Herren dünkt: Die-
 „sem Unfug werd' ich aber schon zu steuern wissen“
 — Er sagt's und ritt davon: Stauffacher staunte
 und behielt Gessler's Rede in seinem Herzen.

Nicht weit von Steinen auf der Insel Schwanau
 im Lowenzersee stand ein festes Schloß in welchem
 damals ein österreichischer Burgvogt wohnte: Wie seine
 Collegen glaubte er alles thun zu dürfen was ihn gelü-
 stete: Ein hübsches Mädchen von *Art* hatte das Unglück
 seine Begierde zu reizen, und ward von ihm geschän-
 det: Aber die ergrimten Brüder des Mädchens räch-
 ten die geschändete Ehre ihrer Schwester, und der Burg-
 vogt mußte unter ihren Streichen, wie Wolfenschieß,
 für sein Bubenstück mit dem Leben büßen. *)

Das Maas der Tyranny war voll, die Geduld der
 Unterdrückten erschöpft, der Bogen von beyden Saiten
 aufs höchste gespannt und — die Entscheidung nahe.

V. Vor.

*) Müller Schw. Gesch. 1r Theil.

V.

V o r l e s u n g.

1 3 0 7.

Das Heilighalten weiblicher Ehre, und was die Verletzung derselben bey den Eidgenossen wirkt — Höhnender Trotz gegen das Volk ist immer unklug — Welchem Volk er am unerträglichsten ist — Als Demuth weint und &c. — Wie mancher Eidgenoss gedacht haben mag — Patrioten, welche die Freyheit retten wollen, müssen vorsichtig und zurückhaltend seyn — Warum dieses Nothwendig ist — Stauffachers Weib — Ihr Gespräch mit ihrem Manne — Zweckmäßigkeit ihres Rathes — Ihr belehrendes Beyspiel für ihre weiblichen Nachkommen — Wirkung ihrer Reden auf ihren Mann — Abschied — Stauffacher geht nach Altdorf zu seinem Freund Walther Fürst — Was er mit ihm verhandelt — Darstellungsart der Geschichte durch patriotische Vorträge.

In districtis necessitatibus nihil tam leve est, quod
non interdum etiam contra Sperata, rerum
afferat momenta magnarum.

Ammian Marcellinus.

Vir fortis mavult bene mori, quam turpiter vivere

Livius.

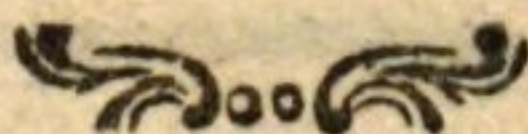
Audendum est atiquid universis, aut omnia singulis
patienda.

Livius.

P. P.

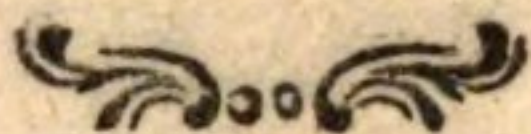
So sehr auch das Volk in den Waldstätten von seinen Tyrannen gedrückt und mißhandelt wurde, so konnte es, wie wir gesehen haben, ungeachtet seines Muthes und seiner Freyheitsliebe, gleichwohl die härtesten Bedrückungen lange mit Geduld ertragen; es murrte in der Stille, und suchte dem Uebel nur durch gelinde Mittel zu steuern: Aber zwey Dinge sind Männern unerträglich; zwey Dinge entflammen sie zu Wuth und Grimm, *Schändung ihrer Weiber und Töchter*, und *höhnender Troz*.

Es ist überall in alter Sitte, daß *weibliche Ehre* als etwas *unverletzbares* betrachtet wurde: Wenn allzumächtige Tyrannen mit dem Vermögen und sogar



mit dem Leben der Bürger ihr Spiel trieben, so konnten diese das eiserne Joch lange ertragen, zwar über die Ungerechtigkeit seufzend und dem Tyrannen fluchend, aber sie konnten's noch tragen: Doch so bald sich der Tyrann an weiblicher Ehre vergrif, schüzte ihn seine Macht nicht mehr gegen die Rache der Beleidigten: Eine entehrte Tochter oder eine geschändete Gattin erfüllte das Herz des Vaters oder des Gatten mit Zorn und Grimm, und fachte die Flamme der Empörung in dem Herzen jedes Bürgers an. Zweymal entstand in Rom ein Aufstand aus solcher Veranlassung; zweymal war Rache um geschändete weibliche Ehre die Ursache, daß Tyrannen verjagt und gestürzt wurden, und eben so in den Waldstätten. Im grimmigen Zorne über wirkliche und tentirte Schändung weiblicher Ehre ward an dem *Burgvogt von Schwanau* und an *Wolfenschieß* schnelle und blutige Rache genommen; aber nun stand hinwieder zu erwarten, daß an *Baumgärtner* und den Männern von *Art* das vergossene Tyrannen-Blut strenge gerächt werden dürfte. Da wurde jedem

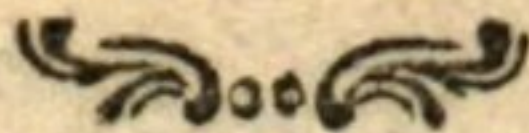
Land-



Landmann um sein Weib und um seine Tochter bange; da entstand in der Seele jedes Gatten und jedes Vaters, der sein Weib oder seine Tochter in Liebe anfah, die herzempörende Vorstellung.

„O! mein Weib! meine Tochter! Euch sollte
„ich einem Tyrannen zur verruchten Kurzweil über-
„lassen müssen! Euch Wehrlose sollte ich nicht aus
„den Armen des Räubers reißen dürfen! Ich sollt' es
„geschehen lassen müssen, daß ihr mit Schmach und
„Schande besudelt würdet, und nichts dabey thun
„als jammern und fluchen! Die Tochter sollte bey
„ihrem Vater, die Schwester bey ihrem Bruder,
„das Weib bey ihrem Manne keinen Schuz finden,
„wenn Bösewichter sie anfallen um ihnen den schön-
„sten Schmuk zu rauben, ohne welchen kein Bruder
„seine Schwester, kein Vater seine Tochter, und
„kein Mann sein Weib mit Wohlgefallen und Freude
„mehr ansehen mag! Verdient der auch den Namen
„eines Vaters, der seine Tochter nicht vor Schmach
„und Schande schützt? Verdient der auch den Namen

eines



„eines Mannes, ist er's werth ein liebes, braves
„Weib zu besizen, welcher das Herz nicht hat ihre
„Ehre zu vertheidigen oder zu rächen? Nein, wir
„sind keine Väter, keine Männer mehr, wenn wir
„unsre Weiber und Töchter von Tyrannen miß-
„handlen lassen. Aber, wenn Baumgartner, und
„die Brüder des Mädchens von *Art* in die Hände
„der Rachedürstenden Tyrannen fallen; wenn das-
„jenige, was der wakere Mann zu thun für Recht
„und Pflicht hält, von den Tyrannen als Blutschuld
„gerichtet und mit dem Mißethäter Tod bestraft
„wird, wie dann? Ha! so weit ist's gekommen, ent-
„weder wir müssen den wehrlosen Weibern und Töch-
„tern unsern Schuz versagen, dürfen nicht mehr
„Väter und Gatten seyn, oder, wir müssen die Ty-
„rannen vertilgen“ — Wahrlich, wenn Männer ein-
mal genöthiget sind, zwischen solchen Alternativen
zu wählen, so wird ihre Wahl allemal zum Ver-
derben der Tyrannen ausfallen.

Nicht

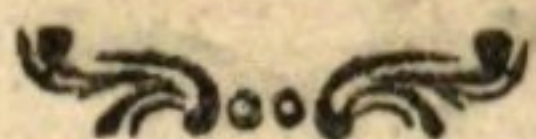


Nicht weniger ward das Volk durch den *höhnenden Trotz* der Tyrannen empört. Iene bekannte Formel in der Gellertschen Erzählung

Ihr Ochsen, die ihr alle seyt

Euch Flegeln geb ich den Bescheid.

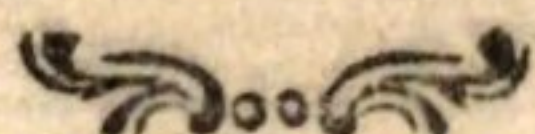
mag zu gewissen Zeiten und unter gewissen Umständen schon oft ihre bezweckte Wirkung gethan haben, aber sie wird sicher von einem jeden Herrn oder Beamten sehr Uebel angebracht, wenn er es mit Bauren zu thun hat, welche sich etwas mehr als Ochsen und Flegel zu seyn fühlen; Selbst dann, wenn der Bauer so tief herabgesunken ist, daß er die höhnendsten Beschimpfungen, womit der Ton und die Sprache eines übermüthigen Herrn ihn erniedrigt, gar nicht mehr zu fühlen scheint, und er sich dieselben mit einer kriechenden Demuth gefallen läßt, wird doch dadurch in seinem Herzen ein geheimer *bitterer Haß* erzeugt und genährt, welcher dann oft unter gewissen Umständen in eine grimmige Wuth übergeht, die fürchterlich wild und grausam alles zerstört, worüber sie herfällt. Sehr viele grausenvolle



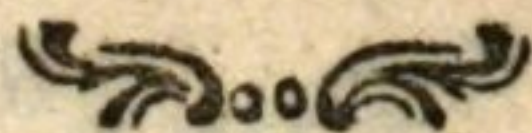
volle Ereigniffe in der alten fo wie in der neuften Gefchichte find, was wohl nicht genug bedacht wird, aus diefer Urfache entftanden: Es ift daher wenigftens allemal fehr unklug, wenn durch etwas, das doch leicht zu vermeiden und niemals nothwendig ift, in das Herz des gemeinen Mannes, fey er Bürger oder Bauer, eine gehäßige und bittere Befinnung gepflanzt wird, und es wäre zu wünfchen, es möchte von allen Herrn und Amtleuten in unfrem Vaterlande gefagt werden können, dafs fie fich in ihrem Reden und Benehmen alles höhnnenden Stolzes und Trozes enthalten, und jedem braven und rechtſchafnen Manne, wenn er auch in einem Bauren-Kittel vor ihm fteht, diejenige Achtung beweifen, auf welche er als folcher einen gerechten Anspruch zu machen hat.

Besteht aber ein Volk größtentheils aus Männern, wie die Eidgenoffen waren; aus Männern, bey welchen die Würde der Freyheit und Selbstständigkeit ein ererbtes und immer, auch in groffen Gefahren

ren



ren mit Muth und Entschlossenheit behauptetes *Nationalgut* ist; aus Männern, von welchen jeder seine größte Ehre *darinn* findet und stolz *darauf* ist, an dieser gemeinsamen Würde theil zu haben; aus Männern, welche vermöge ihres ganzen sittlichen und politischen Zustandes sich selbst *achtbar fühlen*, einander *Achtung beweisen*, und auch von Aussen, von mächtigen Staaten und ihren Häuptern *Achtung zu erhalten* gewohnt sind; so muß einem solchem Volke von allem was ihm widerfahren könnte, der höhrende Trotz eines Tyrannen bey weitem das unerträglichste seyn: Räubereyen durch ungerechte Strafen oder Auflagen sind eine Herausforderung des *Eigennuzes*, welcher einen erlittenen Verlust lieber verschmerzt, als zur Abwendung desselben alles auf's Spiel setzt: Höhnender Trotz hingegen greift nicht bloß die äußern Güter, er greift *den Mann selbst an*, er ist eine Herausforderung des Männerfinnes; er empört und reizt das Ehr- und Kraftgefühl zum Kampf und Widerstande. Es wird daher die Entstehung des Bundes zum Aufstande wider die tyrannischen



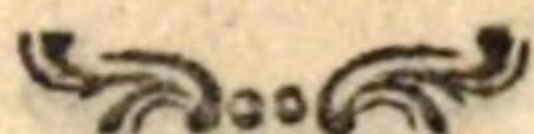
nischen Landvögte in den Waldstätten in jenem bekannten alten Reim, wie mich dünkt sehr treffend beschrieben —

Als Demuth weint' und Hochmuth lacht

Da ward der Schweizer Bund gemacht.

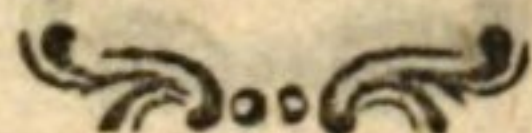
„Als (so würde ich diesen alten Reim umschreiben,
 „wenn ich ihn erklären müßte) Als das Volk in
 „den Waldstätten von den tyrannischen Vögten miß-
 „handelt wurde, ertrug es den schweren Druk lange
 „in ruhiger Geduld; es fühlte ihn schmerzlich, und
 „klagte bescheiden aber vergeblich; es litt und seufzte;
 „als aber die stolzen Tyrannen in ihrem Uebermuthe
 „der Unterdrückten spotteten, sie beschimpften und
 „höhnten; da erwachte das Männergefühl; die Ge-
 „höhnerten vereinigten sich und spannten ihre Kräfte
 „an, Ehre und Freyhit zu retten, Schimpf und
 „Schmach abzuwenden, und dem Troze der Tyran-
 „nen ein Ende zu machen“.

Was die Tyrannen thaten, mußte jeden wa-
 kern Mann zum ernstesten Nachdenken aufwecken, und
 in



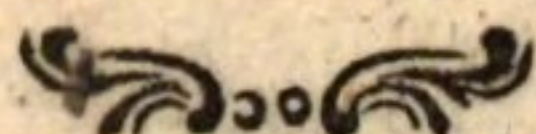
in der Geschichte eines jeden Tages lag Veranlassung und Reiz dazu; da mag wohl mancher voll Aerger und Unmuth bey sich selbst gedacht haben — „Wie
„lange wollen *wir*, *so viele* einst freye und tapfere
„Männer, uns von jenen *wenigen* Böfewichtern wie
„elende Slaven und schwache Memmen mißhan-
„deln lassen? *Sie* raubten uns Recht und Freyheit
„und Eigenthum, und was thaten *wir*? Wir jam-
„merten und klagten; was halfs? — *Sie* sind nur
„ü bermüthiger und frecher geworden; sie machen
„es von einem Tage zum andern immer nur ärger;
„und was thut *wir*? — wir dulden und schwei-
„gen. Was Wunders, daß sie uns verachten, über
„uns lachen und spotten! Was Wunders, daß sie
„unfre Brüder vor unsern Augen in ferne Gefäng-
„nisse schleppen; daß sie nicht nur unser Vieh weg-
„nehmen, sondern uns höhrend zumuthen, wir
„sollen uns selbst, wie geduldige und stumme Och-
„sen an das Joch spannen lassen; daß sie nicht nur
„mit knechtischer Demuth verehrt seyn wollen, son-
„dern auch in ihrem übermäßigen Stolze befehlen,

Wir



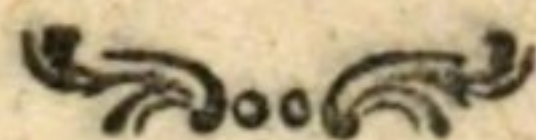
„wir sollen uns vor ihrem leeren Hute beugen;
„dafs sie uns nicht nur unterdrücken, sondern uns
„schon mit Verachtung behandeln, und uns trozen
„als ob wir bereits mit Slaven-Ketten gebunden
„kraftlos zu Boden lägen. Aber noch sind wir *das*
„nicht, was die Tyrannen aus uns machen wollen;
„noch sind wir Männer; noch haben wir Arme und
„Muskeln, und Mark und Kraft, und Muth und
„Waffen; noch sind wir geneigt und entschlossen
„zu thun, was Eids- und Bunds-Genossen geziemt.
„Ha! wenn nur auch einmal einer das Zeichen
„gäbe; wenn doch nur einer von jenen Männern,
„auf welche aller Augen gerichtet sind, sich an
„unfre Spitze stellte, und des Patrioten Stimme in
„unfern Thälern erschallte — „„Auf zu den Waf-
„fen! kommt, lafst uns die Tyrannen verjagen,
„„ihre festen Mauren niederstürzen, all ihrem Pla-
„„gen und Trozen ein Ende machen, und Ehre
„„und Freyheit retten!““ — Freudig folgten wir
„dieser Stimm, wir kämen alle, nur wen Alter
„und Krankheit zwänge, würde zurückbleiben.“

Aber



Aber noch mußten die braven Männer *den Gedanken an einen bewafneten Aufstand* tief in ihrer Brust verbergen; noch durften sie ihn in ihren vertrautesten Gesprächen nicht laut werden lassen; aber es giebt eine Sprache, welche brave Männer *oft sprechen*, ohne es zu wollen, und sie *verstehen*, ohne sie in einer Schule gelernt zu haben; eine Sprache, von welcher Tyrannen zwar auch die Buchstaben sehen, und darüber, wie Belfazer über die wunderbare Schrift an der Wand, erschrecken, ob sie gleich dieselbe nicht lesen können: Jener Gedanke ward zwar nicht mit Worten ausgesprochen, aber an dem trüben, düstern Blike, an dem finstern Staunen, an dem bittern Tone des Unmuthes, an den Zügen und Mienen eines versteckten Grames erkannten sich die Theilnehmer dieses Gedankens, und wünschten, daß er sich bald aus einer Brust in die andere ergießen, in Worte und Thaten übergehen möchte.

Wenn



Wenn patriotische Männer den edelmüthigen Entschluß gefaßt haben, ihr Vaterland von Tyrannen zu befreyen, so werden sie ihn mit desto mehr Vorsicht verbergen, je mehr ihnen das Gelingen desselben am Herzen liegt; sie werden in dem Verathe nicht blos ihre eigne Gefahr, sondern noch vielmehr das Mißlingen ihres edeln Zwekes fürchten, und darum das Land sorgfältig untersuchen und prüfen, auf welches sie den Saamen der Freyheitsgedanken austreuen wollen, damit er nicht zu Grunde gehe, oder vertilgt werde. Despoten- und Tyrannen-Macht ist ein Ungeheuer mit *langen Armen*, aber von *schwachen Füßen*; es reicht weit, aber es steht nicht fest; im fernen Kampfe wird es immer siegen, wenn man ihm aber im nahen Kampfe zu Leibe geht, so wird es leicht über den Haufen geworfen. Noch immer, wo es gelang die Tyranney zu stürzen; ward die Vorbereitung dazu im Stillen gemacht, man faßte zwar das Schwerdt entschlossen, es zu gebrauchen, aber man behielt es verborgen in der Scheide und trat leise einher :

Erst



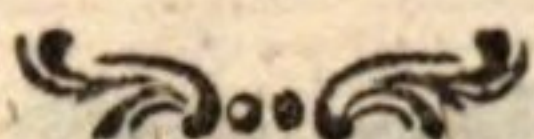
Erst in der Nähe des Ziels rifs das Feldgeschrey, Freyheit! das Schwerdt aus der Scheide, und die Tyranny fiel unter den Streichen desselben in den Schut ihres Thrones, oder sie ward blos durch den Schrecken über das Feldgeschrey, wie ein Fantom, in Nichts verwandelt.

Es lag nun alles daran, *Wer* zuerst von dem, was alle dachten und fühlten, und sich in aller Gemüther herumtrieb, sprechen; mit *Wem* er darüber sprechen, welche Mafsregeln diese ersten Sprecher beschliessen, und welche Richtung sie der Stimmung geben würden, vermöge welcher bey weitem der grösste Theil des Volks von der Nothwendigkeit eines Aufstandes wider die tyrannischen Vögte überzeugt und dazu geneigt war: Alles lag daran, dafs sich diese ersten Sprecher nur aus reinen patriotischen Trieben der Rettung des Vaterlandes weihten, und mit weiser Ueberlegung beschloffen, was sie mit getrostem, festem Muthe ausführen wollten. Ein wakeres Weib, sagt die Geschichte,



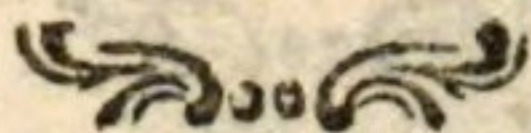
schichte, Stauffachers Gattin war es, welche zuerst den Gedanken an die Befreyung des Vaterlandes in der Seele ihres Mannes belebte, und ihn zur Ausführung desselben ermunterte: ob es gleich nicht möglich ist, die Manier und den Ausdruck, die edle Einfalt und das Kraftvolle des Gespräches, welches sie über diesen Gegenstand mit ihrem Manne hielt, darzustellen, so ist doch der Inhalt desselben theils leicht zu vermuthen, theils hat uns die Geschichte wenigstens Etwas davon aufbehalten.

Ohne Zweifel gaben ihr die neuesten Begebenheiten Anlaß den traurigen Zustand des Vaterlandes ihrem Manne zu Gemüthe zu führen: Sie erinnerte ihn an Gesslers drohende Rede, die ihnen ihres neuen Hauses wegen schon so vielen Kummer gemacht: Sie erzählte und schilderte der Reihe nach alle Ungerechtigkeiten, Räubereyen und Bubenstücke der Tyrannen, und nannte die Landleute alle mit Namen, welche Gewalt und Unrecht leiden mußten, denn im Detail der Erzählung besitzt das weibliche



liche Geschlecht eine besondere und eigene Stärke: Stauffacher hatte es freylich nicht nöthig, von seiner Gattinn an den Zustand seines Vaterlandes erinnert zu werden, denn er kannte und fühlte ihn; aber das alles, was davon zu sagen war, mit einer natürlichen Beredsamkeit zusammengestellt, und ihm von seiner Gattinn, die er liebte, ins Herz gesprochen, mußte doch dem Mann auffallen, und eine starke Wirkung thun. Natürlicher Weise gieng aus ihrem Gespräche bald die Frage hervor: *Ob?* und *Wie?* zu helfen sey?

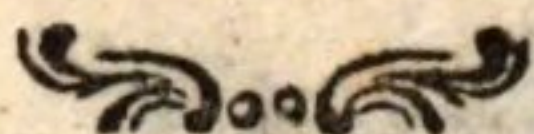
Die Stauffacherinn (denn auch das ist in der weiblichen Natur) meinte voreilig und rasch, so viele Biedermänner werden mit so wenigen Böfewichtern bald zu Ende seyn; sie konnte vielleicht nicht begreifen, was da noch viel zu überlegen seyn möchte; es seye kaum möglich, daß die Tyrannen noch etwas Aergeres thun können, um der Männer Zorn zu reizen, sie aufzuweken und zu Thaten anzutreiben, die Zeit und Noth erheischen; denn nicht



nur schalten und walten sie über das Vermögen der Landleute nach ihrem Belieben, sondern sie versuchen es auch schon mit ihren Weibern und Töchtern: Zwar sey ihnen dieser Versuch bis jezt noch übel bekommen, aber wenn die Männer von Art und Baumgartner bey ihren Brüdern keinen Schutz finden, wenn sie von diesen geächtet oder getödet werden, so dürfte kein Weib und kein Mädchen sich sicher dünken: Doch könne die Frechheit der Tyrannen nicht mehr lange dauern, und es gäbe schon im Lande Männer genug, welche ihren Unmuth und ihre Klagen laut hören lassen, und welche gern über die Tyrannen herfallen möchten, wenn nur ein Patriot es wagen wollte, ihr Anführer zu seyn.

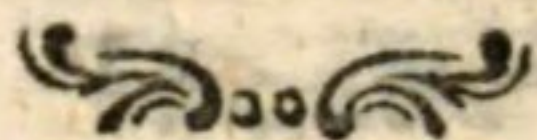
Stauffacher lächelte vielleicht der weiblichen Kühnheit, aber gefeztere Ueberlegung, die Männern ansteht, zeigte ihm die späteren Folgen der an sich nicht schweren Unternehmung; er dachte an die Rache eines mächtigen Königs; er sah ein zahlreiches

ches



ches Heer als Werkzeug derselben, in das Land einrücken, welches demselben nur einen kleinen Haufen entgegenstellen konnte; seinem Geiste vorüber schwebte ein fürchterliches Bild des jämmerlichsten Zustandes, in welchen das Vaterland sinken müßte, wenn der mächtige Feind die Oberhand behalten sollte: Ueber diesen Gedanken und Bildern verlor er sich in ein tieffinniges Staunen, und seine Brust hob sich schwerathmend unter der Last seines Kammers. Er entdeckte dann auch seiner Gattinn die Ursache desselben, und beschrieb ihr das Schwierige und Mißliche der Unternehmung, zu welcher sie ihn aufgefordert hatte.

Das verständige Weib begrif die Stärke seiner Einwendungen, fühlte das Gewicht seines Kammers, rechtfertigte seine Besorgniß, und billigte seine Bedachtsamkeit. Gleichwohl ließ sie den Muth nicht sinken, und statt von ihrem Versuche abzustehen, gab sie ihren Ermunterungen nur eine solche Wendung, welche der Stimmung ihres Mannes und



seinen gegründeten Einwendungen angemessen war.—

„Lieber Mann! sagte sie, da die Noth so groß und
 „doch so schwer zu helfen ist, so wäre wol gut
 „und vonnöten, dafs üwer etlich, die einander
 „vertruwen dörftind, heimlich zu Rat zefamen
 „giengind und Nachdenken hättind, wie Jr des
 „mutwilligen Gewalts abkommen möchtind, und
 „einander verhiessind bizestan, und by der Gerech-
 „tigkeit zu schirmen, so wurd üch Gott one Zweifel
 „nit verlassen, so wir Jn von Herzen anruffend: Er
 „habe, setzte sie hinzu, in den Ländern Uri und
 „Unterwalden achtbare Bekanntschaften, denen er
 „vertruwen, sin Noth klagen, und von diesen Din-
 „gen Unterred haben dörfte.“ *)

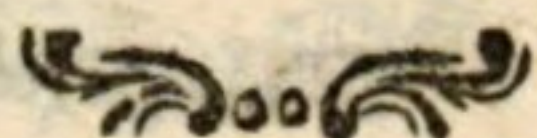
Die Sprache dieses weiblichen Schweizerhelden
 mag zwar manchem einfältig dünken, aber derjeni-
 ge müßte doch sehr blödsichtig seyn, welcher in
 dieser Rede das Passende und Reichhaltige nicht
 sehen

*) Tschudi ir Thl.



sehen könnte. Sie will, wie aus ihren Worten deutlich erhellet, daß einige Patrioten, die einander bereits als zuverlässige Männer kennen, zusammentreten, und über den Zustand des Vaterlandes, so wie über die besten Mittel ihm zu helfen, einander ihre Gedanken und Vorschläge vertraulich mittheilen; daß sie sich vorsichtig unter der Hülle des Geheimnisses verborgen halten; daß sie diejenigen sorgfältig auswählen, welche sie an der Berathschlagung wollen theilnehmen lassen; daß sie keinen niedrigen oder ungestümmen Leidenschaften Raum geben, und keinen andern Zweck sich vornehmen als, der tyrannischen Gewalt und der Ungerechtigkeit abzuhelpen; daß sie ihre Kräfte zusammensetzen, und sich ihrer gemeinschaftlichen treuen Mitwirkung durch einen Bund versichern; daß sie sich durch Schwierigkeiten und Gefahren nicht abschrecken lassen, sondern sich auf ihre gerechte Sache stützen, und ihren Muth durch die Hoffnung auf Gottes Beystand stärken; daß sie sich nicht durch eitle Hoffnungen einschläfern, nicht

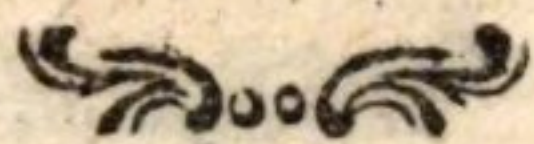
län.



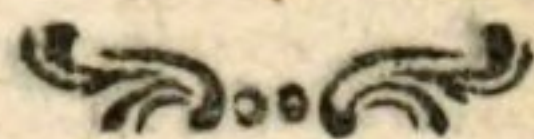
länger zögern, sondern die Hand ans Werk legen; daß sie nicht bloß einzeln auf Rettungsmittel sinnen, und über ihren Gedanken brüten, sondern sich mittheilen; daß einer einmal mit dieser Mittheilung den Anfang machen, hingehen und diese wichtige Angelegenheit zwischen vertrauten Freunden zur Sprache bringen, und — daß dieses zuerst ihr Mann thun solle. Das war es, was die Stauffacherinn wollte, und kaum hätte ein kluger Patriot etwas besseres wollen und rathen können.

Wenn die Schweizerinnen der heutigen Zeit auf diese vaterländische Heldinn stolz wären, so würde ihnen dieses ohne Zweifel rühmlicher seyn, als wenn sie nicht einmal ihren Namen kennen, oder das Schöne und Edle ihres Charakters und ihres Benehmens nicht achten, weil sie sich dieselbe freylich nur in einer altmodischen Tracht am Spinnrocken sitzend denken können: Man sieht übrigens doch an ihrem Beyspiele, daß es Fälle geben kan, wo es gut ist, wenn das weibliche Geschlecht sich

über



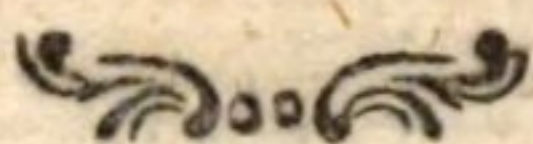
über Kleinigkeiten, über Puz und Mode u. d. gl. erhebt, und an dem Wohl oder Weh des Vaterlandes noch größern Antheil nimmt, als an dem Schiksale eines Romanhelden. Die Stauffacherinn liebte ihren Mann und ihr Vaterland, und ihr schönen Nachkommen dieses treflichen Weibes! Solltet ihr derselben nicht von Herzen gut seyn, solltet ihr über sie die Nase rümpfen und ihren Patriotismus bespötteln können, so würdet ihr euch, freymüthig zu sagen, eines häßlichen Undanks schuldig machen. Es ist hier zwar nicht der Ort, den Schweizerinnen unsrer Zeit einen Sermon zu halten, auch fühle ich in mir weder Lust, noch Beruf dazu, aber den Wunsch kan ich nicht zurückhalten, daß jeder Schweizer mit allem Nachdruke des väterlichen Ernstes seiner Tochter sagen möchte, daß sie dem Vaterlande auch etwas schuldig sey; daß sie als Mädgen und vornehmlich als Mutter gar vieles thun könne, was dem Vaterlande wichtigen Nutzen oder Schaden bringt; daß die Rücksicht auf diesen Nutzen oder Schaden jeder Bürgerinn gezieme, und
in



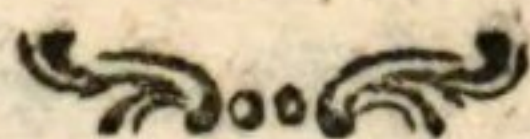
in der Reihe ihrer Pflichten nicht die unterste Stelle einnehme; daß die Gefinnung der Stauffacherinn noch jetzt ein schöner Schmuck der Schweizerinnen seyn würde, und — daß die Liebe und Achtung eines rechtschaffenen Mannes zu besitzen und zu verdienen, wie die Stauffacherinn sie besaß und verdiente, einem Weibe mehr Ehre bringe, ihrem Herzen mehr Zufriedenheit und reinern Genuß verschaffe, als wenn ein ganzes Duzend Pflastertreter sich beeifern, ihr zu schmeicheln und Ihr den Hof zu machen.

Für den Werner von Stauffach waren die Vorstellungen seiner Gattinn kein beschwerliches und unnützes Weibergeschwätz, welches der Mann oft zur Hälfte vergißt, ehe es zu Ende ist; sie hatten vielmehr so viel Gewicht bey ihm, daß er sich entschloß, das große Werk der Befreyung anzufangen, und ihrem Rathe zufolge zur Theilnehmung an demselben vertraute Freunde aufzufodern. Es muß eine große, rührende Scene gewesen seyn, als der

reise.

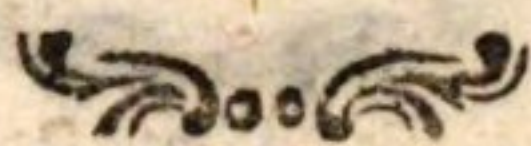


reifefertige Stauffacher von seiner Gattinn Abschied nahm. Mir ist, ich sehe es, wie er in der Fülle der Kraft und Mannheit einherschreitet, mit ernstgefalteter Stirne und Liebeglänzendem Auge seinem edeln Weibe die Hand bietet; wie Sie mit offenen Armen ihm entgeneilt, sich an seine Brust schmiegt; wie er sie umfaßt und an sein Herz drückt; wie sie nach einer langen Pause inniger und sprachloser Empfindung einander die Hände fassen; sie drücken, und dann — mir ist ich höre ihn sprechen — „Lebe wohl, liebes Weib! Wenn ich wieder komme, muß das Werk angefangen seyn, oder es ist nichts zu hoffen: Zwar ich wage viel, sehr viel: „Aber es muß seyn; die Noth erfordert's; die „Pflicht gebietet's; mein Herz treibt mich; das Vaterland ruft mir; Lebe wohl“ — und Sie — „Hab' ich das nicht gewünscht? und nun; da es „geschieht, sieh' lieber Mann! so wird deinem „Weib bange für dich; fühle, wie mir das Herz „klopft, die Hand zittert, O! ich möchte dich bitten — — — aber ich darf, ich will dich nicht „zurück-



„zurückhalten: Männer müssen auch etwas wagen
„und Gott vertrauen; ohne Gefahr geschieht nichts
„Großes; was du thust, Stauffacher! ist für das
„liebe Vaterland: Gott segne dein Vorhaben! Gott
„geleite dich!”

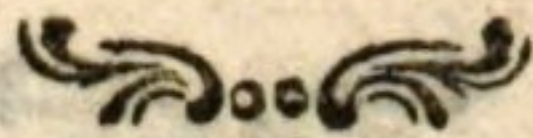
Stauffacher gieng. Ein wichtiger, fruchtbarer Augenblick, an welchen große Begebenheiten geknüpft waren, und von welchem die Wohlfahrt eines ganzen Volkes und der Nachkommenschaft desselben auf lange Zeit abhieng. Stauffacher auf dem Wege nach *Brunnen* wandeln, die Reden seines Weibes und die Lage seines Vaterlandes überlegend, auf Rettungsmittel sinnend, und alles zu wagen beschließend, war unter allen Männern, die damals unter freyem Himmel wandelten, der Würdigste von dem Genius der Freyheit begleitet zu werden: Auf ihn war das Auge der Vorsehung vorzüglich gerichtet, denn er sollte einen Plan ausführen, den *sie* beschlossen hatte, und unendlich mehr ausrichten, als er selbst dachte und wünschte.



Von *Brunnen* schiffte er nach *Uri*, und eilte nach *Altdorf* zu *Walther Fürst*, um sein volles Herz in den Schoos seines Freundes auszuschütten, und ihn für den Dienst des Vaterlandes anzuwerben.

Aber noch ehe er sich seinem Freund entdeckte, suchte er die Stimmung des Volks zu erforschen, was ihn wenig Mühe kostete, weil diese Stimmung im Reden und im Schweigen der Landleute merklich und sichtbar war: Wenn er auf einen Trupp von Männern stiefs, die mit einander vertraut waren und von welchen ihn einer oder mehrere kannten, die darum auch glaubten in seiner Gegenwart ohne Gefahr sprechen zu dürfen, so ergofs sich dann ihr Unmuth in drohenden Schmähungen über *Gesslers* Trotz und Tyranney und in bittere Klagen über ihren bedrängten Zustand, der freylich um vieles schlimmer als derjenige ihrer Brüder von *Schwyz* war: Auch vernahm er bey einer solchen Gelegenheit, dafs selbst der Landammann von *Uri*, der biedere *Werner von Attinghausen* sich habe verlauten lassen —

„Man



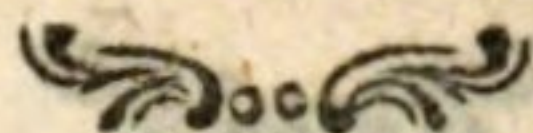
„Man werde den Muthwillen der Landvögte nicht
„mehr lange dulden“ — Bey andern konnte er das,
was sie nicht sagten, leicht auf der düstern Stirne
lesen; selbst der misstrauische, scheue Blick, und die
sichtbare Zurückhaltung kündigte ein wichtiges Ge-
heimniß an, welches sie zu verbergen suchten, und
ein Patriot, der sich in völlig gleicher Gemüthslage
befand, hatte keine Erklärung nöthig, um zu wissen,
was für ein Geheimniß in der Brust dieser Männer
verborgen seyn möchte. Nachdem sich Stauffacher
durch seine Beobachtungen von der Gesinnung des
Volks hinlänglich unterrichtet hatte und überzeugt
war, daß er mit dem, was er jetzt selbst zu thun
vorhatte, nur den allgemeinen Wunsch des Volks
erfüllte, so säumte er nun nicht länger, seinem Freund
Walther zu eröffnen, welches eigentlich die Absicht
seines Besuches sey: Er erzählte ihm, was in Schwiz
überhaupt und besonders auch zwischen ihm und
Gefßler vorgefallen seye; was für ein Gespräch diese
Vorfälle zwischen ihm und seinem Weibe veranlaßt
haben, und wie er den Entschluß gefaßt, mit ihm
sei-



seinem Freund und Bekannten, zu welchem er das meiste Zutrauen habe, zu Rathe zu gehen, wie dem bedrängten Vaterlande zu helfen seyn möchte. *)

Walther Fürst freute sich über die patriotische Gesinnung und über das Zutrauen seines Freundes, lobte und billigte den klugen Rath seines nicht minder patriotisch gesinnten Weibes, und erklärte sich, daß ihre Gesinnungen und Wünsche vollkommen zusammentreffen, und daß er zur Befreyung des Vaterlandes aus allen Kräften mitzuwirken entschlossen sey. Nachdem er dann seinen Freund *Stauffer* von allem, was seit einiger Zeit in Uri und Unterwalden, besonders aber von der Geschichte *Heinrichs* und *Arnolds* aus dem Melchthal genauer unterrichtet hatte, entdeckte er ihm, daß dieser *Arnold* sich heimlich in *Altdorf* aufhalte, und bey ihm als Freund und Verwandter seine Zuflucht genommen habe. Diesem Flüchtling, setzte er hinzu, dürfen wir unsre Angelegenheit ohne Bedenken anvertrauen;

*) Tschudi in Theil.



„trauen; Er ist zwar noch ein junger Mann, aber
 „klug und bieder; sehr unternehmend und kühn,
 „rasch und feurig, aber die Erfahrung und fein
 „hartes Schicksal hat ihn Mäßigung und Selbstbeherr-
 „schung gelehret: In Unterwalden ist ihm nicht nur
 „seine weitläufige und angelehene Verwandtschaft
 „sondern auch das Herz des ganzen Volkes zugethan:
 „Schon einigemal hat er sich, ungeachtet der Nach-
 „stellungen *Landenbergs*, eben so vorsichtig als kühn,
 „in sein Vaterland zu seinen Freunden begeben, und
 „bey denselben für unsern Zweck trefflich vorgear-
 „beitet. Dieser Mann ist uns unentbehrlich und er
 „verdient es mehr als kein anderer, daß wir ihm
 „an unsrer Berathschlagung theil nehmen lassen“ —
 Stauffacher gab diesem Vorschlage freudigen Beyfall,
 und es wurde sogleich eine Zusammenkunft verabre-
 det, in welcher dann auch Arnold gegenwärtig war. *)

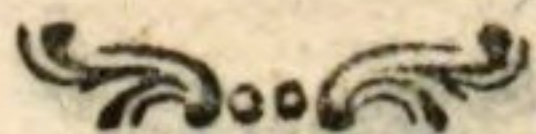
Es läßt sich eine Darstellungsart der vaterländi-
 schen Geschichte denken, welche noch niemals ver-
 sucht worden ist, und welche gleichwohl meines

Be-

*) Tschudi ir Theil.



Bedünkens von großem Nutzen seyn könnte. Unfre Vorfahren haben wie bekannt, mehr gehandelt als gesprochen, aber so sehr ihnen dieses zum Ruhme gereichen mag, so wäre gleichwohl zu wünschen, daß uns die Geschichte nicht blos ihre Thaten erzählen möchte, sondern uns auch von dem Wenigen, was sie nothwendig sprechen mußten, etwas mehreres aufbehalten hätte, weil, was doch für ihre Nachkommen sehr lehrreich seyn dürfte, daraus zu ersehen wäre, wie sie gedacht, was für Vorstellungen, Meinungen, Grundfäze, Triebe und Neigungen sie bestimmt haben, in ihrer jedesmaligen Lage so und nicht anders zu handeln. Dieser Wunsch könnte einigermaßen erfüllt werden, wenn uns geschikte Männer durch patriotische Vorträge nach dem Muster der Griechen und Römer darstellen würden, was die in den Haupt-Scenen der vaterländischen Geschichte handelnden Personen, historischer Angaben zufolge und vermöge ihres Charakters und der obwaltenden Umstände vermuthlich gesagt *haben*, oder hätten sagen *können* und *sollen*. Freylich müßten Männer dieses thun, welche einen freyen und republikanischen Sinn, reinen Patriotismus, große Talente und vorzügliche Kenntniß besitzen, und an welchen ein Unternehmen dieser Art *keine verwegene Anmaßung* scheinen könnte. Man sieht wohl, daß sich solche Vorträge von den so beliebten,
und



und wohl nicht mit Unrecht so strenge getadelten historischen Romanen gar sehr unterscheiden würden; aber vielleicht sieht man es weniger ein, wie sehr sie dazu dienen könnten, die Ansicht der Geschichte zu beleuchten und zu erweitern; das Interesse derselben zu erhöhen; neue Gesichtspunkte zur Beurtheilung der wichtigsten Begebenheiten zu eröffnen; die Aufmerksamkeit auf die Hauptmomente zu lenken, und in der Betrachtung derselben festzuhalten; patriotische Neigungen und Triebe zu erregen; den Geist des Bürgers über das Egoistische und Kleinliche zu erheben; seinen Sinn für das Gemeinnütziges und Große zu bilden, und in seinem Herzen die heilige Flamme der Vaterlandsliebe anzuzünden.

Die Geschichte hat uns von der Zusammenkunft jener drey Männer nur das Resultat aufbehalten, aber, da sie in Walther Fürsts Hause gehalten wurde, so ist es doch wohl wahrscheinlich, daß *Er* in derselben das vorhabende wichtige Geschäft durch einen Vortrag wird eingeleitet haben; und da kan ich dem Reize, welcher in der Lage dieser versammelten Patrioten und in dem großen Zwecke ihres Beyammenseyns liegt, nicht widerstehen eine Nachbildung jenes vermuthlichen Vortrags zu wagen. Die Mittheilung derselben muß ich aber, weil mir heute nicht genug Zeit übrig bleibt, auf eine andere Gelegenheit versparen.

VI.

Vorlesung.

Walther Fürsts Rede,

ein Versuch.

Omnes qui magnarum rerum consilia fuscipiunt
estimare debent, an, quod inchoatur, Reip:
utile, ipsis gloriosum, aut promptum effectu,
aut certe non arduum sit. Simul ipse, qui
suadet, considerandus est, adjiciatne consilio
periculum suum: et, si fortuna coeptis affuerit,
cui summum decus acquiraretur.

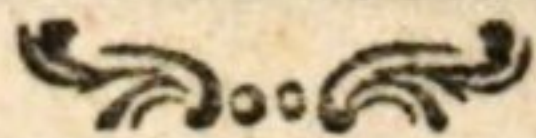
Tacitus.

— — — Quid enim? concurritur: horæ Mo-
mento cita mors venit, aut victoria læta.

Horatius.

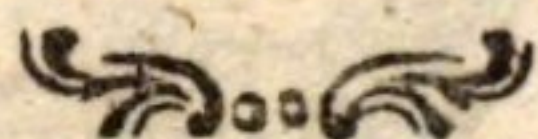
P. P.

Wenn ich heute den Versuch wage aus der Seele eines alten Patrioten einen Vortrag zu halten, so geschieht es wahrlich nicht, weil ich mir einbilde durch denselben alle die Zwecke zu erreichen, die ich für erreichbar ansehe, und welche ich in meiner letzten Vorlesung benannt habe: Auch geschieht es nicht, um meine Zuhörer zu täuschen, und ihnen Dichtung für Wahrheit zu geben: allein, ob ich gleich nicht weiß, *Wie* und *Was* Walther Fürst zu den in seinem Hause versammelten Freunden gesprochen hat, so ist doch dasjenige, was ich ihm in den Mund lege, nicht eigentlich *Dichtung* zu nennen; denn es ist entweder *Darstellung der Lage*, in welcher sich das Vaterland dieser Männer befand, und für die Wahrheit derselben bürgen zuverlässige Geschichts-

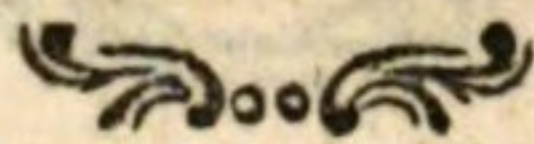


quellen; oder es ist *Darstellung der Gesinnung* eines Patrioten in der beschriebenen Lage, und da ist es doch wohl der Wahrheit nicht zuwider, wenn ich ihn sagen lasse, daß er dasjenige thun *wolle*, was er — wirklich that; über die *moralische* und *psychologische Wahrheit* dieser Darstellung mag, Hin. und Freunde! (Sie sind ja Schweizer und freye Bürger) Ihr eigen Herz und Gefühl entscheiden: Nach dieser Verwahrung gegen alle Täuschung kan ich mir nun auch den mißlichen Versuch ersparen, die Sprache des dreyzehenden Jahrhunderts nachahmen zu wollen. Ich darf wohl annehmen, weil es offenbar in den Umständen liegt, daß Walther Fürsts Anrede an seine Freunde sich vornehmlich damit wird beschäftigt haben, was für Mafsregeln man zu ergreifen habe, um die gänzliche Unterjochung von dem Vaterlande abzuwenden; ob zu diesem Ende ein Aufstand gegen die Landvögte nothwendig, rathsam, rechtmäfsig sey, und was man dabey zu hoffen oder zu befürchten habe. Dieser Voraussetzung Zufolge konnte er sagen.

„„Theu-

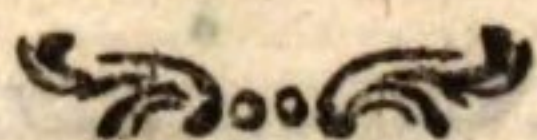


„„Theure Freunde! Euch den traurigen Zustand der Bedrückung, in welchem sich unser Freyheitgewohntes Volk befindet, schildern zu wollen, hiesse einen Theil der kostbaren Zeit verschwenden, welche wir besser zum Nutzen und Frommen des bedrückten Vaterlandes anzuwenden beschloffen haben. Ihr habt es wahrlich nicht nöthig, daß man Euch dasjenige schildere, was euch nur zu gut bekannt ist, was ihr selbst auf eine so schmerzliche Weise erfahren musstet; *Braver Stauffacher!* Warum fürchtest du für dein Haus und Eigenthum? *Arnold!* junger Mann! so edel und so bieder! Warum bist du gleichwol ein verfolgter Flüchtling? Warum darf der Freund, der dich schonen, dein Sohnes Herz nicht verwunden will, einen Namen nicht nennen, der dir heilig und theuer ist? Männer! warum müssen wir, um von dem Zustande des Vaterlandes sprechen zu dürfen, uns hinter verschlossene Thüren verbergen, wie Verbrecher, die auf ein Bubenstück finnen? O! wenn die Tyranney in einem Lande wie ein grimmiges Raubthier wüthet, und jedem
mit



mit scharfen Klauen und aufgesperrtem Rachen droht, so braucht man nicht zu rufen — „Seht das Ungeheuer! vertilgt es, damit es euch nicht vertilge.“ Das gräßliche Bild desselben schwebt vor der Seele und empört das Gefühl jedes Biedermannes, und was der Edle von Attinghausen sagte, *Der Muthwille sey zu groß, als dass Männer ihn ertragen können*, ist aus dem Herzen des ganzen Volks und vornehmlich auch aus unserm Herzen gesprochen. Ist es nicht deswegen, weil wir die Tyranney nicht mehr ertragen können, nicht mehr ertragen wollen, warum wir uns hier versammelt haben? Wir sind hier, nicht um einander von dem, was in unserm Lande geschehen ist und geschieht, zu unterrichten; nicht um darüber Herz- und muthlos zu jammern und zu klagen; auch nicht um zu überlegen, ob wir der Tyranney steuern wollen oder sollen: Wir sind hier, um uns zu berathen, wie dasjenige, was jeder bey sich selbst schon ausgemacht und beschloffen hat, am besten auszuführen sey; was wir von jezt an zu thun haben, um die Freyheit unsers Vaterlandes zu retten.

Der

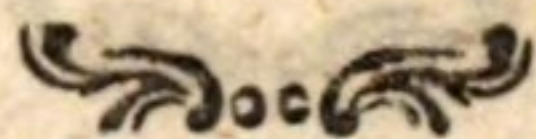


Der Gegenstand dieser Berathschlagung ist allerdings von der höchsten Wichtigkeit, aber gleichwohl kan er uns nicht viel Zeit und Ueberlegung kosten: Wer von mehreren möglichen Mitteln, zu seinem Zwecke zu gelangen, alle bis auf eines ohne Erfolg angewandt hat, der hat dann weiter nichts mehr zu überlegen als — ob er seinen Zweck aufgeben, oder noch das *einzigste, letzte Mittel*, das ihm übrig bleibt, gebrauchen wolle. Ihr wißt, Männer! wie vieles man schon versucht hat, um von dem König Gerechtigkeit und Schuz für unfre Rechte und Freyheiten zu erhalten: Ihr wißt, was unfre Bitten und Vorstellungen, unfre Klagen und Beschwerden, was alle unfre Gefandtschaften gefruchtet haben: Ihr wißt, daß der König unser Feind ist, und unfre Unterjochung beschlossen hat. Wir baten ihn um die Bestätigung unsrer Freyheiten; Er aber reichte uns mit freundlicher Miene seinen *Scepter* dar, und verlangte mit glatten Worten, daß wir ihn küssen und uns demselben unterwerfen sollten: Wir wollten die zu theure Gnade nicht annehmen;

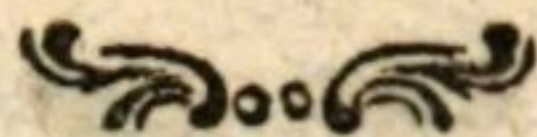


men; das nannte er einen *Schimpf*, für welchen er sich an unsrer Freyheit zu rächen drohte: Wir verlangten die gewöhnliche Verwaltung der Reichsoberherrschaft durch einen Reichsvogt; er gab uns *Despoten*, die im Namen eines uns ganz fremden Herrn eine unrechtmäßige und willkürliche Gewalt ausübten: Wir klagten über diese Despoten, da gab er uns *Tyrannen*: Wir beschwerten uns über diese Tyrannen; aber statt ihrem Muthwillen Gränzen zu setzen, und ihnen einen Zaum anzulegen, scheint er sie vielmehr gegen uns *aufgehetzt* zu haben, denn seitdem mußten wir sie in unserm Lande wie grimmige Thiere wüthen sehen.

Von diesem Könige, der so gegen uns gesinnet ist, und uns so behandelt hat, ist kein Schuz zu hoffen, und es kann nun wohl auch ferners keinem mehr zu Sinn kommen, Schuz bey ihm suchen zu wollen, nachdem er unsre Gefandten ohne sie anzuhören mit Verachtung von sich gewiesen, und sie den höhrenden Beschimpfungen seiner Hoffschranzen

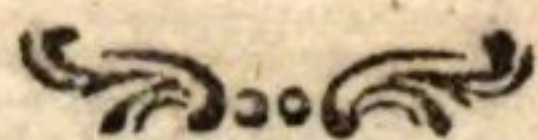


Preiß gegeben hat: Noch vielweniger ist daran zu denken bey einem *Gefßler* oder *Landenberg* für Recht und Gerechtigkeit etwas auszuwirken; jede noch so bescheidene, mit noch so viel Mäßigung vorgebrachte Beschwerde würden sie als ein todeswürdiges Verbrechen bestrafen, und es wäre einem braven Manne eher möglich, von ihnen die grausamste Mißhandlung zu erdulden, als sich vor solchen nichtswürdigen Buben bis zu vergeblichen demüthigen Bitten zu erniedrigen, und damit ihrem Stolze zu huldigen. Wir müssen entweder unser Vaterland den Tyrannen Preiß geben und uns seine völlige Unterjochung gefallen lassen, oder, wenn wir die Unterjochung abwenden und die Freyheit retten wollen, so müssen wir das einzige Mittel ergreifen, das uns noch übrig bleibt: Freylich ist dieses Mittel mit Gefahren verbunden, und hät' ich es mit schwachen und kleinherzigen Menschen zu thun, so würd ich es kaum nennen dürfen, denn der bloße Name könnte sie in Schrecken setzen; es heißt: *bewaffneter Aufstand*. *Ihr, Freunde!* Ihr erschreckt nicht weder
über



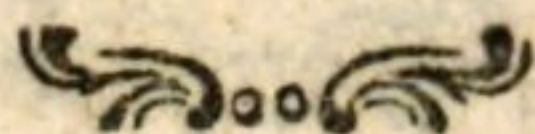
über das Wort, noch über die Sache, weil sie gefährlich ist: Nein, Ihr seyd Männer, und Männer, die einen grossen Zweck im Auge haben, fragen nicht, wenn man ihnen ein Mittel vorschlägt — Ist für uns Gefahr dabey? sondern sie fragen nur — Ist es *gerecht*? Ist es *nothwendig*? Ist es *zwekmässig*?

Wenn wir uns von der Oberherrschaft des Reichs losmachen wollten, so könnte dieses ungerecht scheinen, obgleich auch darüber Vieles zu sagen wäre; denn die Oberherrschaft des Reichs in unserm Lande ist nur so lange rechtmässig, als wir von der Macht desselben bey unsern Rechten und Freyheiten geschützt werden: Allein wir müssen auch den Schein des Unrechts vermeiden, damit bey dem Volke kein Zweifel an der Gerechtigkeit der Sache, für die es fechten soll, statt finde; damit der Verläumdung aller Vorwand benommen werde, und damit wir selbst, es mag erfolgen was da will, mit getrostem Herzen und reinem Bewusstseyn handeln können; Die Rechte, welche das Reich und
an-



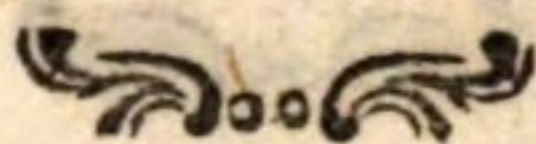
andere Herren und Klöster in unserm Lande haben, sollen von uns nicht in Anspruch genommen, nicht verletzt werden, aber die Rechte und Freyheiten, die wir von unsern Vätern ererbt haben, wollen wir vertheidigen und behaupten; Unser Vaterland soll bleiben was es war, und wir wollen bleiben, was unsere Väter waren: Die alte Verfassung und den alten Zustand unsers Vaterlandes wieder herstellen und die ungewohnte neue Tyranney hinwegschaffen, nur dieß ist unser Zweck: Niemand kan an demselben etwas Unrechtes finden; wohl aber könnte man sagen, daß wir ein unzulässliches und ungerechtes Mittel ergreifen, und daß ein schlechtes Mittel niemals durch einen guten Zweck geheiligt wird. Dieser Vorwurf wäre allerdings gegründet, wenn wir die friedlichen und rechtlichen Mittel nicht schon vergeblich versucht hätten; so aber fällt aller Tadel und alle Verantwortung auf diejenigen zurück, welche uns bis auf den Punkt getrieben haben, der ungerechten Gewalt der Tyranney die gerechte Gewalt der Nothwehr entgegen setzen zu müssen.

Es



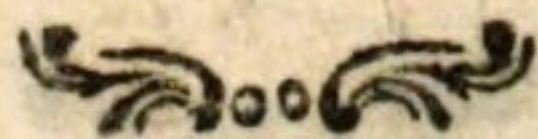
Es ist des Königs Pflicht uns bey unsern Rechten gegen die Tyranney zu schützen. Er hat uns diesen Schutz versagt; aber daraus folget doch wahrlich nicht, daß wir unsre eigne Kraft, womit wir uns helfen können, nicht gebrauchen dürfen, oder daß wir unsre Hände ohne Widerstand den Ketten darbieten müssen, womit uns die Tyrannen an das Slaven-Joch fesseln wollen. Nicht wider das Reich, nicht wider den König, nicht wider einen verfassungsmässigen Reichsvogt, sogar auch nicht wider die Tyrannen, sondern wider die Tyranney, wider die gesetzwidrige, unrechtmässige, despotische Gewalt, welche unser Vaterland unterdrückt, und uns auf eine so grausame, empörende Weise mißhandelt; *nur wider diese Gewalt* soll und muß der bewafnete Aufstand gerichtet seyn, welchen zu veranstalten ich euch vorgeschlagen habe; und darinn liegt eben so wenig etwas *Ungerechtes*, als wenn ich mich, von der Hülfe der Justiz verlassen, gegen eine Gewalt, die mein Eigenthum und mein Leben bedroht, gegen Räuber und Mörder, die

mich



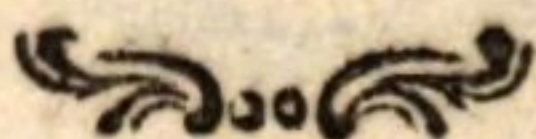
mich anfallen, zur Wehr seze. Gern hät' ich euch ein sanfteres, minder gefährliches Mittel vorschlagen mögen, aber die Wahl steht nicht bey uns, wir müssen thun, wozu uns die Tyrannen zwingen, Alles Unheil, was aus der vorgeschlagenen Maßregel entspringen mag, ist nicht unsre Schuld. Fluch den Tyrannen! welche ein freyes Volk in die traurige Nothwendigkeit versetzen, zwischen dem Unglück der Unterjochung und dem Unglück des Krieges wählen zu müssen; welche uns herausfordern: *Beugt euch unter das Joch, oder greift zu den Waffen: Werdet Slaven oder kämpft.*

Um euch zu beweisen, daß ein bewaffneter Aufstand eben so *nothwendig* als *gerecht* sey, müßt' ich weiter nichts sagen als — *Erinnert euch an alles, was in unserm Vaterlande bereits geschehen und euch selbst widerfahren ist; gehet hin und sehet was jezt geschieht; und bedenkt, was in der Folge noch geschehen wird: Aber jedes Wort mehr über diesen Punkt wäre zu viel: Wir haben nur zu über-*



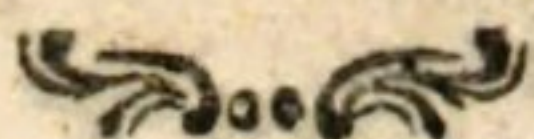
überlegen, ob dieser Aufstand *bald*, und — ob er durch *uns* veranstaltet werden müsse? Das einzige, was einer längeren Geduld zu einer scheinbaren Entschuldigung dienen könnte, wäre die Hofnung, daß bey der nächsten Thronerledigung ein besser denkendes Reichsoberhaupt uns diejenige Gerechtigkeit werde wiederfahren lassen, um welche wir den König Albrecht, der uns haßt, nur nicht mehr ansprechen dürfen: Allein, wenn eine solche eitle Hofnung Männer, wie ihr seyt, einschläfern könnte, so würd ich an der Rettung der Freyheit verzweifeln; O mein Vaterland, so bist du verloren! Denn, nicht davon zu reden, daß die bessere Gefinnung eines künftigen Thronfolgers etwas sehr unsicheres ist; nicht davon zu reden, daß der nächste Thronfolger höchst wahrscheinlich wieder ein Fürst aus dem so mächtigen Hause Oestreich seyn, und daß diesem die Vergrößerung seines Hauses auf Unkosten der freyen Reichsländer und Städte nicht weniger wird am Herzen liegen; so ist nichts gewisser als, daß unser Vaterland, wenn der Zustand der Unterjochung

noch



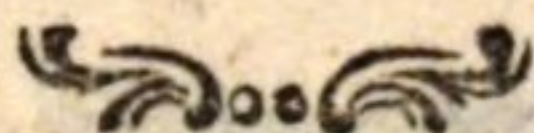
noch einige Jahre dauert, sich aus demselben gar nicht mehr, oder doch unendlich schwerer erheben wird, als es jezt noch geschehen kan. Sollten wir warten, bis die Tyranny ihre Macht verstärkt, von allem sich Meister gemacht und ihre Herrschaft gegründet und befestiget hat? Warten sollten wir, bis das Volk erniedrigt und danieder gebeugt, jede Sehne seiner Kraft gelähmt und abgespannt, sein Geist ermattet, sein Muth erstorben ist; bis sein Rücken unter dem Joche steif geworden und alle Schnellkraft verloren hat? Nein, laßt uns das schwere Werk der Befreyung mit gefunden und starken Männern unternehmen, mit Kranken und Siechen ist nichts auszurichten: Die Stimme der Freyheit kan nur Lebendige aufrufen und in Bewegung setzen, aber sie kan nicht Todte aufwecken.

Noch ist Muth und Kraft in unserm Volke, noch lebt und wirkt in ihm der Geist unsrer Väter; und wir haben nicht zu fürchten, daß es unserem Rufe, aufzustehen um Freyheit und Vaterland aus den
Klauen



Klauen der Tyranny zu reißen, nicht folgen werde; wohl aber ist zu befürchten, daß es, eh' wir ihm rufen, aus sich selbst und ohne uns wider die Tyrannen aufstehen möchte. Es kan euch nicht entgangen seyn, daß die Gährung bey dem Volke bereits auf einen Punkt gestiegen ist, der einen nahen Ausbruch vermuthen läßt: Wie wäre es möglich, daß ein stürmischer Haufe, der blos dem Antriebe der Leidenschaft folgt, ein Unternehmen glücklich ausführen könnte, welches eine sehr vorsichtige Leitung erfordert, wenn es gelingen soll: Der an sich gerechte Zorn des Volkes würde in glühenden Eifer und wilde Hize übergehen: Die lautesten Schreyer und die heftigsten Stürmer würden alle übrigen hinreißen: In der Verwirrung und im Tumulte der Leidenschaften würden von den rohesten und schlechtesten Ausschweifungen begangen werden, von welchen das ganze Volk die Schuld tragen müßte; dadurch würde die gute Sache mit dem schwarzen Brandmale des Verbrechens beflekt und der bessere Theil des Volks von der wirkamen

Theil-

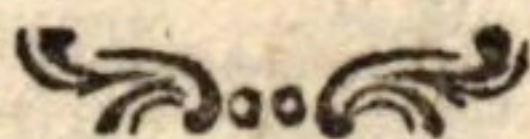


Theilnahme an der entweihten Sache abgeschreckt werden, oder es würde ein unseliger Zwist entstehen. Eigensucht würde wider den Gemeinfinn, Muth wider die Ueberlegung, Leidenschaft wider die Vernunft kämpfen: Dieser innere Kampf würde, die nöthigen Vertheidigungs - Anstalten theils verhindern, theils vereiteln, und die gewaltsame Unterjochung der Waldstätte nur zu sehr erleichtern: Alle fänden Ursache ihr Schicksal zu bejammern, und nur diejenigen wären zu beneiden und glücklich zu preisen, welche im fruchtlosen, verzweifelten Kampfe für die Freyheit den Tod gefunden hätten, und das Unglück des Vaterlandes nicht mehr sehen müßten.

Wollen wir dieses Unglück verhüten, so müssen wir uns mit andern verständigen Männern *ungesäumt* an die Spitze des bedrängten und aufgebrachten Volkes stellen, und *schleunig* Mafsregeln nehmen, den allgemeinen Wunsch desselben in Erfüllung zu bringen: Wir haben uns keine Mühe zu geben, das Volk zu gewinnen und zu stimmen; eine un-

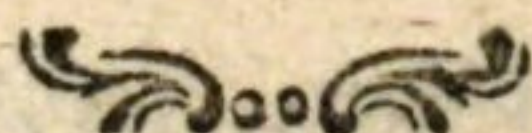


ferm Zweck angemessenere Stimmung wäre kaum zu wünschen, als welche die Tyranney selbst bey dem Volk hervorgebracht hat, und eben diese Stimmung enthebt uns auch der Nothwendigkeit das Geheimniss unsers Planes sehr vielen anvertrauen zu müssen, was doch immer mit der Gefahr einer zu frühzeitigen Entdekung verknüpft wäre. Jezt, da uns das Herz des Volkes ergeben ist, da wir noch seine Liebe und sein volles Zutrauen besitzen, haben wir die Leitung des Aufstandes ganz in unsrer Gewalt; der Inhalt des Waffenbundes, die Anordnung der wichtigen Unternehmung, die Art und Zeit ihrer Ausführung, die Wahl der Anführer und Theilnehmer in allen drey Waldstätten, das alles hängt jezt noch von uns ab: Wenn wir aber durch längeres Zögern das Zutrauen des Volks verscherzen; wenn die gespannten und gereizten Empfindungen desselben unsrer Unentschlossenheit und unsrer langsamen Ueberlegung zuvorkommen; so wird es uns nicht mehr möglich seyn, die Leitung der großen Sache in unsre Hände zu bekommen; so werden wir



wir das verlorne Zutrauen nicht wieder erhalten; so wird das Volk seine Anführer, die es im Tumulte gewählt hat, oder die sich aus Eifer selbst an seine Spitze gestellt haben, nicht wieder von sich stoßen, um uns an ihre Stelle zu setzen, und diese werden sich ihr Ansehen von uns nicht wieder entreißen lassen: Einer gleichgültigen oder übelwollenden und unpatriotischen Gesinnung verdächtig, verachtet oder gehafst, werden wir von aller Mitwirkung ausgeschlossen, der zerstörenden Verwirrung und dem einbrechenden Verderben des Vaterlandes unthätig zusehen müssen, und es nicht hindern können.

Wenn alles bisher gesagte uns nicht bestimmen könnte, das Werk der Befreyung zu *beschleunigen*, so giebt es doch noch eine Betrachtung, welche allein vermögend wäre, uns zur Eile und zur Thätigkeit anzu-spornen; *diese* nämlich, daß, indem wir unentschlossen zögern, die Tyrannen nicht aufhören thätig zu seyn: Wie viele Ungerechtigkeiten und Gewalthätigkeiten können sie nicht in kurzer

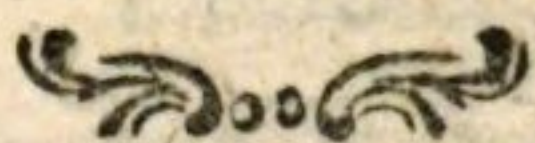


Zeit verüben? Wie viel Unheil stiften? Wie viel Böses thun? Wie viel Jammer und Unglück über einzelne Unschuldige und ganze Familien bringen? Was mögen sie wohl thun oder beschließen, während wir hier versammelt sind? Von diesem Al-
 lem würde, so lange wir keine Anstalten dagegen treffen, ein grosser Theil der Schuld auf unfre Seele fallen: Ja, so oft ich von tyrannischen Misshandlungen unsrer Brüder hören, oder sie selbst mit ansehen müßte, so oft würde mir wie einem Verbrecher zu Muthe werden, der die Schuld einer bösen That auf seinem Gewissen hat; so oft müßt ich mir selbst den schneidenden Vorwurf machen — „das hättest du hindern sollen, und hast es nicht gethan.“

Freunde! es ist heilige, dringende Pflicht für uns, und für Niemand so sehr wie für *uns*, daß wir ungesäumt Hand an das grosse Werk legen: Auf *uns* ist die Aufmerksamkeit des Volks vornehmlich gerichtet; vornehmlich von *uns* hat, und erwartet es Rath und Trost und Hülfe, und wer ist

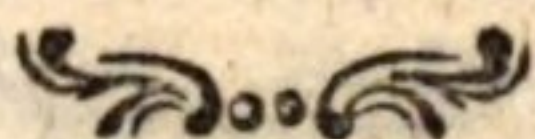


geschikter, die Hofnung und den allgemeinen Wunsch des Volks zu erfüllen als *wir*? *Wer* hat so viele Mittel in Händen, das Unternehmen auszuführen? *Wer* hat so viel Gewicht und Einfluß bey dem Volke? *Wer* kennt den Geist des Volkes so gut und weiß ihn besser zu leiten? *Wem* wird es so leicht eine Verbindung von auserwählten, zuverlässigen und entschlossenen Männern zu Stande zu bringen? *Wem* ist die Natur und das Maafs unsrer Kräfte, und was durch dieselben auszurichten möglich ist, besser bekannt? *Wer* kan die Tyranny mehr verabscueuen und das Joch derselben schmerzlicher fühlen? *Wessen* Herz nimmt wärmern Antheil an dem Zustande des Vaterlandes? *Wer* ist mehr von der Empfindung der Pflicht durchdrungen sich selbst für das Heil und die Rettung desselben aufzuopfern? *Wer* hat eine stärkere Neigung diese zu erfüllen? In *wessen* Brust lodert die heilige Flamme der Vaterlandsliebe lebendiger und reiner? O! sie soll nicht erlöschen diese Flamme; wir *dürfen*, wir *können* nicht unterlassen zu thun, wozu sie uns antreibt, sie ist ein göttliches Feuer:

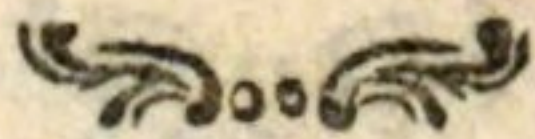


Feuer: Gott hat sie vom Himmel in unfre Brust gefand, und uns durch dieselbe zu dem großen Berufe geweiht und tüchtig gemacht, die Retter unsers Vaterlandes zu werden.

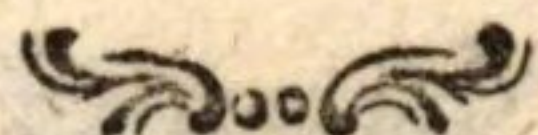
Dieser Beruf hat uns mitten zwischen die größte Ehre und Schande hingestellt: Wir können einer unauslöschlichen Schande nicht entgehen, wenn wir zurüktreten, wenn wir stille stehen, wenn wir nicht entschlossen vorwärts schreiten, um den Kranz der Ehre zu verdienen. Bleiben wir unthätig und lassen es geschehen, daß das Vaterland ohne Widerstand von den Tyrannen unterjocht, oder durch eine planlose und tumultuarische Volksbewegung der Raubfucht eines Despoten überliefert wird, so ruhet auf unserm Andenken der schwarze Schandfleck, daß wir das Vaterland verlassen und verrathen haben; so müßten wir wünschen, daß mit der Freyheit auch unfre Namen zu Grunde gehen, daß sie von unsern Kindern vergessen, von keinem unserer Nachkommen jemals genannt werden möch.



möchten. Erfüllen wir aber unfre Pflicht und unsern Beruf, und gelingt es uns die Freyheit zu retten, so stellt uns die Geschichte in die Reihe jener braven und edeln Männer, deren Thaten die Nachwelt mit Lob und Beyfall und Wohlgefallen liest: An der geretteten Freyheit werden wir ein rühmliches und ehrenvolles Denkmal zurücklassen; unfre Nachkommen werden dieses Denkmal immer vor Augen haben, bey dessen Ansicht dankbar an uns denken und unser Andenken segnen, so lange sie die Freyheit schätzen und das Vaterland lieben: Die Namen *Stauffacher*, *Anderhalden*, *Fürst* und wie jeder Patriot heißen mag, der sich noch an uns anschließt und die Gefahr des großen Werkes mit uns theilt, werden den kommenden Geschlechtern theur und ehrwürdig seyn, und man wird nicht vergessen sie zu nennen, wenn das Herz des Jünglings und des Mannes zu patriotischen Gefinnungen und heldenmüthiger Aufopferung für Freyheit und Vaterland erwärmt und begeistert werden soll.



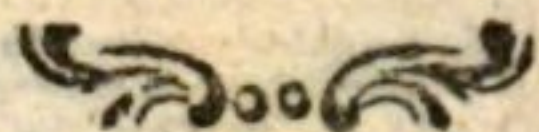
Ist es aber auch *wahrscheinlich*? Ist es *möglich*?
dass wir durch einen bewafneten Aufstand unsern
Zwek erreichen, die Tyranny besiegen und das
Vaterland retten werden? Wahrscheinlich oder nicht;
möglich oder nicht: Genug es ist das *Einzig*e, was
wir noch thun können: Genug wir müssen *dies* oder
Nichts thun; und gesetzt, es wäre kaum ein guter
Ausgang zu hoffen, so würde *ich*, so würdet *ihr*,
wakere Männer! doch lieber den hoffnungslosen
Kampf der Verzweiflung kämpfen, als euch ohne
Widerstand unter ein schändliches Joch beugen wol-
len. Allein wir sind nicht ohne Hoffnung; die Ty-
ranny ist nicht unüberwindlich; ihre Kraft liegt
nur in der *Meinung* des Schwachen, in der *Furcht*
des Unterdrückten; ihre Macht ruht nur auf *Scla-*
vengehorsam, wird *dieser* versagt, so verschwindet
auch *jene*: Nur der Träge und Feige ist Slave; wer
handelt und kämpft ist schon frey noch ehe er sieget:
Das Verhältniß zwischen dem Despoten und Unter-
drückten, zwischen dem Tyrannen und dem Slaven
hört auf, sobald letzterer den Muth hat des ersteren
Feind-



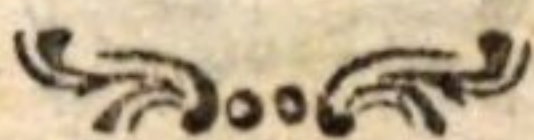
Feind zu seyn; jener hat nichts mehr zu gebieten, weil dieser nicht mehr gehorcht; das Schwerdt hat sie geschieden, der Kampf muß entscheiden; und der Ausgang des Kampfes zwischen tapfern Männern und Tyrannen kan nicht Slaverey seyn, sondern er ist entweder geringeres Uebel, oder das größte, auch des blutigsten Kampfes würdige Glück, ist *Tod* oder *Freyheit*.

Der Tyrannen sind wenige, und es ist nicht nöthig, daß wir das ganze Volk in Bewegung setzen, um das Land von ihnen rein zu machen: Es ist nur eine kleine Anzahl tauglicher Männer was wir bedürfen, und diese zusammenzubringen kan uns nicht schwer fallen. Jeder von uns hat Bekannte und Freunde, aus denen wähle er die Tauglichsten, aber er sey vorsichtig und strenge bey dieser Wahl: Es müssen unzweydeutige Patrioten, verständige, biedere, herz hafte und tapfere Männer seyn, an die wir uns wenden; wem eine dieser Eigenschaften fehlet, der taugt nicht für uns: Wir dürfen bey

die-

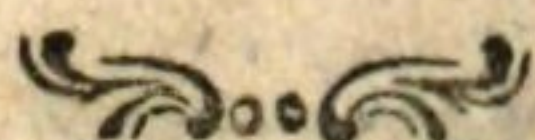


dieser Wahl nicht zweifeln, wir müssen gewiss seyn, denn die *Schwäche* oder das *Verbrechen* eines einzigen feigen oder schlechten Mannes könnte die *Tapferkeit* und die *Tugenden* aller übrigen für das Vaterland fruchtlos machen und ihr ganzes Werk vereiteln. Wenn die Zahl derjenigen, die wir selbst gewählt haben, nicht zureicht, so überlassen wir es diesen, aus ihren Bekannten und Freunden, die sie besser als wir kennen, die Tauglichsten auszuwählen, und mit denselben die nöthige Zahl auszufüllen: Als denn versammeln wir uns unter der Hülle der Nacht an einem verborgenen Orte, um die Zeit und die Weise festzusetzen, wann und wie unser Vorhaben ausgeführt werden soll. Wir wollen uns auf den hartnäckigsten Widerstand gefaßt machen, aber noch lieber durch den Schrecken einer kühnen Ueberraschung dem Widerstande zuvorkommen, damit das Mörderische eines Kampfes vermieden werde. Durch unsere Schuld soll kein Unheil geschehen; wir wollen den Tyrannen nichts nehmen, als nur ihre ungerechte Gewalt; wollen ihnen kein Leid zufügen, son-



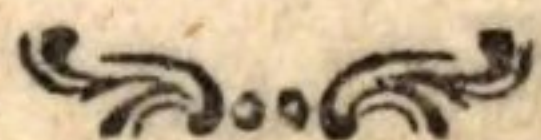
sondern den köstlichen Raub aus ihren Klauen reißen : Gelingt die Ueberraschung, so soll sie die Tyrannen und ihre Helfer keinen Tropfen Blutes, ihre Weiber und Kinder keine Thräne kosten: Wir bestrafen sie mit Verachtung, beschämen sie durch Grobsmuth, führen sie unbeschädigt über die Gränzen, und lassen sie schwören, niemals mehr unser Land zu betreten.

Mit der Vertreibung der Vögte ist aber unser Werk nur erst *angefangen*, höchstens nur die *leichtere* Hälfte verrichtet. Laßt es uns nicht verhehlen; es wartet ein harter, schwerer Kampf auf uns, denn der König Albrecht wird unsre gerechte Nothwehr als Aufruhr und Empörung ansehen und uns als Aufwiegler bestrafen, an dem Volk aber seine Drohung erfüllen und es aller seiner Freyheiten berauben wollen: Darum, sobald dasjenige, was leichter und besser durch *Wenige* geschieht, gelungen ist; so bald wir die Tyrannen weggeschafft und uns ihrer Burgen bemächtigt haben, so ist es nöthig, daß wir das Volk



Volk in allen drey Waldstätten auffordern, zur Behauptung und Vertheidigung der geretteten Freyheit durch einen feyerlich beschwornen Bund seine gesammte Kraft zu vereinigen. Zwar dürfen wir es uns wohl nicht einbilden, daß unsre gesammte Kraft der Macht des Hauses Oestreich in die länge widerstehen könnte, wenn sie von einem so geschikten und tapferen Heerführer, wie Albrecht ist, wider uns allein angewandt würde: Aber das ist es gerade nicht, was wir zu fürchten haben: Wir werden *nicht lange allein* wider Oestreich auf dem Kampfplaze stehen: Albrecht hat im deutschen Reiche viele nicht verächtliche Feinde die nichts so sehr wünschen als, daß seinem Stolze und seiner unerfättlichen Habsucht Gränzen gesetzt werden möchten, und diese werden auch auf dem Kampfplaze hervortreten, so bald sie glauben es mit Vortheil thun zu können: Viele von seinen Unterthanen an unsern Gränzen ertragen seine Herrschaft ungern; die meisten hassen ihn und gehorchen ihm nur, weil sie ihn fürchten. Gleichwohl dürfen wir dem täuschenden Gedanken

nicht

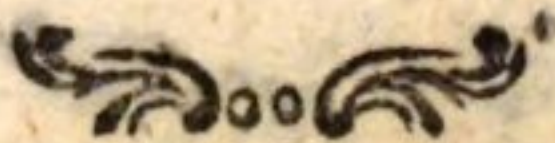


nicht Raum geben, als hätten wir von den Feinden oder von den mißvergnügten Unterthanen Albrechts einige Hülfe zu erwarten; was man *für sich selbst* nicht wagen dürfte wird man nicht *für uns* wagen. Wir haben keine andere Aussicht als, daß wir den Kampf *allein* bestehen müssen; aber ein einziger Sieg kan und wird für uns entscheidend seyn: Albrechts Feinde werden dann kühner hervortreten, und viele von seinen vermeinten Freunden ihm abtrünnig werden: Es wird dann hie und da manches Schwerdt gegen ihn gezückt werden, welches die Furcht vor seiner unbefiegbar geglaubten Macht jezt noch in der Scheide hält: Er wird dann anderwärts so viel zu thun bekommen, daß ihm, die Waldstätte zu bekriegen wohl eine geraume Zeit nicht mehr zu Sinn kommen dürfte. Indessen kan unser Bund durch gute Anstalten mehr innere Festigkeit, und durch neue Verbindungen mehr Ausdehnung und Kraft erhalten; denn niemand findet leichter Freunde und Zutrauen als der Tapfere, besonders wenn er glücklich und sieghaft ist.



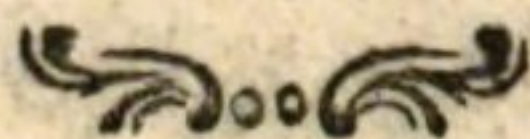
Von unserm *Schwerdt* also, von dem *Ausgange* einer *Schlacht* hängt unser Schiksal ab, und wir dürfen hoffen, daß dieser Ausgang für uns nicht unglücklich seyn wird: Wir sind zwar nur ein kleines Volk, aber ein Volk das aus starken Muth- und Kraftvollen Männern besteht; und ein solches Volk, wenn es für sich, für seine Weiber und Kinder, für Haus und Heerd, für Freyheit und Vaterland, für Ehre und Eigenthum streitet; wenn es sich in die Nothwendigkeit versezt sieht, alles was ihm heilig und theuer ist, einbüßen oder — *siegen zu müssen*; ein *solches Volk* kan Wunder thun, kan ein furchtbares Heer und die Kunst des geschiktesten Feldherrn zu Schanden machen.

Wie groß die Gefahr seyn mag, die uns droht, wir werden ihr die Stirne bieten und niemals den Rücken kehren, doch müssen wir uns auf dieselbe gefasst machen, damit sie, wenn sie in ihrer furchtbaren Gestalt erscheint, uns nicht überrasche und die Besonnenheit raube, daß wir mit der Wuth und dem



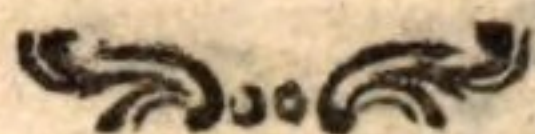
dem blinden Eifer der Verzweiflung kämpfen, wo wir die Ueberlegung eben so sehr als des Muthes bedürfen. Albrecht hat uns das Lob der Tapferkeit ertheilt und uns diese Ehre angethan, indem er uns zu gleicher Zeit die Schande einer freywilligen Unterwerfung zumuthete; ein Widerspruch, der freylich nur in der Seele eines Despoten möglich ist: Er wird uns ohne Fehl auch die Ehre anthun, mit einem zahlreichen Heere über uns herzufallen. Aber laßt uns dieses Heer getrost in unserm Lande erwarten, dessen Natur es dem Feind nicht gestattet, von der Menge allen erwünschten Vortheil zu ziehen, uns hingegen Vorthteile gewähret, welche, wenn wir sie mit Klugheit und Muth benützen, den Nachtheil der kleinen Zahl aufwiegen: Laßt seyn, Albrechts Heer sey zehnmal stärker an Zahl als die Mannschaft, welche wir ihm entgegenstellen können; dennoch haben wir es nicht Ursache, an dem Sieg zu verzweifeln: In einem grossen Heere sind *nicht alle tapfere Krieger*, und im Kampfe zählt man nicht, *wie viel* ihrer sind, man sieht nur die, welche

che



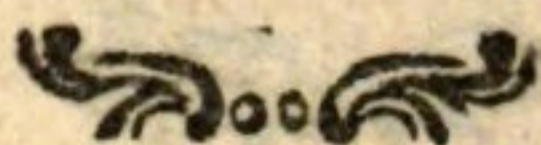
che in der *Nähe streiten*, und hat es nur mit denen zu thun, welche *standhalten*: Jemehr ihrer sind, desto weniger werden unfre Streiche fehlen, und haben wir einmal die Tapfersten besiegt, so dienen die übrigen nur dazu, die Verwirrung zu vermehren, die Niederlage gröfser und den Sieg blutiger und glorreicher zu machen.

Jhr seht, Männer! was wir *zu thun*, was wir *zu hoffen* und *zu fürchten* haben, wenn wir das Vaterland retten wollen: Jhr seht, es ist uns ein schönes, großes, seltenes Loos gefallen. Was wir in dieser Stunde beschliessen, entscheidet für unser ganzes Volk, was es seyn und werden soll: In unsern Händen liegt das Wohl und Weh unsers Vaterlandes: In unsrer Mitte hängt die Waage, auf welcher das Wohl unsrer Brüder, unfre Pflicht, unfre Menschen- und Männer-Würde, unfre Ehre, die Ehre und Freyheit unsers Vaterlandes *unserm Leben* gegen über liegt: Der Entschluß, den wir jetzt fassen, muß der einen oder andern Schaaale
das



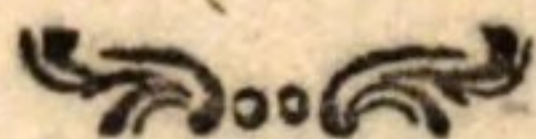
das Uebergewicht geben; *sobald ihr sprecht*, wird die eine sinken, indem die andere steigt.

Für die große Sache der Freyheit kämpfen und unser Leben schonen, ist *unvereinbar*, wir müssen das eine dem andern vorziehen, das eine dem andern aufopfern: Wer an dem Leben hängt; in wessen Augen es größern Werth hat als Freyheit und Vaterland, der taugt für nichts Großes, der taugt nicht dazu, an der Spitze seines Volks einem mächtigen Feind das Schwerdt zu bieten: Wem das Leben das höchste Gut ist, der wird kleinmüthig und feig, sobald er es in Gefahr sieht; der ist der Sklave eines jeden, der es bedroht; und er ist fähig, in der Nähe der Todesgefahr vor einem Tyrannen auf die Knie niederzufallen, um das Leben zu betteln, für diese Gnade ihm alles hinzugeben, ihm zu dienen mit knechtischem Gehorsam, und für ihn zu arbeiten im Schweiß seines Angesichts.



Einer solchen kleinmüthigen Schätzung des Lebens sind Männer nicht fähig, welche den ehrenvollen Beruf in sich fühlen, Freyheit und Vaterland zu retten: Wären wir hier? und würden wir von dieser Unternehmung sprechen? wenn nicht jeder von uns entschlossen wäre, den schweren Kampf zu bestehen, ohne welchen sie nicht statt finden kan, wenn es uns Mühe kostete, dem großen Zwecke dieser Unternehmung unser Leben zum Opfer zu bringen, und wenn uns dieses Opfer zu kostbar dünkte. Unser Leben erhält seinen Werth nicht durch ein unnützes und unrühmliches Daseyn; den *größten Werth* geben wir ihm, wenn wir durch eine gemeinnützige Wirksamkeit, oder durch eine heldenmüthige Hingebung desselben vielen Tausenden unsrer Brüder ein freyes und glückliches Leben erwerben, und in dem Bewustseyn, dieses zu thun, besteht der *höchste Genuss* unsers eigenen Lebens: Sollt ich mich täuschen? sagt Männer! Habt ihr euch jemals so groß, so erhaben, so selig gefühlt als jezt in dem Bewustseyn eures Entschlusses? Und dieser Entschluß führt

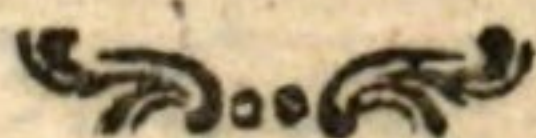
uns



uns in jedem Fall, im Leben oder im Tode, einem glänzenden Ziele entgegen.

Wenn die Gefahr unser Leben verschont; wenn wir auf dem Schlachtfelde aus der Hand des geretteten Vaterlandes den Siegeskranz und den Freudenbecher empfangen; wenn im Jubel des Triumphes der Ruhm unsrer Thaten aus dem Mund unsrer Brüder erschallt; wenn wir unser Werk in dem schönsten Schimmer der Vollendung sehen, und in unsrer Brust einen Himmel von Wonne fühlen: was ist mit einem solchen Moment, mit einem solchen Genuß zu vergleichen?

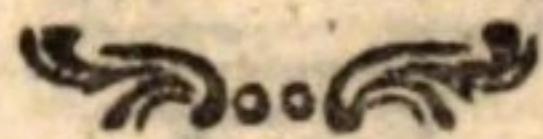
Sterben wir aber auf dem Feld der Ehre den Tod fürs Vaterland, so gewinnen wir auch in diesem Fall mehr als wir verlieren: Wir verlieren nichts, als was auch der Furchtsame mit all seiner ängstlichen Sorgfalt nur um einige Tage länger erhalten kan: Was liegt daran? ob die Flamme unsers Lebens einige Augenblicke früher oder später, zitternd nach Nahrung lächzend, langsam auslöscht, oder ob



sie von einem Sturmwind plötzlich ausgeblasen wird :
 Wer dem Sturm und dem Tode mit kühner Stirne
 entgegen geht , erwirbt sich Ehre ; aber auch Mieth-
 linge , welche ihr Leben und ihre Freyheit um einen
 elenden Sold verkaufen , und welche der Commando-
 Stab in die Schlacht treibt , sterben den Tod der
 Gefahr. *Mit einer guten That enden* , das ist die *Haupt-
 sache* , nur *dies* ist groß und wünschenswerth.
 Nicht das Schlachtfeld ; nicht das Schwerdt des
 Feindes , sondern der *Zweck* , *für welchen* und die
Gefinnung , *mit welcher* man stirbt , ist es , was dem
 Tode Glanz und Adel giebt.

„Nur der freye , tugendhafte Mann weiß durch
 „edles Gefühl den Augenblick des Todes zu einer
 „heiligen Flamme zu machen , aus der sein Leben
 „geläutert , wie ein Phönix hervorgeht , um ein
 „Licht auf dem Pfade der Uebrigen zu seyn : Groß
 „und glücklich im Tode der Gefahr ist nur der Patriot ,
 „dessen Leben mit Ehren sinkt , wie eine Sonne un-
 „tergeht , in ferner Zeiten tiefer Nacht noch seines

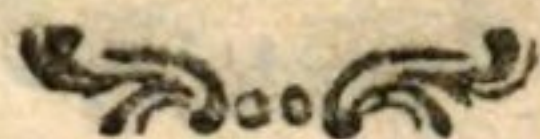
„Da.



„Daseyns Nachglanz zeigt: Nur der es gefühlt, mag
„sagen, was es ist, stehen für Vaterland und Frey-
„heit den Tod um sich her. Wenn der Stolz sei-
„ner Väter um die Wange glüht; wenn jede Nerve
„bey der Sorge ums allgemeine Beste sich spannt;
„wenn unter Tod und Leichen die Zuversicht unsrer
„eigenen Kräfte, jenes erhabene alles übertreffende
„Gefühl einer schauervollen, tief erschütternden An-
„strengung uns umgiebt, und der Gedanke unsrer
„Bestimmung uns weit über menschliche Bekümmer-
„niss, die Zufriedenheit des Herzens in Thaten
„und Schrecknissen finden läßt. Ha Tod, Krone
„des Lebens, großer Vorzug des Menschen, der in
„seinem Herzen die Kräfte, in seinem Schicksale
„das Glück findet am Arm der Ehre dir zuzueilen;
„O! daß ich dich herbeyrufen könnte in dem Glanz
„eines Siegers: Daß mein letzter Blick über fliehende
„Feinde sich schlösse; daß mein Vaterland frey,
„meine Brüder glücklich, mein Grab ein Heiligthum
„meines Namens wäre! morgen mein Leben dahin!“*)

Ist

*) Dyn - Na - Sore.



Ist meine Gesinnung und mein Entschluß,
auch eure Gesinnung und euer Entschluß, Männer!
so laßet uns schwören.

Unfre Brüder werden unterdrückt und gehöhnt;
schwört! — *Brüder! Wir halten zu euch mit Gut und
Blut, wir stehen an eure Spitze und kämpfen mit euch,
und sterben für euch.*

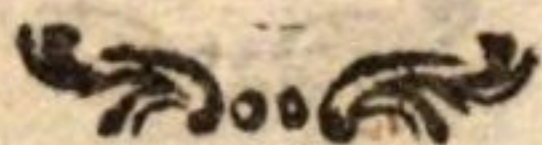
Unfern Weibern und Töchtern ist bange für
ihre Ehre und sie flehen um Schuz; schwört! —
Wir schützen euch.

Die Schatten unsrer Vorfahren umschweben und
winken uns; schwört! — *Wir folgen euch.*

Die Tyranney hat das Vaterland mit scharfen
Klauen ergriffen; es schreit um Hülfe; schwört! —
Wir helfen dir.

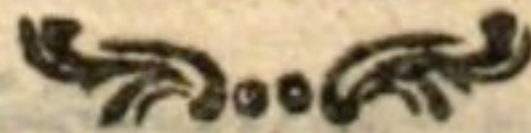
Die Freyheit liegt in Fesseln, und ruft, Söhne
rettet mich; schwört! — *Wir retten dich.*

Leget



Leget eure Linke auf eure Brust; (jedes Patrioten Brust ist ein Altar des Vaterlandes) hebet eure Rechte gen Himmel, und sprecht — *Höchstes Wesen! Du, der du über das Schicksal der Völker gebieatest! Sey Zeuge unsers Entschlusses. Ihr himmlischen Mächte! und ihr Geister unsrer Vorfahren! seyt Zeugen unsers Entschlusses: Wir weihen unser Schwerdt dem Kampfe für Ehre und Freyheit: Wir weihen unser Leben dem Wohl unsrer Brüder: Wir weihen uns dem Tode fürs Vaterland.*

Und nun, kommt, laßt uns noch auf dem Altare des Vaterlandes der Freundschaft ein Opfer bringen: Die Flamme unsrer Freundschaft wird aus der Gluth der Vaterlandsliebe reiner gen Himmel steigen: Wir bedürfen der Stärkung, die nur an dem warmen Herzen und der festen Brust eines edeln Freundes zu finden ist: kommt, so umarmen sich Freunde, welche Schwur und Bund für Freyheit und Vaterland vereinigt hat.



Diesen Versuch, durch welchen nicht so wohl die Sprache als vielmehr die Denk- und Sinnesart eines alten Patrioten in einer gefahrvollen Lage seines Vaterlandes dargestellt werden sollte, überlasse ich gerne dem Urtheil jedes billigen Richters: Der Zweck desselben ist erreicht, wenn er nur als ein Beweis gelten kan, dafs besser gerathene Versuche von ähnlicher Art und von geschicktern Männern verfaßt, eine nützliche und dankenswerthe Arbeit seyn würden.

VII.

V o r l e s u n g.

1 3 0 7.

Eid und Bund — Inhalt desselben — Ob er ein Auf-
ruhrsact gewesen sey? — Ob einem Volke Zwangsrechte
gegen Regenten einzuräumen seyen? — Ob sich die Eid-
genossen auf eine unrechtmäßige Weise solche Zwangs-
rechte angemafst haben? — Was Aufruhr sey und nicht
sey — In welchem Fall sich die Eidgenossen befunden
haben — Guter Fortgang ihres Unternehmens — Ihr vor-
sichtiges Benehmen — der Adel nimmt an der Sache des
Volks eifrigen Antheil — Einige Bemerkungen zur Er-
klärung dieser sonderbaren Erscheinung — Hauptver-
sammlung im Rütly.

Communis utilitas societatis maximum vinculum est.

Livius.

— — — Hos utinam inter Heroas natum Tellus
me prima tulisset.

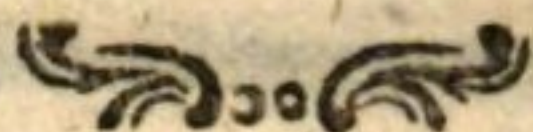
Horatius.

Justum est bellum, quibus est necessarium.

Livius.

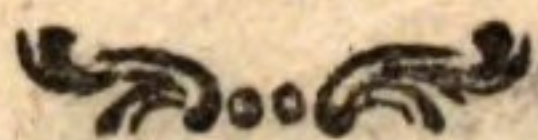
P. P.

Schon glaubten die tyrannischen Vögte, welche der König Albrecht über die Waldstätte gesetzt hatte, den Zweck ihrer Sendung erfüllt, und ihr Freyheitsmörderisches Werk der Unterjochung eines freyen Volkes, vollendet zu haben: Bereits schien die, mit grausamer Wuth verfolgte Freyheit ein Land verlassen zu haben, welches sie seit mehrern Jahrhunderten durch ihre Gegenwart beglückt hatte, und wo sie auf die reinste und würdigste Art geliebt und verehrt wurde. Aber noch blieb ihr in *Walter Fürsts* Hause ein Tempel übrig, wo sie in den Armen der heldenmüthigen Patrioten - Tugend Schutz und Zuflucht fand: Denn da war es, wo in der Mitte des Jahres dreyzehnhundert und sieben die drey edeln Männer,



Männer, *Walter Fürst*, *Werner von Stauffach*, und *Arnold Anderhalden* aus dem *Melchtal* über die Rettung der Freyheit mit einander zu Rath giengen, und sich durch einen feyerlichen Eid verbanden folgenden Beschluß auszuführen.

„Jeder sölt in seinem Landt an sine Blutzfründ
 „und andere vertruwte Lüt heimlich werben. um
 „Hilf und Bistand, die an sich ziehen und zu Inen
 „in ir Bündnuß und Eidts-Gelübt bringen, und
 „behulffen sin wider Ir alte Fryheit ze erobern, und
 „die Tyrannische Landvögt, und muthwillige Herr-
 „schaft ze vertriben, einander bi Gericht und Recht
 „ze schirmen, und daran Lib und Leben sezen.
 „Doch soll nichts desto minder jedlich Land dem
 „heiligen Römischen Rich gebürliche Gehorsame
 „tun, auch jeder Mensch sin sonderbare Pflicht,
 „wefs er gebunden, es sig Gotzhüßern, Herren,
 „Edlen und Unedlen; Auch söll mängklich den an-
 „dern Inländischen und Ußländischen, wie von
 „Alters har gebürende Pflicht und Dienst leisten, so
 „fer



„fer dieselben nit Si von jr Fryheiten und wider
„Recht ze trengen fürnemmind“ — Keiner soll in
„den Bund aufgenommen werden, ehe man ihm
„dieses eröffnet habe — dafs Si nämlich nit beger-
„tend jemanden des Sinen, was Im von Recht und
„Gewonheit gehört, ze berauben, sondern allein vor
„böfen Gewalt sich ze beschirmen, und ir alte Fry-
„heit ze handhaben“ — Auch ward abgeredet —
„dafs in diesen Sachen keiner von Jnen ohne der
„Bundsgenossen einhelligen Willen und Berathschla-
„gung für sich felbs etwas anfahe noch fürneme,
„sondern ze lyden alles so Jnen begegne, bis Si sich
„mit Gottes Hilf wol gesterkt, und ein gemeinen
„Rathschlag mit einander tügend, wann, wie, und
„uf welche Zit Si die Sach in allen dreyen Ländern
„zemaal und uf einen Tag angriffen wellind, damit
„nicht durch funderer Lüten oder eines einigen
„Landts Anfachen, die andere Länder verkürzt
„möchtind werden. *)

Dieses

*) Tschudi ir Theil.

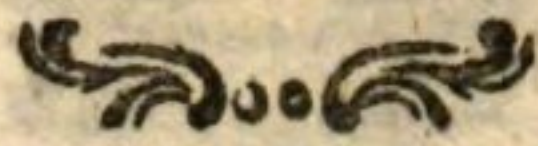


Dieses ist nun der eigentliche Actus, über welchen einige auswärtige Schriftsteller, und unter denselben Männer von Gewicht und Verdienst das harte Urtheil gefällt haben, daß er eine Empörung gewesen sey: Doch findet sich dieses Urtheil in ihren Schriften niemals als das Resultat einer vorhergegangenen Untersuchung der Sache nach rechtlichen Grundsätzen aufgestellt, sondern nur als eine beyläufige Bemerkung hingeworfen; und es ist zu hoffen, daß, wenn sie jene Untersuchung wirklich angestellt hätten, auch ihr Urtheil um vieles milder ausgefallen wäre: Ohne Zweifel hatten sie dabey bloß den bewafneten Aufstand ins Auge gefaßt und sich nicht Zeit genommen ihre Aufmerksamkeit weder auf die Ursachen zu richten, die ihn veranlaßten, noch auf die Umstände, in welchen die Gründe zu seiner Rechtfertigung liegen.

Empörung ist freylich allemal ein Verbrechen, aber ein Aufstand ist nicht allemal eine Empörung; Wenn der Aufstand der Waldstätte, oder überhaupt
jeder



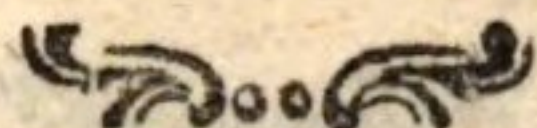
jeder Aufstand diese Benennung verdient, so hat das Volk überall keine Rechte; denn was sind Rechte die man nicht behaupten darf? und wie können sie anders als durch Gewalt behauptet werden, wann eine unrechtmäßige Gewalt sie anfällt und alle rechtlichen Vertheidigungsmittel von sich stößt? Wenn jeder Aufstand Empörung folglich Verbrechen ist, so hangen die Rechte des Volks nur von dem Willen der Regenten ab, und wenn es diesen gefiele auf Rechte und Geseze gar keine Rücksicht zu nehmen, dieselben als ein beschwerliches Hinderniß ihrer Herrschsucht mit Gewalt aus dem Weg zu räumen, und dem Volke ein Slavenjoch auf den Naken zu legen, so würde dieses nach jener Voraussetzung von Rechtes wegen nichts anderes thun dürfen als — sich in Geduld zu unterwerfen. Hat aber ein Volk *natürliche*, und, je nachdem seine Staatsverfassung beschaffen ist, mehr oder weniger *politische* Rechte, so liegt es schon in dem Begriffe des Rechtes, das ihm dieselben nicht anders als durch eine *unrechtmäßige Gewalt* vorenthalten oder entrißen werden



können; und da entsteht die Frage, ob einem Volke gegen Regenten, welche eine solche Gewalt ausüben, keine *Zwangsrechte* einzuräumen seyen? Ueber diese Frage mag ein deutscher Gelehrter sprechen.

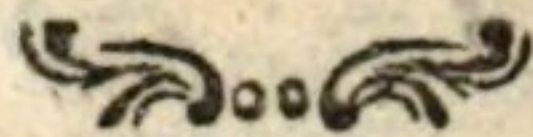
„Ich glaube (sagt der Recensent eines Buchs, *UNTERSUCHUNGEN AUS DEM NATUR- und VÖLKERRECHTE*, betitelt). „Ich glaube, daß diese in „neueren Zeiten, besonders nach den darüber gemachten Aeufferungen von KANT in seinen politischen Meinungen so bestrittene Frage von Seite des Rechtes „am füglichsten so ausgemittelt werden könne: 1) Mit „dem Begriffe des Oberhauptes und jenem der Unterthanen steht die Ausübung der Zwangsrechte von „Seite der Unterthanen in einem offenbaren Widerspruche. Das Oberhaupt soll höchster Wille, „soll höchste Macht seyn: Wie kann es dieses seyn, „wenn der Untergebene berechtigt ist Zwangsrechte gegen den höchsten Willen auszuüben, den „höchsten Willen zur Verantwortung zu ziehen? Er „wäre nicht mehr höchster Wille. Wie ist der Be-

„griff



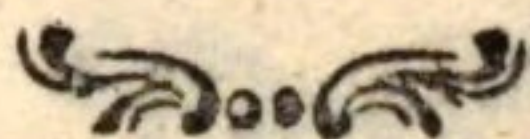
„griff von Unterthan damit vereinbarlich, der da-
„durch offenbar über das Oberhaupt, über den
„höchsten Willen erhaben wäre. 2) Erfüllt das
„Oberhaupt seine allgemeine Bestimmung für die
„Staatsgesellschaft nicht, handelt es gerade zu dem
„Staatszwecke entgegen, bricht den Vertrag, so wird
„auch dadurch alle Verbindlichkeit der Unterthanen
„gegen das Oberhaupt aufgelöst, der Unterwer-
„fungsvertrag hört auf, die Unterthanen verlieren
„diese Qualität als Unterthanen, befinden sich jetzt
„wieder im Naturstande und im Besitz aller damit
„verbundenen Rechte; sie haben mithin Zwangs-
„rechte gegen jede Gewalt, die ihnen diese Rechte
„streitig machen will. Das Oberhaupt verliert gleich-
„falls diese Qualität und ist als ein Feind zu be-
„trachten und zu behandeln; es ist jetzt ein
„Kriegszustand zwischen der Exobrigkeit und den
„Exunterthanen. Wer entscheidet aber über das
„Daseyn eines solchen Falls?“ *)

*) Oberd. allg. L. Zeitung Jahrgang 1796. St. 84.



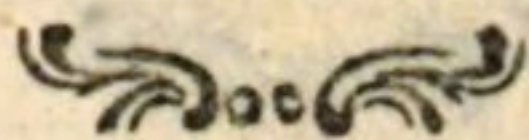
Ich glaube, wer die Erörterung dieser leztern Frage für etwas leichtes ansieht, ist wohl am wenigsten fähig, sie richtig zu beantworten: Zu meinem Zwecke ist es aber nicht nothwendig, dafs es eben ausgemacht seyn müsse, wer im Fall selbst zu entscheiden befugt sey: Genug, dafs die Möglichkeit dieses Falls in rechtlichen Sinn zugestanden wird, denn so kan es auch nicht bestritten werden, dafs er bey dem Aufstande der Waldstätten wirklich statt gefunden habe.

Albrecht war nicht als Herzog von Oestreich, sondern nur als deutscher König das Oberhaupt der Waldstätten: Er trat aber aus diesem Verhältnifs und qualificirte sich zum Feind derselben, weil er ihnen nicht nur den Schuz versagte, zu welchem er als ihr Oberhaupt verpflichtet war, sondern sein oberherrliches Ansehen auch dazu mißbrauchte, sie einer unrechtmässigen Herrschaft unterwürfig zu machen, und sie ihrer Rechte und Freyheiten zu berauben; weil er nicht nur den Zweck des rechtlichen



Verhältnisses zwischen ihm und den Waldstätten nicht erfüllte, sondern einen ganz entgegengesetzten zu erreichen strebte: Die Landleute in den Waldstätten waren folglich nicht mehr Albrechts Unterthanen, weil er nicht mehr die Qualität ihres Oberhaupts befaß; sie konnten mit Recht sagen —

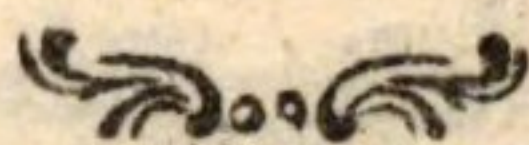
„Will Albrecht nicht in der Qualität eines deutschen
„Königs unser Oberhaupt seyn, und uns vertrags-
„mäßig als freye Reichsangehörige behandeln, so
„haben wir auch an ihm kein Oberhaupt mehr, und
„er hat an uns keine Unterthanen mehr; so stehen
„wir mit ihm in gar keinem rechtlichen Verhältniß.
„Mit Albrecht dem Herzogen von Oesterreich haben
„wir nichts zu schaffen; er geht uns nichts an und
„wir sind ihm keinen Gehorsam schuldig: Will aber
„Albrecht als Feind gegen uns handeln; will er uns
„durch tyrannische Vögte und durch die Gewalt der
„Waffen seiner Herrschaft unterwürfig machen, zum
„Gehorsam zwingen, so müssen wir uns gegen die-
„sen Feind und seine Mittel vertheidigen.“



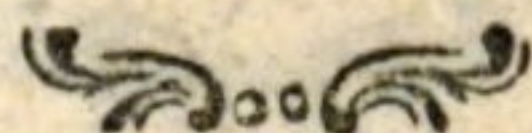
Alle ihre Verbindlichkeit gegen Albrecht ward durch das Benehmen des Leztern aufgelöst, aber sie befanden sich um defswillen nicht im Natur-Stande, denn vermöge ihrer democratischen und von der Reichsoberherrschaft unabhängigen Verfassung, blieb ihr, schon seit Jahrhunderten bestandener gesellschaftlicher Vertrag unverändert. Sie befanden sich eher in demjenigen Zustand, in welchem sich ein organisirter Staat befindet, welcher gegen einen äusseren Feind einen gerechten Vertheidigungskrieg zu führen gezwungen ist: Sie mußten Zwangsmittel gegen einen Feind gebrauchen, der ihre Verfassung mit Gewalt zernichten wollte.

Ein System des Staatsrechtes konnte ihnen freylich nicht zur Regel ihres Verhaltens dienen, weil sie keines kannten, aber kein Rechtssystem hätte von ihnen grössere Mässigung fordern können, als mit welcher sie, blos von ihrem Gerechtigkeitsgefühl geleitet zu Werke giengen: Nur für Recht und Gerechtigkeit kämpften sie, und wollten sie

käm.



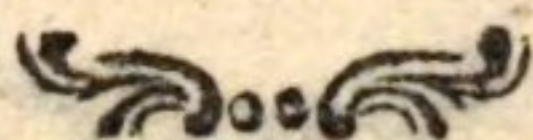
kämpfen; aber darüberhin wollten sie sich im mindesten nichts anmassen, und haben sich nichts angemafst. Sie thaten über die Gränzen der Nothwehr und einer gerechten Selbstvertheidigung keinen Schritt hinaus: Sie lehnten sich nicht gegen die höchste Gewalt des Reichs auf, sondern ihre Verbindung enthielt eine neue Verpflichtung zum gebührlichen Gehorsam gegen dieselbe; auch war ihr Waffenbund nicht einmal wider den zeitigen Verwalter derselben, ob er sich gleich zu ihrem Feind qualificirt hatte, sondern nur allein wider die Tyrannen gerichtet, welche auf eine unerträglich drückende Weise eine völlig gesetzwidrige und despotische Gewalt ausübten: Ihr Zustand wider die Vögte war nur insofern ein Aufstand wider Albrecht, insofern dieser erklärte, dafs die Vögte als seine Repräsentanten gehandelt und durch ihre Bedrückungen seinen Willen erfüllt haben: Hätte Albrecht ihnen gegen die Tyrannen Gerechtigkeit wiederfahren lassen wollen, so würden sie, zufolge ihres Bundes, auch nach der Vertreibung der Vögte, sich der Oberherr-



herrschaft des Königs nicht entzogen, und ihm den Gesez- und Vertragsmäßigen Gehorsam nicht versagt haben; so wie sie in eben diesem Geiste der Mäßigung und der Gerechtigkeitsliebe allen andern geistlichen und weltlichen Herrn durch ihren Bund die Rechte versicherten, welche jeder in ihrem Lande besitzen mochte.

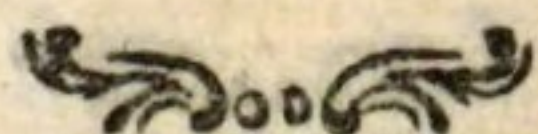
Jch möchte wünschen zur Ausbreitung eines richtigen Begriffes *von dem was Empörung ist und nicht ist*, auch etwas beytragen zu können, und ich würde glauben damit etwas nützliches gethan zu haben, wenn es auch blos dazu dienen sollte eine unbefangne Beurtheilung so mancher wichtiger Ereignisse zu befördern, welche zu unsrer Zeit in der Ferne und in der Nähe vorgefallen sind, und die allgemeine Aufmerksamkeit so sehr beschäftigt haben und noch beschäftigen. Wie irgend ein Volk oder irgend eine Regierung, seys in unsern Tagen, oder in frühern Zeiten, in dem Zustande gereizter Leidenschaft und nach bloßer Willkühr über die Sache

ent-



entschieden haben, da ist es wohl nicht, wo man *jenen Begriff* suchen muß, weil er da zuverlässig nicht zu finden ist: Wir müssen die Schriften solcher Männer zu Rath ziehen, welche mit den nöthigen Kenntnissen ausgerüstet, ohne eigenes Interesse, ohne Vorurtheil und Leidenschaft, mit einem ruhigen und unbefangenen Gemüthe gründliche Untersuchungen über diesen Gegenstand angestellt haben: Und da möchten wohl die meisten von diesen Männern in demjenigen Begriffe zusammenstimmen, welchen eben der Gelehrte, von dem die oben angeführte Stelle entlehnt ist, mit folgenden Worten ausgedrückt hat — „*Auf-
ruhr ist eine gewaltsame Widersezlichkeit eines Vol-
kes, oder eines Theils desselben gegen seine recht-
mässige Obrigkeit und deren gesezmässige Befehle.*“ — Es wäre zu weitläufig, auch ist es zu meinem Zwecke nicht nothwendig, die Untersuchungen und Prämissen zu wiederholen, aus welchen dieser Begriff hervorgegangen ist. Das *Richtige* und *Bestimmte* desselben vorausgesetzt, möchte ich nur von einigen

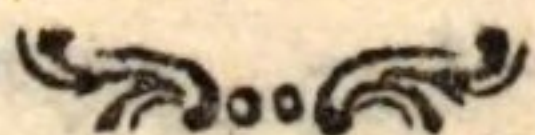
Fäl.



Fällen sprechen, auf welche er angewendet werden kan.

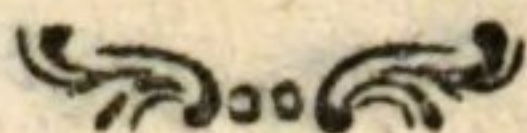
Wenn Unterthanen oder Bürger gegen die Verfügungen ihrer Obrigkeit auf eine anständige und ruhige Weise, mit Gründen unterstützte Beschwerden vorlegen, so ist dieses nicht Aufruhr zu nennen, weil damit keine *gewaltsame Widersezlichkeit* verknüpft ist: Eine weise und gerechte Obrigkeit wird solchen Beschwerden destomehr Aufmerksamkeit wiedmen, je mehr ihr der Staatszwek am Herzen liegt; sie wird denselben entweder abhelfen, oder, wenn wichtige Gründe sie zum Gegentheil bestimmen, so wird sie den Beschwerdeführenden ihren Irrthum nicht zum Verbrechen machen, sondern sie belehren und zurechtweisen.

Es ist ferners nicht Aufruhr, wenn Unterthanen oder Bürger auf dem gehörigen, in der Staatsverfassung selbst angewiesenen Wege sich solchen Verfügungen ihrer Obrigkeit widersezen, welche der
Ver-



Verfassung und den Gesezen zuwider sind, weil diese Widersezlichkeit nicht nur mit keiner *Gewalt* verknüpft, sondern auch nicht gegen *gesezmässige Befehle* gerichtet ist. Wenn ein Volk sich der Eingriffen in seine Rechte nicht widersezt in Fällen, wo es auf eine gesezmässige Weise geschehen kan, sey's dafs es diese Eingriffe aus Unachtsamkeit und Unwissenheit nicht bemerkt, oder aus Trägheit und Gemächlichkeit sich keine Mühe geben mag, oder dafs es aus Scheu vor den Gewalthaberen sich nicht widersezen darf; so gereicht ihm dieses doch wohl ohne Zweifel *zur Schande*, und noch viel grösser ist der *Schade*, der daraus für die Nachkommenschaft erwachsen kan, und schon öfters erwachsen ist. Aus vernachlässigten Rechten gehen Anmassungen und Missbräuche hervor, welche durch Gewohnheit und Verjährung den Schein des Rechtes erhalten, und wenn dann in der Folge die Nachkommen, oder der klügere Theil derselben diese Missbräuche *als solche* erkennen und abschaffen, auf die ursprünglichen Rechte zurückgreifen und den Genuß derselben

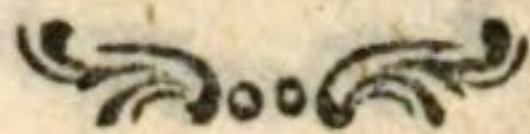
rekla-



reklamiren möchten, so kann dieses kaum anders geschehen, als dafs sie damit in dem Staate eine gefährliche Erschütterung veranlassen, und sich selbst der Gefahr aussetzen, als Aufwiegler und Ruhestörer angesehen und behandelt zu werden: Man kan darum mit Recht sagen, dafs dasjenige Geschlecht, welches habende Rechte vernachlässigt oder kleinmüthig verscherzt sich eines Verbrechens gegen den Staat und gegen die Nachkommenschaft schuldig macht; dafs hingegen diejenigen Staatsbürger, welche mit einem wachsamem Eifer ihre Rechte behaupten und jedem Eingriffe in dieselben auf eine rechtliche Weise Widerstand leisten, sich ein Verdienst erwerben, welches an sich eben so rühmlich, als in seiner Wirkung für den Staat und für die Nachkommen wohlthätig ist; denn jener Eifer zeugt von einem edeln Selbstgefühl und reinem Freyheitsfinn, welcher sie der Rechte, die sie besitzen würdig macht, und jener Widerstand verhütet diejenigen Uebel, welche durch rechtswidrige Anmassungen und Mißbräuche über kurz oder lang in einem Staate erzeugt werden müß-

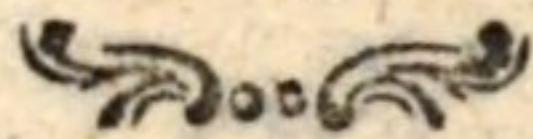


müssen. Freylich haben solche Bemühungen nicht immer einen glüklichen Ausgang genommen, und schon mancher fiel unter dem Henker-Schwerdt, welcher eigentlich eine Bürgerkron verdient hätte; aber der Märtyrer des Rechts und der Freyheit, welchen ungerechte Machthaber haßten und verfolgten, und verblendete oder schlechte Mitbürger im Stich ließen, hat noch immer bey einer klügeren und besseren Nachwelt Gerechtigkeit gefunden. Man sollte meinen, daß wenigstens in Freystaaten, wo die obrigkeitlichen Aemter nicht erblich, an keinen Stand, an keine privilegirten Geschlechter geknüpft sind, Widerstand gegen gesezwidrige Anmassungen und Eingriffe in die Rechte der Bürger niemals nothwendig werden könnte; und doch lehrt die Erfahrung das Gegentheil; und doch lehrt die Erfahrung, daß auch in solchen Staaten oft wichtige Rechte der Bürger eine Beute der Herrschsucht geworden; denn so sehr können die Menschen durch Herrschsucht und Amtstolz verblindet werden, daß sie jeden Zuwachs einer unrechtmäßigen Gewalt auf Unkosten der



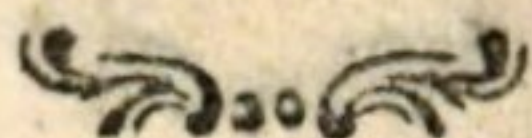
Bürgerrechte für einen Gewinn ansehen, den sie sich mit Freuden zueignen, ohne daß der Gedanke ihnen beyfällt oder einiges Gewicht bey ihnen hat, wie sie mit demjenigen, was sie auf diese Weise erschleichen oder erobern, nicht nur an ihren Mitbürgern sondern sogar auch selbst an ihren eigenen Kindern einen sträflichen Raub begehen, oder, wie sie damit den Grund zu gefährlichen Staaterschütterungen legen, wenn die vorenthaltenen und entriffenen Rechte jemals von den Bürgern als gestohlenes Gut zurückgefordert werden sollten.

Es ist nicht Aufruhr, wenn Unterthanen oder Bürger wünschen, daß ihre Staatsverfassung in diesem oder jenem Stüke verändert; etwas altes abgeschafft oder etwas Neues eingeführt werden möchte; und wenn sie die Erfüllung dieses Wunsches auf eine ruhige und bescheidene Weise von ihrer Obrigkeit verlangen: Sie können freylich dabey auf eine Art zu Werke gehen, welche fehlerhaft ist und Ahndung verdient; aber Aufruhr ist es nur alsdenn, wenn

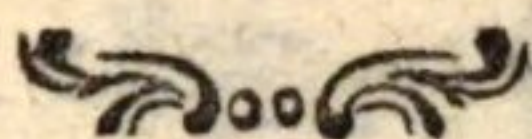


wenn sie dasjenige was sie wünschen wider den Willen und ohne die Einwilligung ihrer Obrigkeit mit Gewalt zu Stande bringen wollen.

Es ist nicht Aufruhr, wenn Unterthanen oder Bürger den Befehlen ihrer Obrigkeit nicht Gehorsam leisten, weil diese Befehle entweder wirklich nicht gesetzmässig sind, oder wenigstens von den Bürgern für gesetzwidrig angesehen werden. Im erstern Fall ist der Ungehorsam der Bürger *rechtmässig*, und die Obrigkeit handelt despotisch, wenn sie dieselben mit Gewalt zum Gehorsam zwingt, und macht sich der Tyranney schuldig, wenn sie einen solchen Ungehorsam als Aufruhr bestraft: Im andern Fall ist das Recht zweifelhaft; aber angenommen, dass die Obrigkeit es ganz auf ihrer Seite habe, so machen sich die Bürger zwar des Ungehorsams aber nicht des Aufruhrs schuldig, so lange sie zu keinen gewaltsamen Massregeln schreiten.



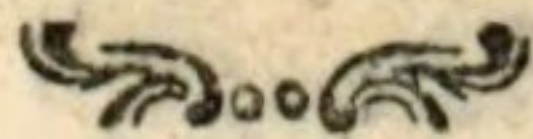
Es ist nicht Aufruhr, wenn Unterthanen oder Bürger einer Obrigkeit gewaltsamen Widerstand thun, welche gesetz- und verfassungswidrige Verfügungen mit Gewalt durchsetzen will. Es findet sich zwar an diesem Widerstande das *Merkmal der Gewalt*, aber dagegen fehlt ihm dasjenige Merkmal, vermöge welchem diese Gewalt gegen *gesetzmäßige* Verfügungen gerichtet seyn müßte, wenn der Widerstand als Aufruhr angesehen werden sollte. Ein solcher Widerstand ist daher nicht Aufruhr, sondern *Aufstand* zu nennen, das heißt, eine gewaltsame Handlung der Staatsbürger, zu welcher sie nur in so fern berechtigt sind, in wiefern sie durch dieselbe einer unrechtmäßigen Gewalt im Staate Widerstand leisten müssen. In diesem Fall ist es die Obrigkeit welche zuerst widerrechtlich handelt und eben dadurch die Staatsbürger nöthigt und berechtigt etwas zu thun, wozu sie ohne jenes Vergehen der Obrigkeit nicht befugt wären: Bey einem Aufruhr ist es die Obrigkeit, welche den Staat durch die höchste Gewalt, die sie in Händen hat, gegen aufrührerische Bürger verthei-



theidigen muß : Wenn sich aber die Obrigkeit gegen die Geseze und gegen die Verfassung auflehnt, so sind es die Bürger, welche aufstehen, und den Staat in Schuz nehmen müssen ; denn sie sind nicht nur dazu berechtigt, sondern es ist auch ihre Pflicht, alle ihre Kräfte anzuwenden, um es zu hindern, daß der Staat nicht ein Raub der Herrschsucht und des Depotismus werde. In diesem Fall befanden sich die Eidgenossen in den Waldstätten, oder noch eher, wie mich dünkt, in dem folgenden.

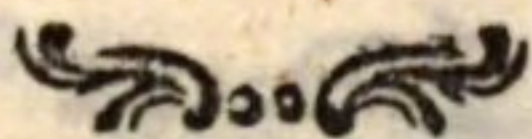
Es ist nämlich nicht Aufruhr, wenn Unterthanen oder Bürger die Waffen ergreifen, um sie gegen eine Obrigkeit zu gebrauchen, welche die Verfassung des Staates, und alle in derselben gegründeten Rechte über den Haufen zu werfen, und an deren Stelle eine despotische Willkühr mit Gewalt und durch grausame Mittel einzuführen sucht. An einer solchen Bewafnung findet sich allerdings das Merkmal der *Gewalt*, aber es fehlt an zwey andern wesentlichen Merkmalen des Aufruhres, nämlich

an



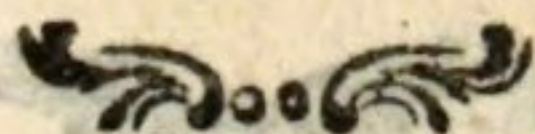
an der Richtung dieser Gewalt gegen die *rechtmässige Obrigkeit* und — gegen *gesetzmässige Befehle*. Die Obrigkeit hat in diesem Fall ihre Qualität als solche aufgegeben, hat sich selbst von dem Staat und dem Volk getrennt, und sich zum Feind von beyden aufgeworfen: Die Bewafnung gegen dieselbe ist eigentlich auch nicht Aufstand zu nennen, sie ist vielmehr ein gerechter Vertheidigungskrieg, eine, durch einen feindlichen Angriff abgedrungene Nothwehr.

Zu einer solchen *Nothwehr* wurden die Eidgenossen von ihren tyrannischen Vögten gezwungen, und diejenigen Männer, welche in dieser Noth den heldenmüthigen Entschluß faßten, zuerst der Gefahr entgegen zu gehen und der Rettung des Vaterlandes ihre Kräfte und ihr Leben zu weihen, haben einen gültigern Anspruch auf den Kranz der Ehre, als alle jene noch so sehr gepriesenen Helden, welche ihre Tapferkeit und ihre glänzenden Talente im Dienste des Ehrgeizes und der Ruhmsucht zu unedeln Zwecken mißbraucht, ihr eigenes Vaterland besiegt und unter-



unterjocht, oder, Länder verwüftet und Völker gemordet haben, um das Gebiet eines Fürsten zu erweitern.

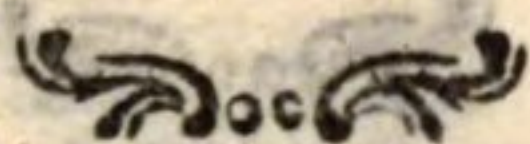
Vielleicht würden aber jene patriotischen Männer, wenn sie in ihrem Unternehmen unglücklich gewesen, und den tyrannischen Vögten oder der Macht Albrechts unterlegen wären, dennoch von der Geschichte in die Reihe der Aufwiegler und Rebellen gestellt worden seyn! Wer das denken könnte, müßte einen sehr unrichtigen Begriff von der Geschichte haben. Die Geschichte ist immer wahr und gerecht. Alles Falsche und Ungerechte ist nicht Geschichte, sondern bloß das Werk eines Geschichtschreibers. Freylich hat die Feder eines Geschichtschreibers schon oft die Thaten des edeln Mannes in einem falschen Lichte dargestellt, und aus niedrigen Antrieben seine Ehre beflekt: Vielleicht würde es den Patrioten in den Waldstädten nicht besser ergangen seyn, aber die Geschichte hätte über kurz oder lang ihre Ehre gerettet, die falschen



Züge an ihrem Bilde ausgelöscht, und mit ihrem Griffel in das Jahrbuch der Menschheit geschrieben — „dass sie tugendhafte Patrioten und edle „Männer waren, die unter Tyrannen - Gewalt den „Helden - und Märtertod für Recht und Freyheit „starben.“

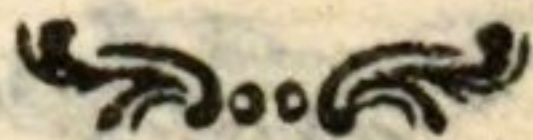
Durch das bisher gesagte hoffe ich die Behauptung, als hätten sich die Eidgenossen durch ihren Aufstand wider ihre Vögte des Aufruhrs schuldig gemacht, hinlänglich widerlegt und erwiesen zu haben, dass die Schweizer nicht aus blofser Partheylichkeit urtheilen, wenn sie glauben, dass dasjenige, was jene drey Männer aus patriotischen Trieben thaten, ein gerechtes und edelmüthiges Unternehmen gewesen sey.

Dieses Unternehmen hatte übrigens einen völlig so guten Fortgang, wie es sich von der Volksstim- mung und den übrigen Umständen erwarten liefs. Noch eher als Stauffacher nach Schwiz zurückkehrte, hatte



hatte sich die Bundsgenossenschaft um ein Mitglied vermehrt, welches ohne Zweifel von Arnold vorgeschlagen wurde; denn es war sein Landsmann, der Baumgartner von Alzelen, der eben so wie Arnold, um den Nachstellungen Landenbergs zu entgehen, Haus und Heimath verlassen, und sich an einem verborgenen Orte in Uri aufhalten mußte. Arnold hatte wohl nichts angelegentlicheres zu thun, als seinem Freunde die wichtige Nachricht von dem errichteten Bunde zu bringen, und ihn zur Theilnahme an demselben aufzufordern: Fürst und Stauffer würden auch ohne Arnolds Empfehlung einen Mann, wie Baumgartner, der für ihren Zweck so brauchbar, und dessen persönliches Interesse mit der gemeinen Sache so sehr verflochten war, nicht nur nicht abgewiesen, sondern ihn wahrscheinlich bald selbst aufgesucht haben.

Jetzt ward jedem sein Geburtsland als das Feld angewiesen, welches er bearbeiten sollte. Mit eben so viel regem Eifer als kluger Nachsicht wählten und



warben sie überall die tauglichsten Männer, Stauffacher in Schwiz, Fürst in Uri, Arnold und Baumgartner in Unterwalden, der eine ob- und der andere nid dem Wald. Es fanden sich bald so viele Theilnehmer an dem Bunde, dafs man sich darüber wunderte, wie bei einer so grofsen Zahl von Verschwornen der Verschwörungsplan bis zur Ausführung ein Geheimnifs bleiben konnte: Es ist sich aber darüber so sehr nicht zu verwundern, denn die Verschwornen befolgten die getroffene Abrede mit so viel Genauigkeit, und giengen in ihrem Geschäfte mit so viel Heimlichkeit und Zurückhaltung zu Werke, dafs man sagen möchte, sie haben von dieser Seite eher zu viel als zu wenig gethan.

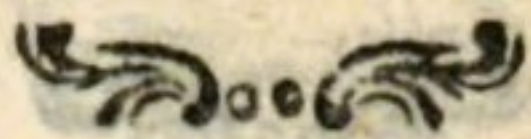
Als zum Beispiel der Landammann von Uri, Freiherr von Attinghausen, mit dem Werner von Stauffach kurz vor der Heimreise des letztern über den traurigen Zustand des Vaterlandes sprach, und sich ganz unverholen und vertraulich gegen ihn äusserte — „es sey nothwendig, dafs patriotische
„Män-



„Männer wider die tyrannischen Vögte ernsthafte
„Maafsregeln nehmen“ — so konnte Stauffacher
dennoch so fehr an sich halten, dafs er dem braven
von Attinghausen das Geheimnifs der schon getroffe-
nen Maafsregel nicht entdeckte, ob es gleich scheint,
dafs er es gegen einen solchen Mann ganz unbe-
denklich hätte thun können: Vielleicht fand er, da
der von Attinghausen vermöge seines Amtes öfteren
Verkehr mit dem Landvogt Gessler haben mufste,
dafs entweder der *Landamman* das Geheimnifs, oder
das Geheimnifs den Landamman in Gefahr bringen
könnte: Vielleicht glaubte er aber auch, dafs er
dem Walther Fürst in seiner Verrichtung nicht vor-
greifen dürfe, dafs dieser es besser zu beurtheilen
wisse, was für Männer von Uri in den Bund auf-
genommen zu werden verdienen, und dafs er den
von Attinghausen nicht vorbegehen werde, wenn
er ihn tauglich finde. Wirklich liefs es Fürst nicht
lange anstehen, einen Mann von solcher Wichtigkeit
in das Geheimnifs des Bundes einzuweihen. *)

Noch

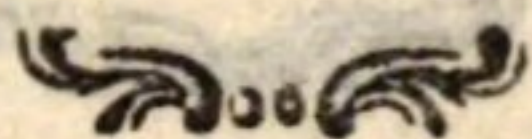
*) Tschudi ir Theil,



Noch ehe die Verschwornen zu Altdorf von einander schieden, hatten sie die Abrede getroffen, daß sie in Zukunft, um kein Aufsehen zu machen, und keinen Verdacht zu erregen, an einem abgelegenen und hinter Felsen wohl verwahrten Orte am Waldstätter See, das allen unter dem Namen *Rütli* bekannt war, zusammen kommen, und daß sie, damit sie desto sicherer unbemerkt bleiben, ihre Versammlungen daselbst nur bei Nachtszeit halten wollen. Die Hofnung eines guten Fortgangs der Sache wurde sehr belebt, als sie in den ersten Zusammenkünften durch übereinstimmende Berichte versichert wurden, daß sich vornemlich die angesehenen Männer aus den adelichen Geschlechtern zur Theilnahme an dem Waffenbunde geneigt finden lassen, und daß sie zur Betreibung und Förderung der Sache sehr viel patriotischen Eifer zeigten: Minder günstig hingegen war die Geistlichkeit gesinnet, theils weil sie überhaupt an den Menschen den Gehorsam mehr als den Freyheitsinn liebt, theils weil sie darüber zornig war, daß sie steuern sollte. *)

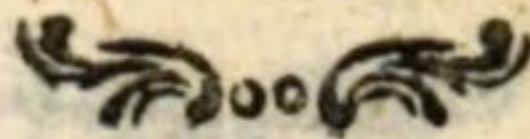
Schon

*) Tschudi 1r Theil. Müller Gesch. d. Eidg. 1r Theil.

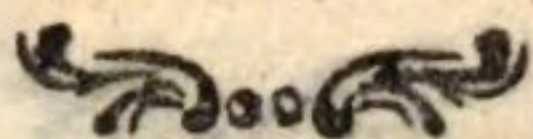


Schon die alten Geschichtschreiber fanden etwas Außerordentliches darinnen, daß der Adel in den Waldstätten mit so viel Eifer und einer so beharrlichen Treue die Parthey des Volks genommen, und mit demselben ohne alle Anmaßung und ohne einigen Anspruch auf den geringsten Vorzug in allen Stücken gemeinsame Sache gemacht hatte: Und wenn wir auf die Geschichte des Adels überhaupt von damals bis auf jetzt einen aufmerksamen Blick werfen, und sehen, wie viel List und Mühe derselbe in unserm Vaterlande angewandt, wie oft und wie hartnäckig er gestritten hat, theils um seine angemessenen Vorzüge zu behaupten und zu vermehren, theils um das emporstrebende und nach Freyheit ringende Volk danieder zu drücken, und dasselbe entweder sich selbst oder dem Scepter irgend eines Fürsten unterwürfig zu machen; wie derselbe auch in andern Ländern und Staaten immer in gleichem Geiste gehandelt hat, wie er immer gegen das Volk war, und es nur dann mit ihm zu halten schien; wenn er durch dasselbe gewisse eigennützige

Zwecke

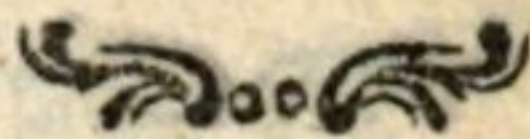


Zwecke zu erreichen suchte; wie er sich von Fürsten und Monarchen gern als ein Werkzeug zur Unterjochung des Volks gebrauchen liefs, wenn er selbst auch etwas dabei zu gewinnen hoffte, aber die Fahne der Empörung wider jeden Regenten aufpflanzte, dessen Gesinnung dem Interesse des Adels nicht günstig war; und wie er zu unsrer Zeit in einem grossen Reiche nicht nur selbst mit der grössten Erbitterung gegen sein eigenes Vaterland gekämpft, sondern auch eine furchtbare Menge äusserer und innerer Feinde gegen dasselbe aufgereizt hat, weil er es lieber durch den schrecklichsten Krieg zu Grunde gerichtet sehen, als die Vorzüge seines Standes aufgeben wollte: Wenn wir dieses in der Geschichte lesen, so wird uns das Verhalten des Adels in den Waldstätten auch jezt noch eine auferordentliche Erscheinung dünken; und es möchte wohl auch der Mühe werth seyn, mit allem Fleisse zu untersuchen, welches die Ursachen dieser sonderbaren Erscheinung gewesen seyen, weil sich aus einer solchen Untersuchung ohne Zweifel manche auch in unsern Zeiten nüz-



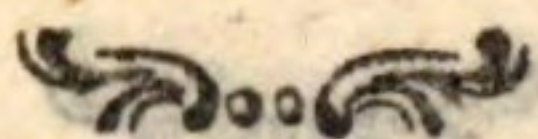
nützliche Lehre ergeben würde. Es ist aber nicht so sehr meine Absicht, diese Untersuchung anzustellen, als vielmehr durch einige Bemerkungen auf jene Ursachen aufmerksam zu machen.

Der Adel in den Waldstätten, oder doch ein Theil desselben, hatte zwar in früheren Zeiten auch manchen Versuch gemacht seine Vorrechte auf Unkosten der Volksrechte auszudehnen und zu vergrößern; aber diese Versuche fanden an der Verfassung und an dem Geiste des Volks ein zu großes Hinderniß als daß sie hätten gelingen können: Vielmehr verursachten sie eine Mißshelligkeit zwischen diesem schlimmern Theil des Adels und dem Volke, welche dem erstern sehr zum Nachtheil gereichte: Aber auch während dieses Zwistes war das Mißvergnügen des Volks eigentlich nicht gegen den *Adelsstand*, sondern nur gegen die ungerechten und stolzen Anmassungen einiger Edelleute gerichtet; es war wider diese erbittert und aufgebracht, nicht weil sie vom Adel, sondern weil sie Feinde seiner Frey-



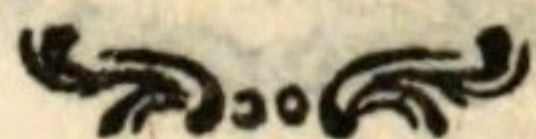
Freyheit waren: Es blieb daher auch nach jenem Zwist, in welchem es seine Rechte behauptete, kein Haß wider den Stand der Edelleute in seinen Herzen zurück, und es findet sich keine Spur, daß es jemals aus dem Antriebe dieser Leidenschaft dieselben auf irgend eine Weise hätte beleidigen oder antaßten wollen: Konnte es nur ruhig und ungekränkt bei seinen Rechten und seinem Eigenthum bleiben, so mochte es auch dem Adel seine Titel und Rechte gönnen.

Auf der andern Seite hatten die Edelleute, durch die Erfahrung belehrt, es einsehen gelernt wie sehr sie sich selbst schaden würden, wenn sie ein auf seine Freiheit stolzes, auf seine Rechte eifersüchtiges, und dabei kühnes und tapferes Volk durch ungebührliche Anmaßungen gegen sich aufbringen wollten, und wie viel besser sie hingegen für ihren wahren Vortheil sorgen, wenn sie durch ein freundliches und gerechtes Verhalten die Zuneigung desselben zu gewinnen, und auf *diese* den sichern Genuß
ihrer



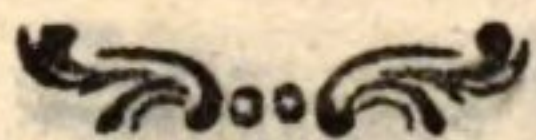
ihrer eigenen Rechte und Besitzungen zu gründen suchten. Vermöge der Verfassung hatten die Edelleute keinen größern Antheil an der Staatsverwaltung als jeder freye Landmann, und sie konnten, wie dieser, nicht anders als durch die Gunst des Volks zu Aemtern und Ehrenstellen gelangen, wesswegen sie sich um ihres eigenen Vorthells willen an eine gefällige Popularität gewöhnen mußten. Die Kultur und Lebensart des Edelmanns war von derjenigen eines wohlhabenden Landmanns wenig oder gar nicht verschieden: Jener, wie dieser, wohnte in einem Hause wo Einfalt und Genügsamkeit herrschten und Pracht und Ueppigkeit keinen Zutritt fanden; ruhig und einförmig floss jedem das Leben dahin, und oft theilten sie mit frohem Sinn den einfachen Genuß desselben.

Alles dasjenige konnte daher in den Waldstätten nicht statt finden, wodurch sich sonst der Adel seiner Meinung nach über den niedern Stand erhebt, im Grunde aber nur sich von demselben trennt und
abson-



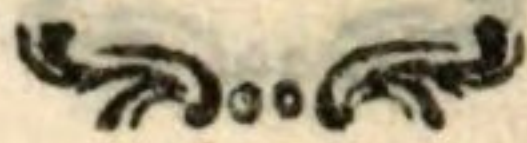
abföndert: Es war da keine folche Kluft, keine folche Scheidewand, hinter welche fich fonft der Adel vor den Leuten aus dem niederen Stande verbirgt, und durch welche er es ihnen unmöglich zu machen fucht fich ihm zu nähern und zu bemerken, was für eine Bewandtniß es mit den Vorzügen habe um deren Willen fich die Edelleute höhere Wefen als andere Menschen dünken, und dafür verehrt feyn wollen; eine Scheidewand, welche nur dem Auge des rohen Menschen undurchdringlich ift, aber vor den Augen des gebildeten und denkenden Menschen wie ein dünner Nebel verfehwindet.

Der Adel in den Waldftätten befaß keine Gewalt und keine Privilegien; er fah auf der einen Seite die Unmöglichkeit fich einige Herrfchaft im Staat zu erwerben oder fich anzumaffen, ohne das ganze Volk zu einem heftigen Widerftande zu reizen und fich felbft in grofse Gefahr zu fezen; auf der andern Seite genoß er alle Rechte und Freyheiten wie die übrigen Staatsbürger, wie diefe liebte und

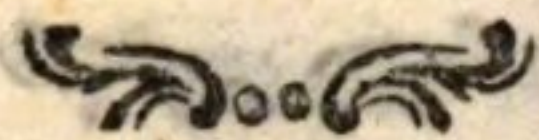


und schätzte er sie, und fühlte sich glücklich dabei; wie hätte er *herrsüchtig* seyn dürfen oder wollen?

Er lebte mit den freyen Landleuten in völliger Gleichheit, den Unterschied ausgenommen, der auch unter diesen selbst statt fand; hatte mit ihnen freundschaftlichen Verkehr und vertraulichen Umgang; wollte er von seinen Mitbürgern geschätzt und geehret seyn, so mußte er es durch patriotische Tugenden zu verdienen suchen; sein Interesse war genau mit dem ihrigen verflochten; sein Wohlstand und seine Rechte waren so wie die ihrigen durch die gleichen Gesetze und durch die gleiche Verfassung gesichert; er hatte an ihnen Männer neben sich, welche die Würde und den wahren Adel der Tugend und des Edelmuths, der Unabhängigkeit und Selbstständigkeit besaßen, und welche mit ihm die Ehre und das Glück der Freyheit theilten an deren Behauptung ihm eben so viel als ihnen gelegen seyn mußte: Wie hätte er sie *verachten*, wie sich *stolz* über sie *erhaben* dünken können?



Er blieb in dem Besitze der Zeichen und Titel seines Standes ungekränkt wie in dem Besitze seiner Güter, aber, da mit diesen Titeln kein wesentlicher Vorzug verknüpft war, so wurden sie, wie es nachher auch an mehreren Orten in der Schweiz geschah, zu einem bloßen nicht viel bedeutenden Wortklang, der zuletzt von dem Adel selbst für nichts mehrers angesehen wurde, und nach und nach in dem Munde des Volks völlig verhallte: Ein *Edler von Stauffach* z. B. nahm kein Aergerniß daran, wenn man ihn schlechtweg *Werner* oder *Stauffacher* nannte, und es mußte ihm sogar lieber seyn den Ton der Herzlichkeit und des Zutrauens zu hören, als wenn man ihm mit seinem adelichen Titel ein kaltes und zweydeutiges Compliment machte: Da nun an diese Titel nichts Wesentliches geknüpft war, da sie von dem Volke nicht viel geachtet wurden, und selbst in den Augen des Adels ihren Werth verloren, wie hätte er sich auf den *leeren Klingklang* von einigen Worten *viel zu gute* thun, wie hätten sie eine befriedigende Nahrung seiner Eitelkeit seyn können?



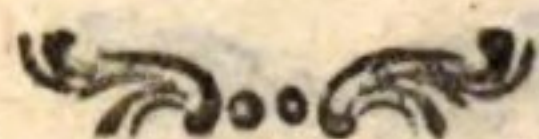
Aus diesen Ursachen hatte der Adel die Herrsch-
sucht, den Stolz und die Titelsucht, das heißt,
die *wichtigsten Fehler* seines Standes abgelegt, und
nur noch die Tugend desselben, den *Heroismus*,
beibehalten, durch welchen er zu einer tapferen
Vertheidigung des Vaterlandes und der gemeinfamen
alle gleich beglückenden Freiheit angetrieben wurde.

Jeder vernünftige und unverdorbene Mensch
mag urtheilen, ob es ein gültigeres und rühmliche-
res Adelsdiplom geben kann, als welches der Adel
in den Waldstätten von der Geschichte erhielt, in-
dem sie ihm das Zeugniß gibt — „Er war glich so
„undultig ob der Herrschaft und der Landvögte Ty-
„ranney, als andre Lüt: Die Landlüte und die Edel-
„knecht waren wol eins; wer von Landlüten Inen
„etwas zu tun pflichtig, das ward Inen richtig ge-
„leistet, und an ihren Herrlichkeiten und Richtun-
„gen keine Verhinderung zugefügt: Si tetend ouch
„den Landlüten kein Trang, sondern vil guts, und
„warend denselben trüw und hold.“ Diese Stelle



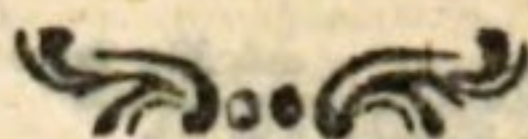
in Tschudis Chronik könnte wohl ohne Zweifel, wenn man wollte, als ein sehr fruchtbarer Text zu erbaulichen und für alle adelichen und vornehmen Leute unsrer Zeit heilsamen Lehren und Vermahnungen benutzt werden.

Noch ein Umstand darf aber doch nicht übersehen werden: Wenn die Vögte sich viele Mühe gegeben hätten den Adel zu gewinnen und ihn dem König geneigt zu machen; wenn sie ihn auf eine auffallende Weise vor dem Volke ausgezeichnet, ihm Höflichkeit und Achtung bewiesen, ihn durch schmeichelhafte Ausichten auf beträchtlichen Zuwachs an Reichthum und Ehre, auf höheren Rang und grössere Macht zu reizen, und sein Interesse von demjenigen des Volks zu trennen gesucht hätten, so wäre dieses unstreitig eine sehr gefährliche Versuchung gewesen, welche zu überwinden ein Grad von Seelengröße erforderlich gewesen wäre, den auch die besseren Menschen höchst selten erreichen, weil er eine völlige Herrschaft über alle selbst-



selbstfüchtigen Triebe voraussetzt: Aber zum Glücke glaubten die Tyrannen schon sich auf ihre eigene Macht verlassen zu dürfen, den guten Willen und die Mitwirkung des Adels entbehren zu können, und gegen ihn so wenig als gegen das Volk einige Schonung mehr nöthig zu haben. Statt ihn zu lokern und zu gewinnen verfolgten sie ihn; statt ihn von dem Volk zu trennen, nöthigten sie ihn sich mit demselben nur noch fester zu vereinigen: Sie verachteten und beschimpften ihn und hätten ihn lieber für seine Abtrünnigkeit züchtigen und plündern als bessern und beglücken, das heißt, standesmäßig gesinnet machen und ihm des Königs Gunst verschaffen mögen.

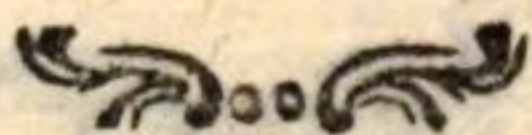
„Dass die Edelknecht in den Waldstätten den
„Landluten truw und hold waren verdross den Künig und sine Sun die Herzogen von Oesterreich
„und ouch die Landvögt vast, dann si meitend, si
„söltind doch für andren ze bewegen gewesen sin,
„sich der österreichischen Herrschaft ze undergeben,



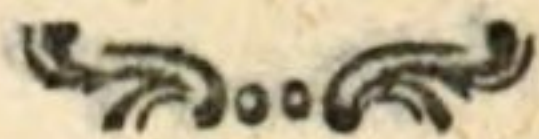
„wie andre vil Grafen, Herren und Edelknecht in
 „diesen oberen Landen gethan, und foltend lieber
 „einem fürstlichen Helden dann den Puren anhan-
 „gen, und die ze Mitherren haben; desshalb Inen
 „die Landvögt vil Trangs und Intrag an Iren Rech-
 „tungen taten, besonders an den Reichslehen die
 „si hattend, und Inen ze ewigen Erblehen gelichen
 „warend, die unterstunden Inen die Landvögt ze
 „entziehen zu des Königs Handen. Si wurdend
 „ouch von der Herrschaft verschmäht und verracht
 „und ihnen fürgeworfen, si werind Purenadel und
 „gehörtind in die Purenzunft, und geschah ihnen
 „vil ze Trotz.“ *)

Kaum hätte sich für das Volk etwas erwünsch-
 teres und vortheilhafteres ereignen können als es
 diese unpolitische Mißhandlung des Adels war, wel-
 che, wenn noch kein Gemeingeist vorhanden gewe-
 sen wäre, denselben hätte erzeugen müssen. Zu so
 man-

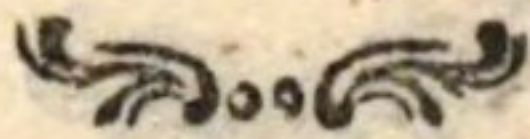
*) Tschudi ir Theil.



manchen Antrieben, welche der Adel sonst hatte, sich der Sache des Volks mit Eifer anzunehmen, kam nun auch der mächtige *Trieb der Selbsterhaltung*: Es mußte ihm nun alles daran gelegen seyn, daß das Volk Muth fassen und seine Freyheit wider Albrechts und seiner Vögte Anmaßungen behaupten möchte, denn mit denselben wären nicht nur auch die Rechte und Besitzungen des Adels zu Grunde gegangen, sondern er hätte wahrscheinlich ein Opfer von Albrechts und seiner Vögte Haß und Rache werden müssen: An die Freiheit des Volks war sein Heil und seine Rettung geknüpft, an den Verlust derselben sein Verderben. Er mußte daher, so bald ihm von der Verschwörung wider die Tyrannen Eröffnung geschah, nicht nur auf eine unverdächtige und Zutrauen gewinnende Art erklären, daß er das Unternehmen billige, sondern er mußte sich auch von freyen Stücken anbieten, aus allen Kräften mitzuwirken, mit Gut und Blut für die Sache des Volks zu stehen, keine Gefahr zu scheuen, und sich derselben zuerst mit anderen Patrioten entgegen zu stellen.



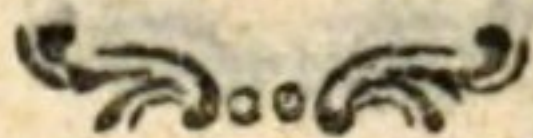
Zudeme war auch der *Ehetrieb* des Adels auf das empfindlichste gekränkt und auf das stärkste gereizt worden: Das freundschaftliche und politische Verhältniß, in welchem die Edelleute mit dem Volke standen, ward ihnen als eine Herabwürdigung und Verläugnung ihres Standes, als eine niederträchtige Schändung ihrer Ehre ausgelegt; man glaubte, oder gab sich wenigstens das Ansehen als ob man glaube, daß sie keiner edeln Gesinnung mehr fähig, und keiner Ehre mehr werth seyen: Mit stolzer Verachtung, mit Hohn und Schimpf begegnete man ihnen bei jeder Gelegenheit: Je stärker sie nun das Kränkende und Schmerzliche einer solchen Begegnung fühlten, desto mehr Reiz und Antrieb lag in diesem Gefühl, es durch Thaten zu beweisen, daß sie keine verächtlichen Männer seyen, daß sie, ob sie gleich unter einem biedern Volke den übelpassenden Adelsstolz abgelegt, doch den wahren Adel der Gesinnung nicht eingebüßt haben, daß sie Ehre und Achtung nicht dem Zufalle und dem Vorurtheile



theile verdanken, sondern zu verdienen, selbst ihren Feinden abzunöthigen wissen.

Aus den bisher erwähnten Ursachen läßt es sich hinlänglich erklären, warum der Adel in den Waldstätten ganz wider den Geist und die gewöhnliche Sitte seines Standes, mit so viel Eifer die Parthey des Volks ergriff, in treuer Gemeinschaft mit demselben die Sache der Freiheit vertheidigte, und sich zur Theilnahme an den Gefahren der ersten Unternehmung wider die Tyrannen so bereitwillig finden liefs.

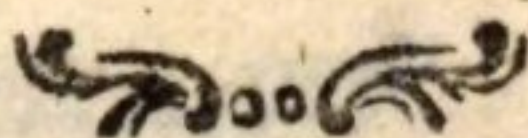
Während sich in jeder der drei Waldstätten die Zahl der Theilnehmer an dem geheimen Bunde täglich vermehrte, hatten die Häupter desselben an dem bezeichneten Orte öfters nächtliche Zusammenkünfte, zu welchen jeder einige auserwählte Freunde mitbrachte; da ward denn über alles was vorkam Bericht abgestattet, über die neuen Theilnehmer eine strenge Prüfung angestellt, und Rath gepfle-



pßogen, was zur Förderung der gemeinsamen Sache noch ferners gethan werden müsse: Jezt, da man sich zur Ausführung der vorhabenden Unternehmung bereits stark fühlte, ward in einer dieser Versammlungen beschlossen, daß eine Hauptversammlung gehalten werden soll, wo über die Art und Zeit der Ausführung das Bestimmte ausgemacht werden müsse.

Diesem Beschlufs zufolge kamen die drey Häupter des Bundes *Walther Fürst von Uri*. *Werner von Stauffach von Schwiz*, und *Arnold Anderhalden aus Melchthal von Unterwalden* im Rütli zusammen, und jeder brachte, denn auch das war der Abrede gemäß, zehn Männer mit sich, die er unter den Mitverschwornen als die Tauglichsten auserlesen hatte. Die Männer von Schwiz und Uri wünschten, daß man die Ausführung des Vorhabens beschleunigen und je eher je lieber zum Werke schreiten möchte; erstere, weil ihrem kühnen Geiste und raschen Muthe jede Verzögerung einer beschlossenen Waffenthat zuwider war; letztere, weil sie dem Gefsler

nicht



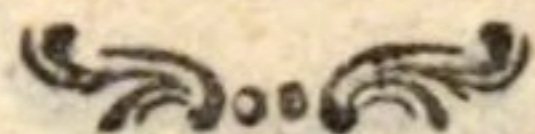
nicht Zeit lassen wollten den Bau seiner Burg zu vollenden, oder durch mehrere Befestigung die Eroberung derselben schwieriger zu machen. Die Männer von Unterwalden hingegen wünschten Aufschub bis zum ersten Tag des nächstkünftigen Jahres. Und Niemand deutete ihnen diesen Wunsch als Wankelmuth oder Zaghaftigkeit aus, man glaubte, daß Klugheit auch dem Tapfern gezieme; man gab keinem Argwohn Raum, und hörte ruhig ihre Gründe an. Sie sagten — „die Eidgenossen von „Schwyz und Uri werden über die Tyrannen und „ihre Diener immer, sey's jezt oder später, ohne „viele Mühe Meister werden: In Unterwalden aber „geben die festen Schlösser in *Sarnen* und auf *Rozberg* mehr zu schaffen: Zwar scheuen sie weder „Müh noch Gefahr, aber diese sehr festen Burgen „mit offener Gewalt anzufallen sey gleichwol ein „missliches Unternehmen; würde man sich ihrer „nicht durch den ersten Anfall bemächtigen können, „was kaum zu hoffen sey, so wäre man genöthiget „sie durch eine Belagerung zu bezwingen, und da es „ihnen



„ihnen zu einem solchen Unternehmen an Kenntniß
„und an Werkzeug fehle, so könnte die Belagerung
„wohl so lange dauern, daß Albrecht Zeit gewänne,
„zu ihrem Entfaz mit einem Heere herbei zu eilen:
„Sie hoffen aber durch eine wohlausgedachte List
„leichter und besser als durch Gewalt zu ihrem
„Zwecke zu gelangen; doch könne dasjenige was
„sie vorhaben nur erst an dem Neujahrstag gesche-
„hen, weil dazu die Gebräuche dieses Tages benutzt
„werden müssen.“ *)

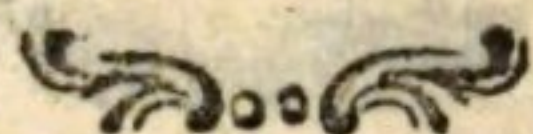
Nachdem sie sich bestimmter darüber erklärt hatten, was sie eigentlich zu thun gesinnet seyen, und wie sie dabei zu Werke gehen wollen, ward ihr Vorhaben von allen anwesenden Bundes-Brüdern einstimmig gebilligt, und der kommende Neujahrstag für den allgemeinen Aufstand festgesetzt. Man beschloß dann ferner, daß jeder bis auf diese Zeit ruhig bleiben, zu allem was die Tyrannen
vor-

*) Tschudi ir Theil.



vornehmen möchten, und wenn es noch so hart und empörend wäre, stille schweigen und nichts sagen oder thun solle, was die Tyrannen argwöhnisch und wachsam machen könnte: Man glaubte desto eher einen guten Erfolg hoffen zu dürfen, je sicherer sich die Tyrannen in dem stolzen Wahne zu seyn dünkten, daß sie von einem Volke, welches unter ihrer Geißel stumm und muthlos geworden, nichts zu befürchten haben: Auch ward der edle Entschluß aufs neue bekräftigt, daß ohne die äußerste Noth kein Blut vergossen, und Niemanden einiger Schaden zugefügt werden soll.

Zuletzt traten die drey Häupter mitten in den Kreis der versammelten Männer, und forderten sie auf, mit ihnen den Eid des Bundes zu schwören: Diese Männer- und Patrioten-Gruppe stand auf einem öden Fleken wie von der bewohnbaren Welt abgesondert, zunächst um sie her wildes Gebüsch oder nackte Felsen, an welchen sich die tosenden Wellen brachen, die der Wind ans Ufer trieb; über ihnen



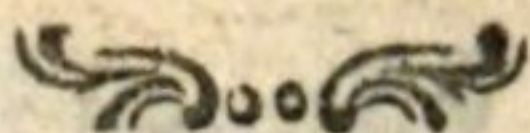
ihnen der Sternen-Himmel, der auf den hohen Spitzen der nahen Riesenberge zu ruhen schien; alles in nächtliches Dunkel eingehüllt, in welchem die erhaben rohe und wild große Natur des Landes wie eine verworrene Masse von schwarzen und ungeheuren Zaubergestalten ins Auge fiel: Von dieser Zauberkraft der Natur, so wie von der Kraft der Worte, welche die Häupter im hohen Patrioten- und Helden-Gefühl sprachen, fühlten sich die Männer mit unwiderstehlicher Gewalt hingerissen: Erschüttert und begeistert erhoben sie ihre Hände: Nur der einzige Gedanke an die Noth und Rettung des Vaterlandes füllte ihre ganze Seele, alles andere schwand aus ihrem Sinne: Ihr Hab und Gut, ihre Aeltern und Freunde, ihre Weiber und Kinder, sich selbst vergessend, nur des einzigen Gedankens an die gemeinsame große Sache sich bewußt, hoben sie ihre Hände und Blicke gen Himmel, und schwuren *in dem Namen Gottes, der Kaiser und Bauren von gleichem Stamm in allen unveräußbaren Rechten der Mensch.*



Menschheit hervorgebracht hat *), das Vaterland zu retten und mannhaft mit einander die Freiheit zu behaupten.

Nachdem sie die heilige Weihe des Bundes zu dem hohen Berufe empfangen hatten, zwischen Tod und Freyheit für das Vaterland wider die Tyranny zu kämpfen, so schieden sie nach manchem biederem Handschlag von einander, und kehrten, die einen auf ihrem Kahne über den See, die anderen zu Lande auf rauhem Pfade in ihre Heimath zurück. Vor ihrem Geiste schwebte das Bild der schauerlich feyerlichen Scene, von welcher sie die mächtige Wirkung noch in ihrem Herzen spürten. Wenn der Gedanke an die Schwierigkeiten des nahen Kampfes ihnen Kummer machte, so stärkte sie ein Blick nach dem Sternen - Himmel, unter welchem
ihre

*) Müllers Gesch. d. Eidg. II Theil. — Ich citire diese Stelle vornehmlich für solche Leser, welche uralte und höchst einfache Wahrheiten als neue Erfindungen des Zeitgeistes anzusehen, und deswegen ohne weitere Prüfung zu verwerfen geneigt sind.



ihre Väter seit Jahrhunderten getrost und frey eingewandelt, von demjenigen geschützt, nach dessen Willen sich alles fügen muß, was unter und über dem Himmel ist: Jeder wartete dann zu Hause in Ruhe und Stille seines Berufes, das Geheimniß des Bundes wie ein Heiligthum wohl verwahrt in seiner Brust tragend; und wenn ein Tag verfloßen war, so zählte jeder am Abend desselben den verminderten Rest der übrigen Tage, die ihn noch von seinem Ziele trennten.

VIII.

V o r l e s u n g.

1 3 0 7.

Einleitung — Wilhelm Tell — Geschichte desselben —
Uriel Freudenbergers Streitschrift — Bemerkungen zur
Widerlegung dieser Schrift und zur Vertheidigung der
Geschichte von Tell — Resultat — Man hat Tells Ge-
schichte eine zugrofse Wichtigkeit beigelegt — Des Tels
That von der moralischen und rechtlichen Seite be-
trachtet — Warum sie kein Meuchelmord genannt wer-
den könne.

VIII
Necessitas ultimum ac maximum telum est.

Livius.

In rebus asperis, et tenuibus fortimissima quaeque
consilia tutissima sunt.

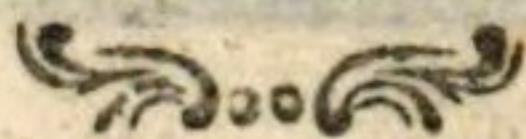
Livius.

Non lamentis, lacrymisque, sed factis hostem ul-
ciscimur.

Livius.

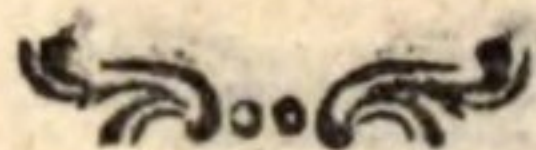
P. P.

Wir haben bisher gesehen, wie das brave und biedere, der Freyheit gewohnte und der Freyheit würdige Volk in den Waldstätten unter das Joch des herrschfüchtigen und mächtigen Albrechts gebeugt werden sollte: Wie man diesen Zweck an demselben auf eben die Art, durch welche schon manches Volk um Recht und Freyheit gebracht worden ist, bald durch schmeichlerische Ueberredungen, täuschende Gunstbezeugungen und heuchlerische Freundlichkeit; bald durch feine Kunstgriffe und durch eine listige Vermischung des Willkührlichen mit der Rechtsform; bald durch schleichende und gebieterische Anmassungen; bald durch Drohungen und zuletzt durch harte und grausame Mißhandlungen zu erreichen suchte: Wie alle Klagen und Beschwerden.

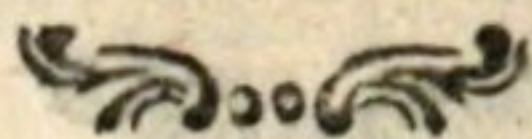


schwerden des Volks über erlittenes Unrecht von dem stolzen Herrscher theils nicht geachtet, theils nicht angehört, theils mit abschreckender Härte abgewiesen wurden: Wie es mit all seiner Bescheidenheit, Geduld und Mäßigung weiter nichts bewirkte, als daß sich die tyrannischen Vögte auf die Macht und Gunst ihres Herrn trozend immer nur frecher und übermüthiger bezeigten: Wie aber auch durch dieses alles bei manchem braven Manne der Gedanke erzeugt werden mußte, *daß solche Tyranney nicht zu ertragen sey*; daß, da kein anderes Mittel übrig bleibe, Recht und Freyheit mit den Waffen erhalten und aus der Tyrannen-Gewalt gerettet werden müsse: Wir haben gesehen, wie dieser Gedanke entstand, wie er genährt, entwickelt, ausgebreitet, und endlich zum weislich überlegten und durch einen feyerlichen Eid geknüpften Bunde ward.

So entfaltet sich aus einem kaum sichtbaren Nebelwölkchen, welches am Morgen von der Spitze
des

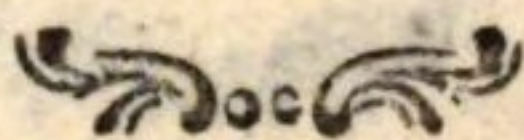


des hohen Rigi in die Luft steigt, ein schweres Gewitter, welches am Abend das Land mit furchtbarem Sturm und Donner erfüllt: Gleich einer solchen Gewitterwolke schwebte jetzt der drohende Ausbruch des geschlossenen Bundes über den Häuptern der Tyrannen. Das duldsame, ruhige und stille Verhalten, welches die Verbündeten zu beobachten beschloffen hatten, glich jener dumpfen, bänglichen Stille, welche in der stokenden Luft gewöhnlich einem schweren Gewitter vorherzugehen pflegt; aber den Tyrannen schien diese Stille eine gänzliche Ermattung, die Ruhe erstorbener Kraft, das geduldige Schweigen der Knechtschaft, die Todtenstille auf dem Grabe der Freyheit zu seyn, und sie glaubten nun in dem völlig sicheren Besitze ihrer Herrschaft ohne weitere Besorgniss in allen Stücken nach ihrem Gutdünken handeln zu können. Allein die Gewitter-Materie (man verzeihe mir, wenn ich bei diesem Bilde zu lange verweile) war nicht nur in der Brust der Verschwornen vorhanden, sondern sie hatte sich in alle Gemüther ergossen, und statt für eine



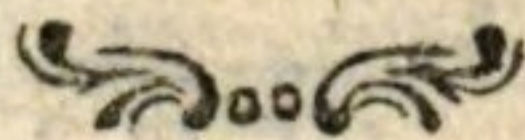
Ableitung zu sorgen, begieng der Landvogt Gefsler die Unvorsichtigkeit, daß er, noch ehe sich die Gewitter-Wolke ganz entladen konnte, durch den Reiz einer übermüthigen und grausamen Tyrannen-That aus der Brust eines tapfern Mannes einen Funken entlokte, der ihn zerschmetterte.

Es war ein Landmann zu Bürglen im Land Uri wohnhaft, der *Wilhelm Tell* genannt, welcher im gerechten Zorne über bereits erlittene und noch gedrohte grausame Mißhandlung, Gefslers Leben und Tyranney ein Ende machte. Die Geschichte dieses Mannes ist aber in neuern Zeiten so sehr angefochten worden, daß ich sie entweder mit Stillschweigen übergehen, oder in der Erzählung derselben auch auf die Gründe Rücksicht nehmen muß, durch welche man sie zweifelhaft zu machen, und sogar zu einem alten Märchen herabzuwürdigen suchte. Es kan daher auch nicht als etwas Unnöthiges und Ueberflüssiges angesehen werden, wenn ich einer kurzen Erzählung von Tells Geschichte einige Bemerkungen



gen über die, gegen dieselbe erregten Zweifel beifüge.

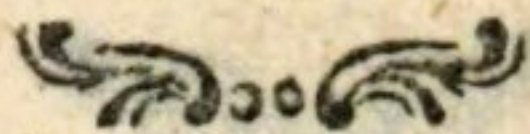
Am 18 Wintermonat des Jahres 1307 gieng Wilhelm Tell mehr als einmal bey dem zu Altdorf aufgestekten Hute vorbey, ohne vor demselben, wie es Gefsler befohlen hatte, eine Verbeugung zu machen; dieses ward dem Landvogt angezeigt, welcher den Tell gleich am folgenden Tage vor sich beschied, und ihn mit zorniger Mine fragte — „Warum er seinem Befehle ungehorsam gewesen sey, „und sich's unterstanden habe, nicht nur gegen ihn, „sondern auch gegen den König selbst Verachtung „zu beweisen?“ — Tell erwiederte — „Was er „gethan, sey nicht aus Verachtung, sondern nur „aus Unachtsamkeit geschehen; er bitte, dafs man „es seiner bäuerischen Einfalt zu gut halten möge; „er wolle in Zukunft Gehorsam erzeugen.“ — Diese Entschuldigung hatte bey Gefsler kein Gewicht; er glaubte vielmehr bey diesem Anlafs ein Beyspiel der Strenge geben zu müssen, damit es in der Folge



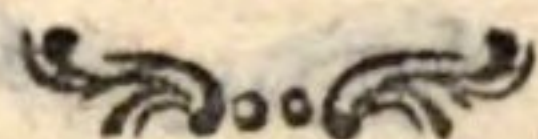
keiner mehr wagen dürfe, einem seiner Befehle ungehorsam zu seyn, und weil er wufste, dafs Tell für einen der besten Armbrustschützen im Lande gehalten wurde, so befahl er ihm höhrend und boshaft — „Weil er doch ein so geschikter Schütze sey, „so müsse er jezt auf der Stelle ein Probestük seiner „Kunst sehen lassen, und ab dem Haupte seines „jüngsten Kindes einen Apfel wegschießen, oder „ihm die Mitschuldigen seines vermuthlich auf einen „Aufruhr abgesehenen Frevels anzeigen“ — Tell erschrak und jammerte über das Unnatürliche und Graufame dieses Befehls, und erklärte sich — „dafs „er ihn nicht vollziehen könne; dafs er lieber sterben wolle“ — Hart und kalt erwiederte Gefsler — „Entweder der Vater müsse gehorchen, oder das „Kind mit dem Vater sterben“ — Bitten und Flehen vermochten nichts über den Tyrannen. Tell wurde mit seiner Armbrust und seinem Kinde, einem Knaben von sechs Jahren auf den Markt geführt: Gefsler wies ihm seinen Standpunkt an, legte selbst den Apfel auf des Kindes Haupt, und befahl dem Tell



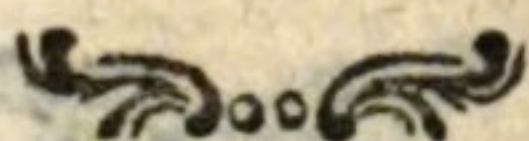
zu gehorchen: Das Vertrauen auf Gott und auf seine Kunst, und ein geheimer mannhafter Vorsatz stärkten die Brust und den Arm des Vaters; er zielte; drückte ab; der Pfeil flog in den Apfel; fiel mit ihm auf die Erde; das Kind blieb unbeschädigt. Gefsler bemerkte, indem er die Kunst des Schützen heuchlerisch lobte, noch einen Pfeil in Tells Köcher: Tyrannen werden durch das Bewußtseyn deß, was sie verdienen, oft auf richtige Vermuthungen geleitet; er errieth den Zweck dieses Pfeils, und wünschte durch Tells Geständniß zur Gewissheit zu gelangen; fragte ihn — „Warum er noch einen zweiten Pfeil zu sich genommen habe?“ — und da ihm Tell mit der Antwort auszuweichen suchte — „Es sey ein allgemeiner Schützengebrauch mehr als einen Pfeil bei sich zu tragen“ — so suchte er ihn mit sanften Worten und freundlicher Mine zum Geständniß der Wahrheit zu bringen — „Er habe keine Ausflucht nöthig, sagte er, und dürfe ganz unbeforgt und freymüthig die Wahrheit sagen, denn er verspreche ihm Sicherheit des Lebens, es möge
sey



„feyn was es wolle“ — Tell liefs sich bereden und gestand im Vertrauen auf des Landvogts öffentliche Zusicherung seines Lebens — „Wenn er mit dem ersten Pfeil sein Kind getroffen hätte, so würde er mit dem zweiten auf den Landvogt selbst gezielt und sicher nicht fehlgeschossen haben“ — Gefsler hielt Wort wie ein Tyrann; er wollte zwar dem Tell das Leben nicht nehmen, aber es ihm zu einer langen, schreklichen Marter machen — „Er habe ihm, sagte er, das Leben zugesichert, und dabei solle es bleiben, weil er aber gegen ihn einen solchen bösen Willen gezeigt, so wolle er ihn an einen Ort bringen lassen, wo er niemanden mehr gefährlich feyn werde“ — Sogleich ward Tell auf des Tyrannen Befehl von der Wache gebunden und samt seiner Armbrust zu Schiffe gebracht. Gefsler wollte ihn, wie er es schon mit mehrern Landleuten ganz wider die Rechte und Freyheiten des Volks verfügt hatte, aus dem Lande hinweg nach Küßnacht bringen, und ihn daselbst das ungern bewilligte Leben in einem finstern Kerker verschmachten

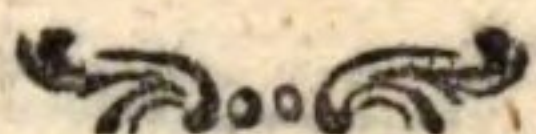


ten lassen: Er gieng selbst auch zu Schiffe, ohne Zweifel weil er einen so kühnen und ihm so furchtbaren Mann nicht eher aus den Augen lassen wollte, bis er ihn in gefänglicher Verwahrung und sich selbst vor ihm in Sicherheit wufte: Während der Fahrt erhob sich ein heftiger Sturmwind; die Wellen schlugen über das Schiff und drohten ihm den Untergang; die Schiffleute waren ermattet und muthlos; Gessler und seine Diener in Todesangst; letztere meinten, dafs nur des schiffkundigen Tells starke Arme sie aus der Gefahr retten können: In dieser Noth bewilligte Gessler, dafs Tell von den Fesseln befreyt das Steuerruder ergreifen soll: Mit starker Faust lenkte Tell das schwankende Schiff über die brausenden und wogenden Wellen längst dem grausen Felsenufer hin auf seine eigene Rettung sinnend: Nahe am Axenberg erblickte er einen platten Felsen; dahin richtete er das Schiff, sprang, als er ihn erreicht hatte, plözlich auf denselben heraus, stiefs das Schiff zurück, und kletterte dann den Berg herauf: Nach einer mühsamen und angstvollen Arbeit gelang



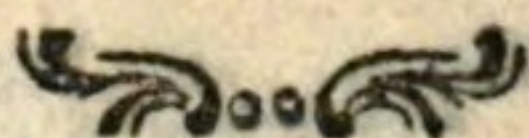
gelang es gleichwol den Schiffleuten, daß sie in Brunnen landen konnten; von da ritt Gefsler durch das Schwizerland auf Küfsnacht zu. Tell hatte indeffen den Gedanken gefasst, der Rache des Tyrannen zuvorzukommen, und durch den Tod desselben sein eigenes Leben in Sicherheit zu setzen: Er begab sich eilends nach Küfsnacht, denn er konnte sich vorstellen, daß Gefsler unfehlbar dahin kommen werde, wenn ihn nicht etwa die Wellen schon verschlungen haben: Oben an einer hohlen Gasse zwischen Art und Küfsnacht in einem dichten Gebüsch legt er sich auf die Lauer: Erst bei anbrechender Nacht hört er Fufstritte von Pferden; hört den Gefsler sprechen; ergreift Pfeil und Bogen, nimmt seinen Vortheil, zielt und trifft den Tyrannen so gut, daß er todt ab dem Pferde fällt: Nach vollbrachter That flüchtet er nach Steinen zum Stauffacher und noch in gleicher Nacht über den See zu Walther Fürst in Uri; erzählt beyden Männern was zwischen ihm und Gefsler vorgefallen sey, und begiebt sich dann auf ihren Rath an einen verborgenen

nen



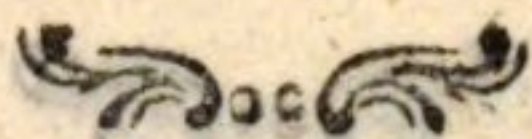
nen Ort, wo ihm nicht so leicht nachgespürt werden konnte.

Gegen diese Geschichte von Wilhelm Tell, die ich aus Tschudis Chronik, der besten und zuverlässigsten Quelle der alten Schweizergeschichte geschöpft habe, sind zwar schon in früheren Zeiten verschiedene Zweifel erhoben worden, zum Beispiel von einem Guilliman, Rhan und Iselin; aber einen eigentlichen Angriff, oder einen Versuch die Unwahrheit derselben zu erweisen, hat nur der Verfasser einer kleinen Schrift gewagt, welche der gelehrte und um die vaterländische Geschichte so sehr verdiente Haller von Bern im Jahr 1760 unter dem Titel — *Der Wilhelm Tell: Ein dänisches Märchen* — herausgegeben hat. Sie ist in einem muntern Tone geschrieben, weil sie einer Dame, an welche sie dedicirt ist, eine angenehme Unterhaltung verschaffen sollte. Haller hatte bei der Herausgabe dieser Schrift keine andere Absicht, als der Wahrheit selbst einen Dienst zu erweisen, welche allemal



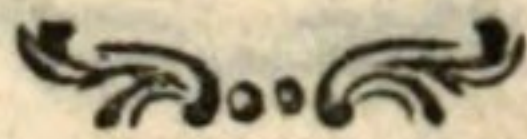
mal dabei gewinnen muß, wenn, sey's durch diese oder jene Veranlassung, eine strenge und gründliche Prüfung derselben befördert wird: Aber was er in guter Absicht that, hatte für ihn sehr unangenehme Folgen: Die Schrift machte vieles Aufsehen, und erregte besonders im Canton Uri großen Unwillen, welcher so weit gieng, daß die Obrigkeit daselbst den Verfasser derselben bestraft wissen wollte, und die Schrift selbst öffentlich durch den Henker verbrennen ließ; über welches strenge Verfahren der verdienstvolle Haller in *seiner Bibliothek der Schweizergeschichte* die eben so bescheidene als gegründete Bemerkung macht — „Vielleicht würde eine frühere „Nachricht oder gültige Urkunde über Wilhelm Tells „Daseyn mehr bewiesen haben, als eine gerichtliche „Verdammung.“ —

Es wäre aber doch sehr unbillig, wenn man in der Beurtheilung jenes heftigen Verfahrens nicht auch in Anschlag bringen wollte, daß Wilhelm Tells Andenken dem ganzen Volk von Uri heilig und ehr-



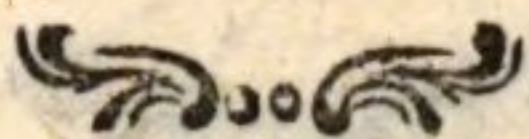
ehrwürdig ist, und daß der Verfasser jener Schrift nicht etwa nur als ein unbefängner, ruhiger Wahrheitsforscher seinen Gegenstand untersucht, und in einer anständigen, würdigen Sprache seine Einwendungen und Zweifel vorträgt, sondern sich einen sehr bitteren, oft schmähenden Ton erlaubt, und sogar die That des so allgemein und so sehr verehrten Tells einen sträflichen Meuchelmord nennt.

Den Verfasser selbst, den Pfarrer *Uriel Freudenberger* zu *Ligerz*, nannte Haller erst in der Folge, da es demselben keinen Schaden mehr bringen konnte, und ob er sich gleich durch die Herausgabe von Freudenbergers Schrift vielen Verdruss zugezogen hatte, so ward ihm doch nachher auch das Vergnügen zu theil, seinen Zweck erreicht zu sehen. Mehrere patriotische Männer wurden angetrieben, sich der bestrittenen Geschichte von Wilhelm Tell anzunehmen, und es kamen manche Schriften, freylich von verschiedenem Werthe, zum Vorschein, in welchen dieselbe theils wider die erregten Zweifel mehr
oder

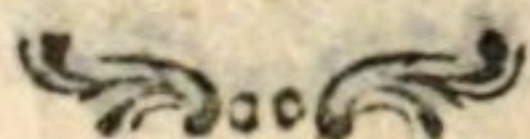


oder weniger glücklich vertheidiget, theils aber das Wahre derselben gründlicher untersucht und aus bisher wenig bekannten oder wenig geachteten Urkunden dargethan wird. Die beste dieser Schutzschriften für Wilhelm Tell dürfte wohl, nebst derjenigen des Herrn *Balthasar von Luzern*, und des *Zurlauben*, eine Vorlesung seyn, welche *Haller selbst* im außern Stand zu Bern gehalten und im Jahr 1772 in den Druk herausgegeben hat. Gleichwol wird Haller von vielen Schriftstellern in Deutschland immer noch als der Verfasser jener Streitschriften genannt: und gleichwol wird es in Deutschland fast allgemein und sogar auch von vielen Schweizern als etwas ganz ausgemachtes angesehen, *dass Tells Geschichte weiter nichts als ein altes Märchen sey.*

Es verräth allerdings einen sehr gebundenen und schwachen Geist, wenn man an allem, was die Alten gesagt und geschrieben und geglaubt haben, und was man von ihnen glauben gelernt hat, so fest hängen bleibt, dass man die hellste Wahrheit, so bald

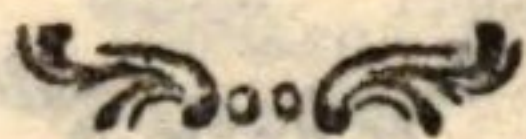


bald etwas von dem bisher als Wahrgedachten bey ihrem Lichte als unrichtig und falsch erscheinen sollte, lieber von sich stoßen, als sich die Mühe geben will, das Unhaltbare und Falsche aus seinen Gedanken hinwegzuräumen: Sollte es aber nicht eben so viel Schwäche verrathen, wenn man jeden, gegen das bisher allgemein für Wahrgehaltene erregten, scheinbaren Zweifel ergreift, und das Alte, ohne es weder selbst gehörig zu prüfen, noch auch die Prüfung von andern zu achten, eilfertig und mit Verachtung hinweg wirft, sey's, weil es der Eigenliebe wohlthut, klüger als andere zu scheinen, oder sey's, weil man sich scheut den armen leichtgläubigen Seelen beygezählt zu werden? Es zeugt doch wohl von einem gröfseren Muth und von einem freyern, männlicheren Geiste, wenn man sich in seinem Glauben durch gar keine Autorität, sondern bloß durch das erkannte Uebergewicht der Gründe bestimmen läßt, und an der auf diesem Wege gefundenen Wahrheit festhält, ohne sich weder von den trägen Freunden alter Vorurtheile durch Verdam-



dammungen und Verfolgungen schrecken, noch von den Freunden der Zweife sucht durch Schimpf und Spott scheu machen zu lassen; ohne darauf zu achten, ob man in die Reihe der Schwachköpfe oder in die Reihe der ungläubigen Zweifler gestellt werde. Es ist eben so schwächlich und schädlich, wenn man *neuer*, als wenn man *alter* Autorität nachbetet; und da der erstere Fehler in unsern Zeiten eben so allgemein zu werden scheint, als es letzterer in früheren Zeiten war, so möchte wohl jeder Erzieher, sey er Vater oder Lehrer, es jezt mehr als jemals Ursache haben, vornehmlich darauf zu sehen und dahin zu arbeiten, daß seine Zöglinge nicht nur in Absicht auf *historische*, sondern in Absicht auf *alle*, besonders aber *moralische* und *religiose* Wahrheit *selbstständig* werden.

Es ist bekannt, daß die meisten Schweizer, welche an Tells Geschichte glauben, derselben auch eine große Wichtigkeit beilegen: Dieses beweist freylich nichts für die Wahrheit derselben, aber ich glaube



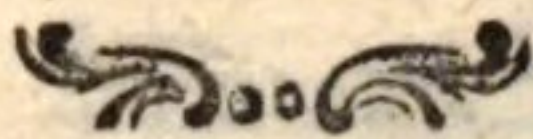
glaube doch, daß es mich entschuldigt, wenn ich durch eine möglichst gedrängte Nebeneinanderstellung der Gründe für und wider Tells Geschichte jeden unbefangenen Wahrheitsfreund in den Stand zu setzen suche, es für sich selbst auszumachen, ob er dieselbe als eine erwiesene Wahrheit oder als ein erwiesenes Märchen anzusehen habe.

Die wichtigsten Gründe, womit Freudenbergers Schrift die Wahrheit und Glaubwürdigkeit von Tells Geschichte bestreitet, sind: Fürs 1te: Die Aehnlichkeit derselben mit der Geschichte eines dänischen Armbrustschützen. Fürs 2te: Das gänzliche Stillschweigen aller Geschichts- und Chronikschreiber von Tells Zeiten an bis völlig zweihundert Jahre nach derselben. Fürs 3te: Das Unwahrscheinliche und Fabelhafte, welches in den Umständen selbst liegen soll.

Die Geschichte des dänischen Armbrustschützen, welche der Freudenbergerschen Schrift den Namen
gegeben



gegeben hat, wird von Saxo Gramaticus, einem dänischen Geschichtschreiber aus dem zwölften Jahrhundert, folgender Massen erzählt — „Tocho war „ein so erfahrner Schütze, daß er niemals fehlte, „einen Apfel von der Spitze eines Stekens herab- „zuschiefen, es möchte selbiger seyn wo er wollte, „wenn er nur mit seinem Bogen dahin reichen „konnte. Als dieses seinem Könige Harald (der in „der Mitte des zehnten Jahrhunderts regierte) hin- „terbracht wurde, war derselbig Willens eine Probe „davon zu sehen, und befahl ihm daher einen Apfel „von seines Sohnes Kopf herabzuschiefen. Tocho „gehorchte ihm, verfuhr sich mit drey Pfeilen, setzte „das Kind an einen solchen Ort, da er nichts als „den Apfel sehen konnte, und schoß selbigen just „in zwei Stücke. Als ihn nun hernach der König „fragte, warum er die andern zwei Pfeile mitge- „bracht hätte, gab er ihm zur Antwort, daß er „es deswegen gethan, um zugleich auch nach „ihm wegen der Ungerechtigkeit seines Befehls zu „schießen,



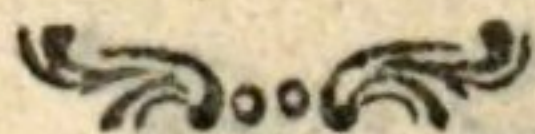
„schießen, im Fall er das Unglück gehabt hätte, sein
„Kind zu beschädigen.“ *)

Man kan es nicht läugnen, die Geschichte dieses Tocho ist derjenigen von Wilhelm Tell so auffallend ähnlich, und beide treffen so wohl in dem Umstand mit dem Schusse als auch in demjenigen mit dem aufgesparten Pfeile und dem Zweke desselben so genau zusammen, daß es sich nicht zu verwundern ist, wenn man auf die Vermuthung gerieth, es müsse eine Geschichte aus der andern entstanden, oder eine der andern nachgebildet worden seyn; und da war es wohl auch nicht ungereimt, wenn man schloß, daß die frühere Erzählung die Quelle der späteren gewesen sey: Allein jene Vermuthung und dieser Schluß beruhen auf einem Vorderfaz, der von keinem philosophischen Historiker zugegeben werden kan; auf dem Saz nämlich — „Wenn zwei
„Begebenheiten, die an verschiedenem Ort und zu

Z

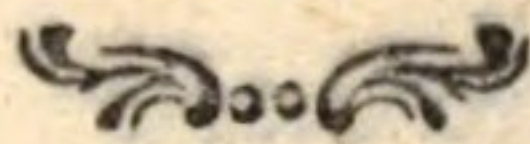
ver-

*) Iselius Lexicon 4r Theil.



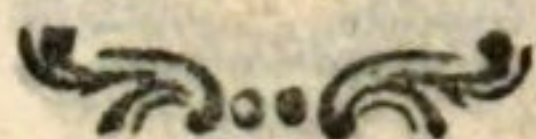
„verschiedener Zeit sich ereignet haben, einander
 „ähnlich sind, so ist die Erzählung der *späteren* nur
 „eine erdichtete Nachahmung der *früheren* Begeben-
 „heit.“ Der Geschichtschreiber Müller sagt hier-
 über — „Es zeigt eine geringe Erfahrung in den
 „Geschichten, von zwei Begebenheiten eine zu läug-
 „nen, weil in einem andern Land und Jahrhunderte
 „ihr eine andere ähnlich war.“

Zudeme ist es schwer zu begreifen, wie die
 Erzählung von Tell aus derjenigen des dänischen
 Tocho hätte entstehen können: Sagen, daß die
 Leute in den Waldstätten die Geschichte ihres Tells
 aus des Saxo Gramaticus lateinischem Werk ge-
 schöpft haben, wäre zu lächerlich: Mit mehr Wahr-
 scheinlichkeit könnte man annehmen, daß des dä-
 nischen Tocho That seit der Auswanderung aus den
 nordischen Ländern in den Waldstätten als eine alte
 Sage im Andenken geblieben, und dann in eine neue
 Geschichte verwandelt worden sey: Aber dann wäre
 die Sage sehr viel älter als Tochos That selbst,
 welche



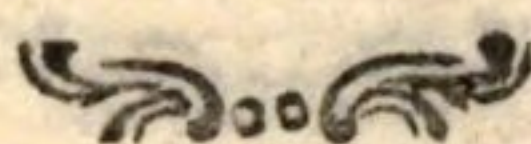
welche Saxo in das zehende, also mehrere Jahrhundert nach jener Auswanderung setzt: Man mußte also den Geschichtschreiber Saxo selbst corrigiren und annehmen, was bei einem Schriftsteller wie Saxo den die Kritik der Geschichte in einen schlimmen Ruf gebracht hat nicht sehr unwahrscheinlich ist, daß er die Begebenheit des dänischen Tocho auch nur aus einer alten Sage geschöpft, und, was vielleicht im fünften Jahrhundert geschehen ist, ganz willkührlich in das zehende unter die Regierung des Königs Harald versetzt habe.

Uebrigens hängt die Glaubwürdigkeit von Tells Geschichte keineswegs von ihrer Aehnlichkeit mit der dänischen oder irgend einer andern Erzählung in der Welt, sondern lediglich nur von ihren eigenen Gründen ab: Diese Gründe sind entweder ausreichend ihre Glaubwürdigkeit zu erweisen oder sie sind es nicht: Im ersteren Fall beweist die Aehnlichkeit einer anderen Begebenheit mit derselben nichts gegen sie, und wer sich darüber wundert mag



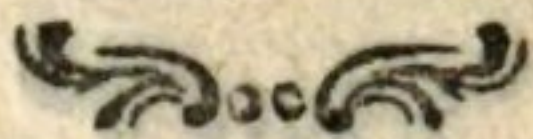
beyde Begebenheiten so gut zusammen reimen als er kan: Im letzteren Fall wäre das Unhistorische und Fabelhafte schon erwiesen, und die Vergleichung jener Aehnlichkeit könnte zu weiter nichts als zu einer Erklärung dienen, wie eine Erdichtung aus einer wirklichen Begebenheit entstanden sey.

Freudenberger sieht zwar die Begebenheit des Tocho auch nur für ein Märchen an und glaubt, daß sogar die Deutschen dieses Märchen aufgenommen haben, weil es bei ihnen ein sehr altes und bekanntes Sprüchwort sey, daß, wenn sie von einem geschikten Armbrustschützen reden wollten, sie zu sagen pflegen — „Er würde sich erkühnen dürfen „einen Apfel von dem Haupt seines Kindes herab- „zuschießen, ohne ihm ein Leid zuzufügen“ — Das heist doch wohl aus dem Märchen eines alten lateinischen Buches zuviel machen. Mit mehr Wahrscheinlichkeit, dünkt mich, hat Guilliman aus dem Allgemeinen dieses Sprüchworts geschlossen, daß es die Erfindung der Geschichte von Tell veranlaßt habe.



habe. Sollte man aber nicht mit noch mehr Wahrscheinlichkeit schliessen können — „Da dieses „Sprichwort in Deutschland so allgemein war, so „muss es dem Geflsler noch besser als den Landleuten bekannt gewesen seyn, und da ist es weit gedenkbarer, dass ein Tyrann, der schon gewohnt war in allem willkührlich zu handeln, aus demselben den Gedanken geschöpft habe, wie er einen „Armbrustschützen, der seinen Zorn gereizt, bestrafen wolle, als, dass die eben nicht dichterischen „Landleute nach diesem Sprüchwort ein Märchen „gedichtet, und ihm den Kredit einer wahren Geschichte haben verschaffen können.

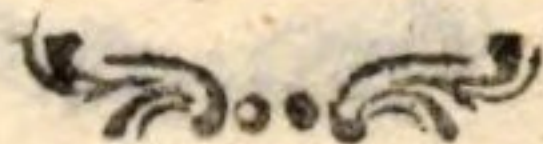
Der wichtigste Grund wider Tells Geschichte ist unstreitig derjenige, welcher von dem Stillschweigen der Geschichts- und Chronikschreiber hergenommen ist. Auf diesen Grund stützt auch Guilliman seinen Zweifel in einem Brief den er im Jahr 1607 an Goldast schrieb, und über welchen Goldasts Freund der gelehrte Wilder die richtige und nicht unfeine



Bemerkung macht — „Dass in den alten Geschich-
ten des Tells keine Erwähnung geschieht, darin
finde ich gar nichts sonderbares: Man kennt ja die
Rohheit jener Zeiten, und weiß, wie sehr die
ersten Eidgenossen von den Auswärtigen gehasst
wurden.“ — Und wirklich von den Eidgenossen
selbst konnte kaum einer seinen Namen, geschweige
eine Chronik schreiben; die wenigen, aus dem vier-
zehnten Jahrhundert vorhandenen Chroniken sind
entweder im österreichischen Sinn oder von Mönchen
verfasst, welche den Eidgenossen sehr ungünstig
waren, weil diese damals gegen den Mönchsstand
so wenig Verehrung bezeigten, dass sie ihn sogar zu
besteuern wagten; darum konnten die Mönche auch
nicht sehr geneigt seyn, etwas zu schreiben, was
den Eidgenossen rühmlich war.

Wenn aber Freudenberger behauptet, dass man
bis auf das sechzehende Jahrhundert weder eine
geschriebene noch gedruckte Chronik aufweisen kön-
ne, in welcher Tells Geschichte angeführt sey, so

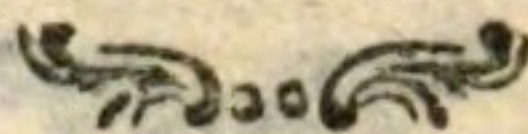
hat



hat er sich darin sehr geirrt: Man hat eine schon im vierzehnten Jahrhundert geschriebene Chronik von einem *Ritter von Klingenberg*, welcher in derselben sagt — „Wilhelm Tell von Uri, der Vertheidiger der Freyheit, lebte 1307 mit seinen Söhnen Wilhelm und Walther, er fochte im Jahr 1315 mit seinem Schwiegervater Walther Fürst in der Schlacht bei Morgarten, und war Meyer oder Verwalter der Aebtissin von Zürich zu Bürglen.“ *)

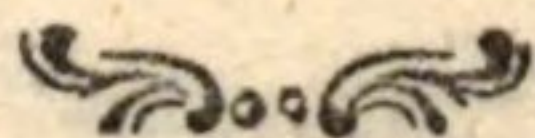
Auch hat man eine Chronik aus dem fünfzehenden Jahrhundert von *Melchior Rufs* von Lucern, einem zu seiner Zeit angesehenen Mann, welcher sich in derselben auf eine noch ältere beruft, die sein Mitbürger der Stadtschreiber Egolf Etterlin im Anfang des fünfzehenden Jahrhunderts geschrieben hatte; welche aber bis jezt nicht gefunden worden ist: Dieser Melchior Rufs erwähnt unter anderm des Tellen Sprung auf den platten Felsen als einer allgemein bekannten Begebenheit, indem er hinzufügt — „noch

*) Hallers Vorlesung — Balthasar Vertheidigungsschrift.



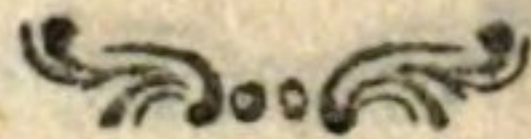
— „noch zu meiner Zeit nennt man diesen Felsen Wilhelm Tellen Platen.“ Der Schultheiß *Schodeler* von Bremgarten und der Gerichtschreiber *Petermann Etterlin* von Lucern haben ihre Chroniken zu Anfang des sechszehenden Jahrhunderts geschrieben. Die Chronik des Letztern wurde zum erstenmal im Jahr 1507 zu Basel gedruckt, und Freudenberger behauptet, aber wie wir gesehen haben, mit Unrecht, daß er der erste gewesen sey, welcher das Märchen von Tell angeführt habe: Gegründeter ist die Beschuldigung, daß dieser jüngere Etterlin manches Fabelhafte erzählt und dadurch seine Glaubwürdigkeit sehr verdächtig mache; und wirklich, wenn sein Zeugniß das erste und einzige wäre, so möchte er wohl ein schlechter Gewährsmann seyn, in so fern man ihn aber als bloßen Mitsprecher ansieht, ist seine Stimme doch nicht ganz zu verachten.

Bey weitem das größte Gewicht in dieser Sache hat das Zeugniß des Egidius Tschudi, ob er gleich seine Chronik, welche Spittler das Fundamental-
werk

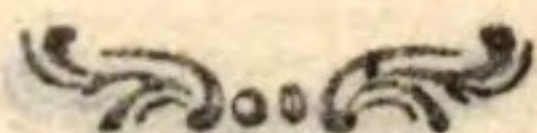


werk der schweizerischen Geschichte nennt, erst in der Mitte des sechszehenden Jahrhunderts geschrieben hat; denn es ist bekannt, daß Tschudi seine vielen historischen Werke nicht wie die meisten Chronikschreiber nach Volksfagen und Traditionen, sondern nach alten Handschriften und Urkunden geschrieben hat, in deren Sammlung er mehr als kein anderer schweizerischer Geschichtschreiber nach seiner Zeit begünstigt war: Sein Zeugniß ist daher nicht wie dasjenige eines einzelnen Mannes, sondern wie das Resultat mehrerer der ältesten und besten Zeugnisse anzusehen.

Die Nachrichten von Tells Geschichte in den angeführten Chroniken haben ein desto größeres Gewicht, weil sich mit demselben ein noch stärkerer Beweis vereinigt, der in alten Denkmalen und Urkunden liegt: Nach einer Urkunde vom Jahr dreizehnhundert sieben und achtzig ward von dem Canton Uri eine jährliche Proceßion bestätigt, welche Tell selbst mit Beyhülfe Fürsts und Stauffachers gestiftet.



gestiftet hatte. Zur Fortpflanzung des frommen Andenkens an Tells Geschichte sind in den Waldstätten noch drey Capellen vorhanden: Mancher möchte vielleicht gegen einen Beweis der sich auf Capellen gründet mißtrauisch seyn, aber er hätte doch Unrecht, denn es kommt hier nur allein auf die Zeit ihrer Stiftung an. In der Capelle zu Bürglen, Tells Wohnort, wird seit dreyzehnhundert und sieben und achtzig jährlich eine Predigt oder Lobrede auf den Tell gehalten; sie ist im Jahr fünfzehnhundert und zwey und achtzig erneuert worden. Eine andere Capelle sieht man zwischen Immisee und Küfsnacht im Canton Schwiz an dem Orte, wo Tell den Gessler erschossen hatte: Nachdem die erste vor Alters zerfallen, ward im Jahr sechzehnhundert eine neue erbaut. Eine dritte steht bey dem Felsen, auf welchen Tell sich rettete, und welcher noch jetzt Tellen Platte genannt wird. Man findet in den alten Urkunden des Cantons Uri, daß im Jahr dreyzehnhundert und acht und achtzig eine allgemeine Landsgemeinde dieses Standes, diese Capelle aufzubauen be-

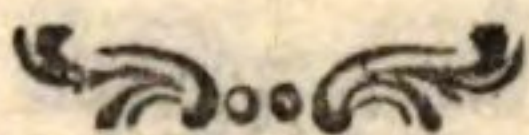


beschlossen habe; und dafs in dieser Versammlung hundert und vierzehn Männer zugegen gewesen, welche den Tell persönlich gekannt hatten: Wer kan es als möglich denken, dafs diese hundert vierzehn Männer mit dem ganzen übrigen Volk übereingekommen seyen, die Nachkommenschaft mit einem erdichteten Märchen zu täuschen? Ist aber Tells Rettung bey der Felsenplatte ein und siebenzig Jahre hernach eine unter seinen Landsleuten notorische, allgemein für wahrgehaltene, und noch dazu durch das Zeugniß von so viel anwesenden Männern, die den Tell gekannt, bekräftigte Begebenheit gewesen, so ist doch wohl einem beynahe fünfhundert Jahre hernach gegen diese Begebenheit erregten Zweifel wenig oder gar kein Gewicht beyzumessen; und zwar um so viel weniger, da es keine wunderbare Begebenheit ist, wo der natürliche Zusammenhang der Umstände nicht sichtbar wäre, oder wo man seine Vernunft unter die Autorität des Zeugnisses gefangen geben müßte.



Guillimann und der Verfasser der dänischen Fabel haben nicht nur an der Geschichte, sondern sogar auch an dem Daseyn eines Tells gezweifelt, welcher Zweifel aber nicht nur die bereits angeführten Denkmale und Urkunden, sondern auch die Urnerischen Rathsbücher vollkommen widerlegen, in welchen der Name Tell mehrmalen unter den Rathsgliedern gefunden wird; und aus den Sterbe-Rödeln erhellet, daß Wilhelm Tell im Jahr dreyzehnhundert und vier und fünfzig in einer Wassersnoth, welche Bürglen traf, umgekommen, und daß des Tellen Mannstamm mit Johann Martin im Jahr sechszehnhundert und vier und achtzig, der weibliche aber mit Verena im Jahr siebenzehnhundert und zwanzig erloschen ist.

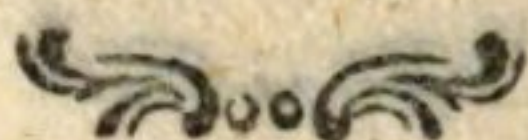
Auf solche Gründe gestützt, konnte Haller in seiner Vorlesung mit Recht sagen — „Weicht ihr „Zweifler! und gebet der Wahrheit die Ehre. Der „Verfasser selbst der so berüchtigten Schrift, der „sel. Pfarrer Freudenberger von Ligerz, würde
diesen



„diesen Gründen Gehör geben, und bekennen über-
wiesen zu seyn.“ *)

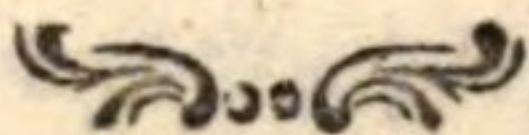
Was der Verfasser der dänischen Fabel von dem Ungereimten und Fabelhaften in den Umständen von Tells Geschichte sagt, ist bey weitem die schwächste Seite seiner Streitschrift, und es wäre unnützer Zeitverlust dabey lange verweilen zu wollen; wenn auch das Fabelhafte von irgend einem Umstand erweislich wäre, so würde doch daraus weiter nichts folgen, als nur, daß dieser Umstand, nicht aber daß die ganze Geschichte fabelhaft sey: Der philosophische Wahrheitsfreund würde das Falsche und Fabelhafte von dem Wahren und Historischen absondern, und sich nicht einmal darüber wundern ersteres neben dem Leztern gefunden zu haben. Man weiß ja, wie bald einer notorischen Tages- oder Orts-Begebenheit durch die Erzählung manches Irrige oder Ungereimte und Widersprechende bey-

*) Haller — Balthasar — Müller — u. a. m.



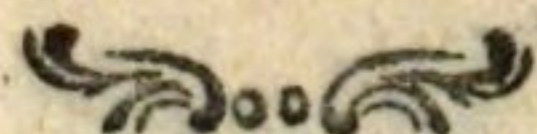
beygemischt wird: Dieses kan nun freylich der Vernünftige nicht glaubwürdig finden, aber derjenige würde sich doch lächerlich machen, welcher um desswillen die notorische Begebenheit selbst läugnen wollte.

Nur *eines* Umstandes, in welchem der Verfasser des dänischen Märchens einen ungereimten Widerspruch gefunden haben will, glaube ich erwähnen zu müssen, weil er zu Tells Charakteristik gehört. Dafs sich Tell von Gefsler so leicht zu dem Geständniss habe bringen lassen, zu welchem Zweke er den zweiten Pfeil zu sich genommen habe darin findet jener Verfasser etwas höchst Lächerliches, und behauptet, die Geschichtschreiber haben das auch gefühlt, und, um diesen Fehler zu verbessern, den Tell als einen dummen und halbnärrischen Menschen dargestellt; da sie ihn doch gleichwol in allem übrigen als einen Mann von beynahe übermenschlicher Einsicht und Klugheit handeln lassen: — Das Uebertriebene dieser Behauptung muß doch wohl jedem,



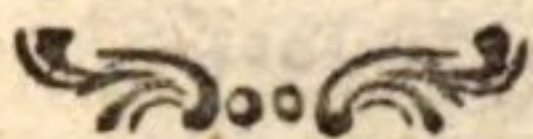
jedem, der Tells Geschichte kennt, in die Augen springen: Es war freylich nicht klug, daß Tell ohne Noth Gefsler Zorn wider sich reizte und dem Worte eines Tyrannen traute, aber wer wird einen Mann der etwas unkluges thut, geradehin einen *dummen* und *blödsinnigen* Menschen nennen? Tell setzte sich durch einen Sprung aus dem Schiffe in Freyheit und sicherte sein Leben durch den Tod des Tyrannen; wer wird aber einem Manne, welcher günstige Umstände die sich ihm von selbst darbieten zu seinem Vortheil benützt, eine *übermenschliche Klugheit* beymessen? Wahr ist es, Tell sagt zur Entschuldigung seines Vergehens selbst von sich — „*Er sey ein einfältiger Bauersmann.*“ — Wer weiß aber nicht, was diese, auch jezt noch nicht feltene Redart in dem Munde eines Bauern zu bedeuten hat?

Nach den Angaben der Geschichte läßt sich Tells Charakteristik in wenig Worten zusammen fassen — Er war weder ein *dummer* noch ein *kluger* Mann: Er war ein *junger Brausekopf*; ein Mann mit



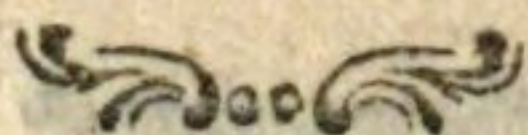
warmem Blut und Gefühle, keck und kraftvoll, aber von beschränktem Geiste und weniger Ueberlegung; folglich ein Mann, der, in so fern er im Kampfe wider die Tyranney eine untergeordnete Rolle zu spielen hatte, mit der Kraft seines Armes und seines Muthes sehr nützliche und wichtige Dienste leisten konnte, aber als *Haupt* und *Führer* leicht alles würde verdorben haben.

So müssen die Häupter des Bundes ihn auch beurtheilt haben; denn ob er gleich des Walther Fürsts Tochtermann war, so hatten sie ihn doch nicht unter die Geweihten und Führer des Bundes aufgenommen. Tschudi sagt zwar, daß Tell auch im Bunde war: Daß er aber in das Geheimniß des Planes, welchen die Bundeshäupter entworfen hatten, nicht eingeweiht, auch nicht unter der Zahl der im Rütli versammelten dreißig Männer gewesen seyn konnte, erhellet offenbar daraus, daß sein Betragen dem Beschlusse jener Männer gänzlich zuwider war; denn vermöge dieses Beschlusses wollten sie



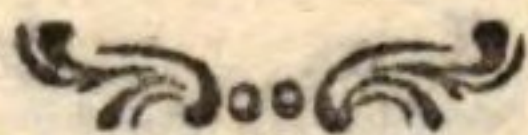
sie nicht nur die Tyrannen auf keine Weise reizen, sondern vielmehr so gar auch die härteste Mißhandlung mit Geduld ertragen, damit durch den voreiligen Widerstand des Einzelnen dasjenige nicht gehindert oder vereitelt werde, was alle Verbündeten zu gleicher Zeit und mit vereinter Kraft unternehmen mußten, wenn es gelingen sollte. Hätte Tell an diesem Beschlufs Theil gehabt, so wäre sein troziges Benehmen gegen des Landvogts Hut nicht bloß *Unbesonnenheit* zu nennen, sondern er würde sich damit der *Wortbrüchigkeit* gegen seine Mitverbündeten schuldig gemacht haben. Es ist aber doch wohl sehr viel unwahrscheinlicher, daß Tell sein Wort gebrochen und dadurch seine Freunde und die gemeine Sache in Gefahr gesetzt, als daß der junge Braufekopfe die Beschlüsse und Plane der Häupter des Bundes nicht gekannt, und auf seine eigene Gefahr eine Unbesonnenheit begangen habe.

Das Resultat aus allem bisher Gesagten, so wie aus allem, was zur Vertheidigung der Geschichte



von Wilhelm Tell geschrieben worden ist, möchte wohl darin bestehen — „Dafs im Jahr dreyzehnhundert und sieben ein junger Mann im Land Uri zu Bürglen wohnhaft, der Wilhelm Tell genannt, von dem Landvogt Gessler auf eine tyrannische Weise mißhandelt ward; dafs er zu Schif nach Küßnacht gebracht werden sollte, um da, wie schon mehrere von seinen Landleuten, in einem finstern Kerker sein Leben zu verschmachten; dafs er bei einem Sturmwinde Gelegenheit fand seiner Bande frey zu werden und sich aus dem Schiffe auf eine Felsen-Platte zu retten; dann dem Landvogte bei Küßnacht aufpafste und ihn todt schofs.“ —

Diefs hat so viele und so gültige Beweise für sich, als man nach den Grundfäzen einer strengen Kritik zur Begründung einer Begebenheit nur immer verlangen kan: Was aber den Umstand mit dem Apfel betrifft, welchen Tell ab dem Haupte seines Kindes schiefsen mußte, so ist nicht zu läugnen, dafs



dafs er weniger Beweise für sich hat, als die übrigen Umstände in Tells Geschichte: Eine sehr alte Tradition und Tschudis Zeugniß sind fast die einzigen, wenigstens die wichtigsten Beweise desselben, denn alle spätern Geschichtschreiber können hier nicht viel gelten.

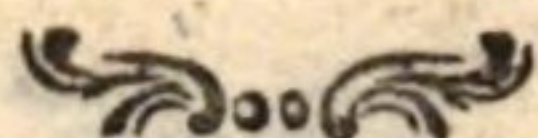
So gern ich übrigens zur Vertheidigung der Geschichte von Tell das Meinige auch beigetragen habe, so muß ich doch freymüthig gestehen, dafs mich dünkt, man habe derselben eine gar zu grofse Wichtigkeit beigelegt. Wenn ein schlecht unterrichteter Schweizer seine Aufmerksamkeit mit mehr Wohlgefallen auf Tells Geschichte als auf dasjenige richtet, was die Stauffacher, die Fürst und die Anderhalden gethan haben, so ist dieses an ihm zwar nicht zu billigen, aber doch mit der allgemeinen Neigung zum Außerordentlichen und Wunderbaren zu entschuldigen: Wenn aber Schriftsteller die Rolle, welche Tell in dem Aufstande wider die Vögte gespielt hat, als die wichtigste, und ihn selbst als den



Retter seines Vaterlandes, als den Stifter der helvetischen Freyheit darstellen, so sind sie desto mehr zu tadeln, weil sie das Richtige und Wahre der Geschichte besser wissen sollten, und weil sie damit das Verdienst der eigentlichen Freyheitsstifter verdunkeln; es ihnen gewissermassen entreißen, um es einem andern zuzuwenden, der weniger Anspruch auf dasselbe zu machen hat. Diesen Schriftstellern ist es auch zuzuschreiben, daß die neuen Republikaner *) in Frankreich den Tell als den Stifter des schweizerischen Freystaats ansehen und glauben, daß sie uns kein trefflicheres Muster republikanischer Tugend zur Nachahmung empfehlen können: Aber es läßt sich mit Grunde behaupten, ohne Tells Verdienst im geringsten schmählern zu müssen, daß wir an den oft benannten Bundeshäuptern, an Winkelried und mehreren Andern vollkommnere und reinere Muster patriotischer Tugend haben, als welches Tell durch sein Beyspiel aufgestellt hat.

Es

*) nämlich vor 1800.

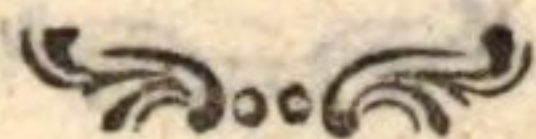


Es ist gewifs, dafs Tell an dem eigentlichen Werk der Befreyung nicht den Antheil eines Stif- ters oder Führers gehabt, dafs er, wie schon ge- sagt, nur eine untergeordnete Rolle gespielt habe, und was seine besondere Geschichte betrifft, so ist es eben so gewifs, dafs sich dieselbe zur Geschichte seines Vaterlandes wie die Episode zu einem Ge- dichte verhält: Sie ist ein Nebenstück, welches man hinwegnehmen kan, ohne damit in dem Ganzen eine Lücke zu machen: Was Tell that ändert nichts we- der in dem Plane noch in der Ausführung des Auf- standes wider die Tyranny; Alles nimmt eben den Gang, welchen die Verbündeten vor dem Ereignifs zwischen Tell und Gessler verabredet hatten, und den es auch ohne dieses Ereignifs würde genommen haben.

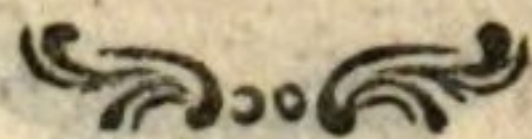
Man könnte zwar sagen, Tell habe sein Vater- land von einem Tyrannen befreit, und durch diese That seinen Landleuten zur Ausführung des Haupt- Werkes theils Muth eingeflößt, theils ihnen dassel-
be



be nicht wenig erleichtert. Wahr ist's, er gab ihnen durch diese That gleichsam ein blutiges Zeichen zur Rettung des Vaterlandes, mit welchem er sie nachdrücklicher als mit Worten aufforderte — „Seht, wie bald ein Tyrann ohnmächtig da liegt, ob er gleich wie ein Raubthier der Schrecken eines ganzen Landes ist! Seht, was gegen ihn ein einzelner Mann vermag! Seyd ihr nicht Schwächlinge und jeder Mißhandlung werth, so versucht es auch was ihr alle vermögt.“ — Aber durch Gefslers Tod wurden die zwei wichtigsten Zwecke der Verbündeten eher gehindert als befördert. Sie wollten fürste nicht bloß die Tyrannen, sondern die *Tyranny* selbst aus dem Lande wegschaffen; denn mit dem Tode *eines* oder auch *zweyer* Vögte war ihrem Vaterlande nicht geholfen, so lange die Burgen in Albrechts oder seiner Kriegsleute Gewalt blieben: Die Eroberung dieser Burgen mußte aber durch Gefslers Tod nur schwieriger werden; er diente nur dazu die Befazungen aufmerkfamer zu machen, die Verbündeten in grofse Verlegenheit zu setzen, und



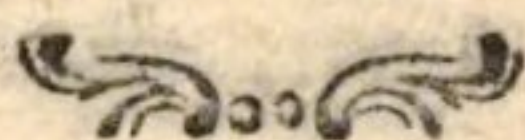
und Albrechts Rache zu reizen, die er mit der völligen Unterjochung der Waldstätte desto leichter befriedigen konnte, weil er vermittelst der Burgen noch einen festen Fuß im Lande hatte: Die Verbündeten wollten ferner fürs 2te die Gerechtigkeit ihrer Sache und die Reinheit ihres edeln Zwekes unbeflekt erhalten, und sich im Geringsten nichts Unrechtes auch nicht den Schein von etwas Strafbarem zu Schulden kommen lassen: sie hatten so gar beschlossen, bey der Ueberraschung der Burgen mit der möglichsten Schonung zu Werke zu gehen. Gesslers Tod aber war diesem edeln Zweke und diesem rühmlichen Entschlusse gänzlich zuwider; durch denselben ward ihr schönes und tadelloses Werk dennoch mit Blut beflekt, und überdies konnte Albrecht daher den Vorwand nehmen, das ganze Volk nicht nur des Aufruhrs, sondern auch des Mords zu beschuldigen. Es ist daher einem unbefangenen Schweizer nicht übel zu nehmen, wenn er es bedauert, daß sich in den ruhmvollen Kampf der Freyheit mit der Tyranney der minder edle



edle Particular-Kampf eines freyen Mannes mit einem einzelnen Tyrannen mischen mußte, ob er gleich zu dem wohlverdienten Verderben des Letzteren ausschlug.

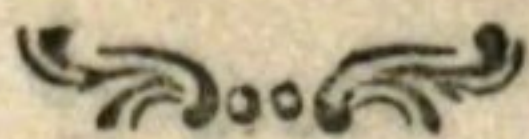
Nicht bloß der Verfasser der dänischen Fabel, sondern auch andere achtbare Männer in der Schweiz und im Auslande haben Tells That einen Meuchelmord genannt, und es nimmt mich wunder, daß Tells Vertheidiger auf diese Beschuldigung keine Rücksicht genommen und zu seiner Rechtfertigung gar nichts gesagt haben — „Sie thaten wohl daran (so hat man ihr Stillschweigen ausgelegt) Sie thaten wohl daran, daß sie sich nicht in die Moralität dieser Handlung einlassen wollten, denn es läßt sich nach keinen gefunden politischen, vielweniger nach moralischen und christlichen Grundsätzen rechtfertigen, daß eine Privatperson in ihrer Privatsache ihr erlittenes Unrecht durch den meuchelmörderischen Todschlag des Beleidigers räche. Es ist wohl zu merken, daß in dieser

„wah-



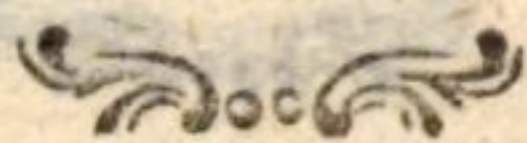
„wahren oder fabelhaften Geschichte Wilhelm Tell
„diese Rache unternimmt blos auf sein eigenes Gut-
„dünken hin, ohne Wissen der übrigen Verbündeten,
„und nicht als ein Representant der Republik oder
„eines Theils derselben, hiemit ohne alle rechtliche
„Befugniss: Wenn man auf's gelindeste davon reden
„will, so mag die Unerträglichkeit des Jochs der
„Tyranney, welches er eigenmächtig ab sich schüt-
„teln will, das Verbrechen etwas verringern.“ —
So urtheilt ein würdiger und billiger Mann, Salo-
mon Wolf von Zürich in seiner Vorrede zu Baltha-
sars Vertheidigungsschrift.

Dieses freymüthige Urtheil, welches von einem
reinen Eifer für Moralität und Wahrheit zeugt, ist
an Wolf desto löblicher, weil er an einem seiner
Mitbürger aus dem vorigen Jahrhunderte, an Ru-
dolf von Waid, ein abschreckendes Beispiel vor sich
hatte, welcher, weil er den Tell einen Mörder ge-
scholten, vor den Gesandten von Uri Abbitte thun,
und es für Gnade ansehen mußte, daß ihm keine
här-

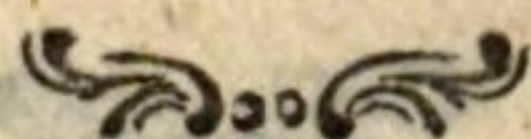


härtere Strafe angethan wurde: Hätte Wolf den Umstand, welcher nach seiner Meinung Tells Verbrechen verringert, länger und schärfer ins Auge gefaßt, so würde er vielleicht gefunden haben, daß eben durch diesen Umstand das *Verbrecherische* in Tells Handlung nicht bloß *um etwas*, sondern *um sehr vieles* verringert, vielleicht ganz gerechtfertigt wird.

Daß Tell nicht als Representant des Volks und für andere, sondern nur eigenmächtig und für sich gehandelt habe, ist ganz der Geschichte gemäß: Daß eine Privatperson in ihrer Privatsache ein erlittenes Unrecht durch den meuchelmörderischen Todschlag des Beleidigers nicht rächen dürfe — Dawider läßt sich auch im geringsten nichts einwenden, desto mehr aber wider die Anwendung, welche von diesem an sich richtigen Grundsatz auf des Tellen Handlung gemacht wird. Es fragt sich zuerst, was Tell gethan habe? und dann, ob jener Grundsatz auf seine That angewendet werden könne?

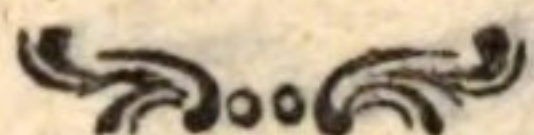


1) Tell wird von dem Landvogt auf eine ganz willkührliche, völlig Recht - und Gesez - widrige Art mißhandelt, wird, was den Gesezen nicht weniger zuwider war, außer das Land geschleppt, um in einen Kerker geworfen zu werden, wo er entweder sein Leben verschmachten, oder auf eine grausame Art hingerichtet werden soll. Er findet zwar Gelegenheit seiner Fesseln los zu werden, und aus dem Schiffe zu springen, aber noch ist er nicht gerettet: Er weiß daß der Landvogt den entschiedenen Willen hat ihn ums Leben zu bringen, und daß er jezt noch mehr über ihn erbost seyn wird, als vorher: Was soll er thun? Die Obrigkeit und das Gesez um Schuz anflehen. Ja, wenn der Landvogt nicht selbst die höchste Obrigkeit, und sein Wille nicht das einzige noch geltende Gesez wäre. Soll er sich außer Lands flüchten? Aber wo er tritt, ist östreichisches Gebiet, wo man ihn unfehlbar gefangen nehmen, hinrichten oder ausliefern wird. Soll er sich im Lande selbst verstecken? Aber der Landvogt wird alles anwenden, um ihn auszu-
spüren,

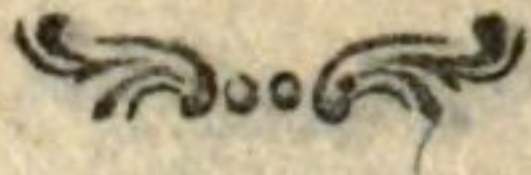


spüren, und wenn es ihm nicht gelingt, werden es Tells Verwandte und Freunde entgelten müssen; der wüthende Gefsler wird sie, um von ihnen die Entdeckung seines Aufenthalts zu erpressen, nicht menschlicher behandeln, als der grausame Landenberg Arnolds Vater den alten Heinrich aus dem Melchthal behandelt hatte. In diesem Gedränge sieht Tell nirgends Rettung als in Gefslers Tode: In seiner Seele steigt der Gedanke auf — „Ich muß mich wie ein Thier von dem Tyrannen schlachten lassen, oder, der Tyrann muß sterben“ — Manigfaltige Triebe, Rache für erlittenes schreyendes Unrecht, Sorge für sein bedrohtes Leben, Kummer für sein Weib und seine Kinder, Zorn über die Ungerechtigkeit und Straßlosigkeit des Tyrannen, über seinen und des Vaterlandes Mörder, alle diese in hohem Grade gereizten Triebe vereinigen sich sein Herz in eine stürmische Bewegung zu setzen; sie eißt ihn hin; er schießt den Tyrannen tod.

Und nun möchte ich mich auf das Gefühl eines
jeden

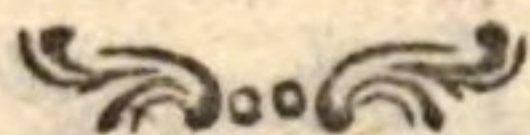


jeden Biedermannes berufen, und ihn fragen, „ge-
„traust du dir so schlechthin zu sagen — *Tell war*
„*ein Mörder?*“ — „Nicht das Gefühl, möchte man
„vielleicht sagen, sondern die Vernunft muß hier-
„über den Ausspruch thun“ — ich gebe es zu,
wenn von der *allgemeinen* Vernunft die Rede ist,
aber diese ist weder bey einem einzelnen Philoso-
phen, noch in dem System einer philosophischen
Schule zu finden: Ueber Gegenstände des Rechts
und der Moralität hat das gemeine Menscheng-
fühl immer auch eine Stimme zu geben, und der
Philosoph sollte gegen jeden Ausspruch *seiner* Ver-
nunft mißtrauisch seyn, wenn er mit jenem Gefühl
im Widerspruch steht. Ein Rechts- oder Moral-
System, welches einem Tyrannen eine völlige Unan-
taftbarkeit zusichert, kan niemals das System eines
Recht- und Freyheitliebenden Menschenfreundes
seyn: Doch es wäre schlimm, wenn das Gefühl,
welches für Wilhelm Tell spricht, nicht auch in
klare Begriffe aufgelöst werden könnte.

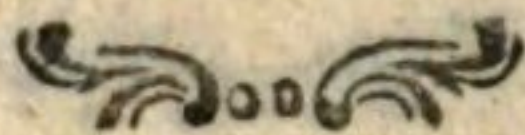


2) So viel muß doch jeder einsehen, daß in jenem angeführten Grundsatz fast kein einziger Begriff auf des Tellen Handlung anwendbar ist. Gessler's Benehmen ist nicht bloß ein *unbestimmtes Unrecht* zu nennen, es war ein gewaltsamer mörderischer Anfall auf des Tellen Leben: Dies Unrecht ist nicht als schon *erlitten*, als vollendet anzusehen; des Gessler's Wille, seine gestörte aber noch nicht vereitelte mörderische Absicht durchzusetzen, ist nicht im mindesten zweifelhaft; folglich ist auch Tells Handlung nicht sowohl *Selbsttrache*, als vielmehr Nothwehr zu nennen: Und was das Wichtigste ist, die Gültigkeit jenes Satzes im Allgemeinen supponirt einen *gesetzlichen Zustand* der Gesellschaft, welcher in den Waldstätten nicht mehr statt fand, weil er durch die Tyranney aufgehoben und völlig zernichtet ward: Tell muß also nicht nach dem gesellschaftlichen, sondern nur allein nach dem *Naturrecht* beurtheilt werden: Um seine That zu würdigen kommt es nicht in die Frage, *was einem Privatmann gegen seinen Beleidiger nach dem gesellschaftlichen*

chen



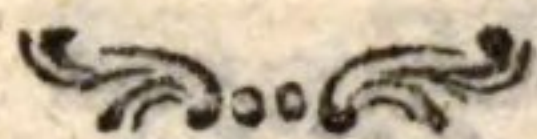
chen Rechte erlaubt sey? sondern es fragt sich, ob in demjenigen Fall, wo der Beleidigte des Schutzes der gesellschaftlichen Rechte und Gesetze beraubt ist, demselben eine, der erlittenen Beleidigung angemessene Selbsthülfe zugestanden werden müsse? Dieser Fall kan auch in einem wohl organisirten Staate eintreffen, und jeder Böfewicht kan einen rechtlichen Mann in eine Lage versetzen, wo die Gesetze ihm keinen Schutz gewähren, und wo er gezwungen ist, gegen seinen Beleidiger nach dem Naturrechte zu handeln, und seine eigene Kraft zu seiner Hülfe anzuwenden: Wenn ein Dieb in sein Haus einbricht, um ihn seines Eigenthums zu berauben, sollte er da nicht berechtigt seyn, ihn mit Gewalt davon abzuhalten? Wenn er von einem Mörder angefallen wird, so das er ihm nicht ausweichen kan, sondern sein Leben verloren geben, oder sich widersetzen muß; gesetzt, der Mörder hat ein Mordgewehr gegen ihn abgefeuert und fehlgeschossen, er ergreift aber ein zweites Mordgewehr, um damit einen wiederholten Angriff zu thun: Muß der Beleidigte dies geschehen lassen?



lassen? Muß er den Anfall erwarten, und sich nur wo möglich vertheidigen? Handelt er unrecht, wenn er den Angreifer selbst anfällt und ihm zuvorkommt? Ist er ein Mörder, wenn er ihn niederstößt.

Sollte man einwenden, daß des Tellen That als eine doppelt strafbare Handlung anzusehen sey, weil Gefsler seine Obrigkeit war, so würde ich antworten, daß eben darin der Grund lag, warum er sich durch Selbsthülfe retten mußte, weil der mörderische Angriff von der Obrigkeit selbst geschah, und er folglich bei derselben keinen Schutz finden konnte. Obrigkeitliche Personen sind allerdings unverlezzlich und unantastbar, so lange sie innerhalb *des heiligen Kreises* stehen, welchen die Staatsverfassung und die Geseze um sie her gezogen haben; und diejenigen Privat-Personen, welche diesen heiligen Kreis überschreiten, um sich an der Obrigkeit zu vergreifen, begehen ohne anders den vielfachsten und strafbarsten Frevel, der möglich ist; denn es ist Frevel nicht blos an den Personen der Obrigkeit,

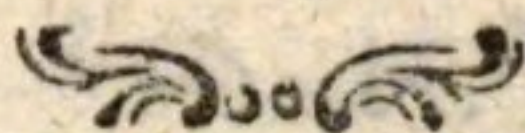
keit,



keit, sondern zugleich an dem Ansehen und an der Würde, die ihnen übertragen ist; es ist Frevel an dem ganzen Staat, der alles wovon das Gemeinwohl abhängt in ihre Hände gelegt hat; es ist Frevel an dem ganzen Volke, welches in seinem Representative angegriffen wird; es ist Frevel an allen einzelnen Bürgern zugleich, deren Sicherheit auf dem Schutze der Gesetze beruhet, der von dem Augenblick an nicht mehr statt findet, wo die Handhaber der Gesetze an ihrem Amte gehindert, und selbst angetastet werden. Wenn aber die Obrigkeit selbst aus diesem heiligen Kreise austritt, und außer demselben die Gewalt ausübt, welche ihr nur innerhalb desselben zukommt, so hat sie das Vorrecht der Unverletzbarkeit verloren, so ist ihre Gewalt zur Tyranny geworden, so hat sie selbst alle gesetzliche Gewalt zernichtet, und gegen ihre tyrannische Gewalt ist kein anderer Schutz mehr übrig geblieben, als welcher in dem natürlichen Rechte der Nothwehr zufrieden ist.



Es ist also offenbar eine unbillige und zu harte Zulage, wenn man den Tell eines Mordes beschuldiget: Eher könnte man die That der bekannten Charlotte Corday einen Mord nennen, ob ich gleich dieses Urtheil aus wichtigen Gründen auch nicht unterschreiben möchte: Eine Vergleichung ihrer That mit derjenigen des Tells würde in moralischer und rechtlicher Rücksicht wichtig und lehrreich seyn, aber hier nicht am rechten Ort stehen; ohne Zweifel würde es sich aus dieser Vergleichung ergeben, daß man der That der Charlotte Corday mehr *Edelmuth*, des Tellen That aber mehr *Rechtmäßigkeit* zugestehen müsse. Die Corday handelte nicht für sich, sondern bloß für ihr Vaterland, welches sie von einem Tyrannen befreyen wollte, der sie übrigens durch kein unmittelbares, ihr eigenes Leben in Gefahr setzendes Unrecht gereizt hatte; sie gab sich freywillig einem gewissen Tode hin, weil sie glaubte, durch den Tod des blutdürstigen Marat ihr Vaterland retten zu können. Tell hingegen ward von Gessler unmittelbar an der Sicherheit seines Lebens



bens angegriffen, und nicht etwa durch eine harte gesetzliche Strenge, sondern durch eine völlig willkührliche und tyrannische Gewaltthätigkeit in die Lage versetzt, in welcher sich ein Mann befindet, der von einem Mörder angefallen wird, und sich nur durch den Tod desselben retten kan.

Allein, ob sich gleich Gesslers Todschlag nach rechtlichen Gründen, wie mich dünkt, hinlänglich rechtfertigen läßt, so glaube ich doch der Achtung, in welcher Tells Andenken bey den Schweizern steht, nicht zu nahe zu treten, wenn ich den Wunsch äußere, daß diese That, die doch eigentlich weder zu den Patrioten - noch zu den Helden-Thaten zu zählen ist, gar nicht geschehen seyn möchte; und ich mache mir um so weniger ein Bedenken, diesen Wunsch zu äußern, da er mit der Gesinnung jener edleren und weiseren Patrioten übereinstimmt, welche diese That selbst auch mißbilligt haben. Möchte doch der Geist der männlichen und klugen Ueberlegung, der Geist der Ge-



rechtigkeitsliebe und des Edelmuths, welcher in jenen Männern lebte und wirkte, sich auch auf alle ihre Nachkommen fortgeerbt haben!

Grob, Gregor

Der Schweizer auf dem Rigi

Bd.: 3

St. Gallen 1806

Helv. 347-3

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10453559-2

VD18 10715657-003